Stefanie Bielmeier

Polymerisation

Roman

Edition Publish & Parish

Stefanie Bielmeier
Studium der Kunstgeschichte, Germanistik und Italianistik
in Tübingen, München, Perugia und Siena.
Promotion zum Dr. phil.
Chefredakteurin der internationalen
wissenschaftlichen Kunstzeitschrift „PANTHEON“.
Wissenschaftliche und belletristische Publikationen.

In der Edition Publish & Parish erschienen die Romane
„Inszeniertes Leben“ sowie „Die Schriftstellerin“.

Sämtliche Personen und Handlungen sind fiktiv,
eventuelle Übereinstimmungen dem Zufall geschuldet.

Bildnachweis
Tusche auf Papier © Roland Bothner

Erstausgabe
© 2015 Edition Publish & Parish
Blumenstraße 40, 69115 Heidelberg
Alle Rechte vorbehalten
Gesamtherstellung: Edition Publish & Parish
Druck: PBtisk, Pribram
Printed in Czech Republic
ISBN 978-3-934180-20-8

Prolog

Eine Stadt, eine Wiese, eine Kathedrale, ein Haus. Pflanzen. Blumen, Büsche, Bäume. Tiere. Menschen. Ein Stern. Am Himmel. Über dem Dach. Offenes Gebälk. Tiere. Groß und klein. Menschen. Jung und alt. Weißes Haar. Gelichtet. Braune Locken. Wenig Blond. In der Mitte gescheitelt oder zum Pagenkopf frisiert. Glatt rasiert. Meist mit Bart. Oberlippenbart, Kinnbart, Vollbart. Ein Hut. Ein Hund. Weiße Vorderpfoten. Gekreuzt. Stein. Holz. Stroh. Rundbogen. Spitzbogen. Wimperg. Fiale. Kreuzblume. Maßwerk. Weiße Wolken. Ein Rind. Ein Esel. Trippen. Schnabelschuhe. Ledersen. Rot. Kaum Gelb. Blau beruhigt. Granatapfelmuster. Gold auf Rot. Samt. Brokat. Etwas Pelz. Am Ärmelabschluss. Weite Ärmel. Enge Ärmel. Weite Ärmel über engen Ärmeln. Hängeärmel. Flügelärmel. Beutelärmel. Schulterpuffer. Angenestelt. Strümpfe farbig. Kein Mi-parti. Spitzer Hut. Biberhut. Turban.

Der Esel frisst. Das Rind schaut. Kurzschwert und Aumonière am Dusing. Houppelande in dunklen Falten. Tappert. Rot. Mit Gürtel. Giubbone. Roter Strumpf. Goldene Schecke. Spitz und rot der Judenhut. Windspiel ruht weiß. Sendelring. Umwunden. Fremdartig. Bambusschemel. Dreieckig eingepasst. In die freie Fläche. Darauf ein Gefäß. Golden. Der Stock des Alten. Derbe Fußbekleidung. Untergeschnallte Trippen. Eine junge Frau mit Säugling. Am Pfeiler über dem Gesims durchbricht etwas das regelmäßige Gefüge des Mauerwerks. Die Frau blickt auf das Kind. Alle blicken auf das Kind. Sogar der Hund. Oben leuchtet der Stern.

Falten. Schüsselfalten. Kellerfalten. Wasserfallfalten. Die Riese aus weißem Leinen. Kein Kruseler. Ganz schlicht. Kein Gebende. Darüber breitet sich tiefblau der Mantel. Über blauem Surcot. Blau. Einfach, doch erlesen. Tiefe. Ruhe. Im Bunten. Im allzu Bunten. Im allzu Üppigen. Im Orientalischen. Aus dem Heiligen Land. Kreuzfahrersouvenir. Sorgfältig arrangiert. Wie hingegossen. Falte drapiert. Gewand füllt den Raum. Beine wie im Ballett. Croisé, effacé. En face, en profil. Rückenansicht. Spitzer Ausschnitt. Spitzer Degen.

Hund und Sendelbinde weiß. Weißer Page im Hintergrund. Nicht rein weiß. Perlgrau. Wie der Hund. Purpurner Samt. Ganz mit Pelz gefüttert. Und verbrämt. Sehr schick. Zum Gold und Rot und Gelb die blaugrüne Almosentasche. Am goldenen Gliedergürtel.

Stehen, knien, sitzen, schreiten. Entblößten Hauptes. Den Hut zum Gruß gelüftet. In der Hand, vor der Brust. Der rote spitze Judenhut mit der Krone auf der Erde. Abgelegt. Das Gefäß abgestellt. Auf dem dreieckigen Schemel. Ein gleichseitiges Dreieck. Kein rechtwinkliges. Hände strecken sich nach dem Säugling. Vor der Frau auf den Knien. Seitlich geschlitzte Houppelande enthüllt roten Strumpf. Goldenes Wams. Goldene Bordüren. Halbhoher Schnabelschlupfschuh. Keine Waffe, kein Sporn. Wie der Kniende im Giubbone. Der Jüngere. Ärmel fallen knöcheltief. Seitenschlitz zeigt Bein. Bis zum Oberschenkel. Gewagt. Am Oberkörper anliegend. Enge Taille. Zum Knie aufspringende Falten schaffen Volumen. Ein Röckchen. Keine Andeutung. Spiel mit Kontrasten. Zuspitzung. Verbergen – zur Schau stellen. Eng – weit. Glatt – in Falten gelegt.

Und über allem leuchtet der Stern. „E lucevan le stelle …“ Aber es ist nur einer. – Der Eine.

Ein Mann

Thomas dachte nach. Nicht ohne Anstrengung. Er dachte selten nach. Ein Mann der Tat. Wie Karl der Kühne. Den er als Schüler verehrte. Seit der Klassenfahrt nach Berlin. In der Dahlemer Gemäldegalerie entdeckte er die Kunstpostkarte. Das Portrait des Herzogs von Burgund. Von Rogier van der Weyden. Was ihm wenig sagte. Die Säle der Altniederländer hatte er eher gelangweilt durchquert. Jan van Eycks Berliner Kirchenmadonna. Das Bildnis des Giovanni Arnolfini. Van der Weydens Bladelin-Altar sowie sein Bildnis einer jungen Frau. Karl der Kühne wurde nicht gezeigt. Vermutlich kein Original. Sondern nur Werkstattkopie. Als solche hervorragend, aber eben kein Original. Als Reproduktion immerhin an der Kasse präsent.

Später, als Thomas das Abbild mittels Reißzwecken am Spind befestigt hatte, gut verborgen hinter einem Wäschestapel, denn es war im Internat strengstens verboten, später also wollten alle eine angebliche Ähnlichkeit mit dem Dargestellten erkennen. Die allerdings keine natürliche war, sondern eine durchaus gewollte, intendierte, ja inszenierte. Thomas trug das Haar im Burgunderschnitt. Nicht in der extremen Ausprägung wie Philipp der Gute. Vom Wirbel aus kreisrunder langer Schopf über den ein bis zwei Finger breit ausrasierten Partien um Ohren und Nacken. Sondern exakt wie sein Vorbild. Kurzer Pagenkopf, halb in die Stirn und über die Ohren. Dunkel und leicht gewellt. Der Friseur wusste mit der Vorgabe nicht viel anzufangen. Jedoch, aufgrund vergleichbarer Haarstruktur stellte sich eine gewisse Übereinstimmung ein. Die sich nicht aufs Physiognomische erstreckte.

Allein, die rein aufgesetzte Ähnlichkeit via Coiffure genügte. Zumal sie durch das Tragen schwarzer Rollkragenpullover als Reminiszenz an die burgundische Mode energisch unterstützt wurde. Im Laufe der Zeit – allzu lange hielt die Begeisterung nicht an – kam eine gewisse Nachahmung der Mimik hinzu. Wenn schon Schädelstruktur, Brauen, Nase, Schnitt der Augen, Form des Mundes anders waren, sollte der Ausdruck quasi als Summe der Einzelbestandteile identisch

sein. Thomas lebte ein halbes Jahr mit melancholischem Blick im DreiviertelPortrait. Dann hatte er genug. Zur Historie fand er keinen Zugang. Die Verehrung blieb eine oberflächliche. Vergleichbar dem Kult um religiöse Bilder. Man betet sie an, fällt auf die Knie. Mehr nicht. Keine Erkenntnis verbindet sich damit. Ebenso wenig hätte Thomas Auskunft geben können über den Lebensweg seines Helden. Dessen Schicksal für ihn im Dunklen blieb, da er nicht einmal zu sagen wusste, wann jener gelebt hatte. Eine Laune, ein Spleen. Wie manch anderer zuvor oder danach. Begeisterung für ein Objekt. Heftig, extrem, in ansteigender Kurve exponential rasch auf dem Höhepunkt. Danach der Fall ins Bodenlose. Trotz hohem Grad an Intensität ohne Tiefe. Austauschbar. Die nächste Leidenschaft löst die vorhergehende ab. Die augenblicklich aus dem Bewusstsein gelöscht wird. Die Postkarte landet im Papierkorb, der schwarze Pullover in der Kleidersammlung, die Haare werden nicht mehr gekürzt. Bald wachsen sie lang über die Schultern. Wie bei allen anderen.

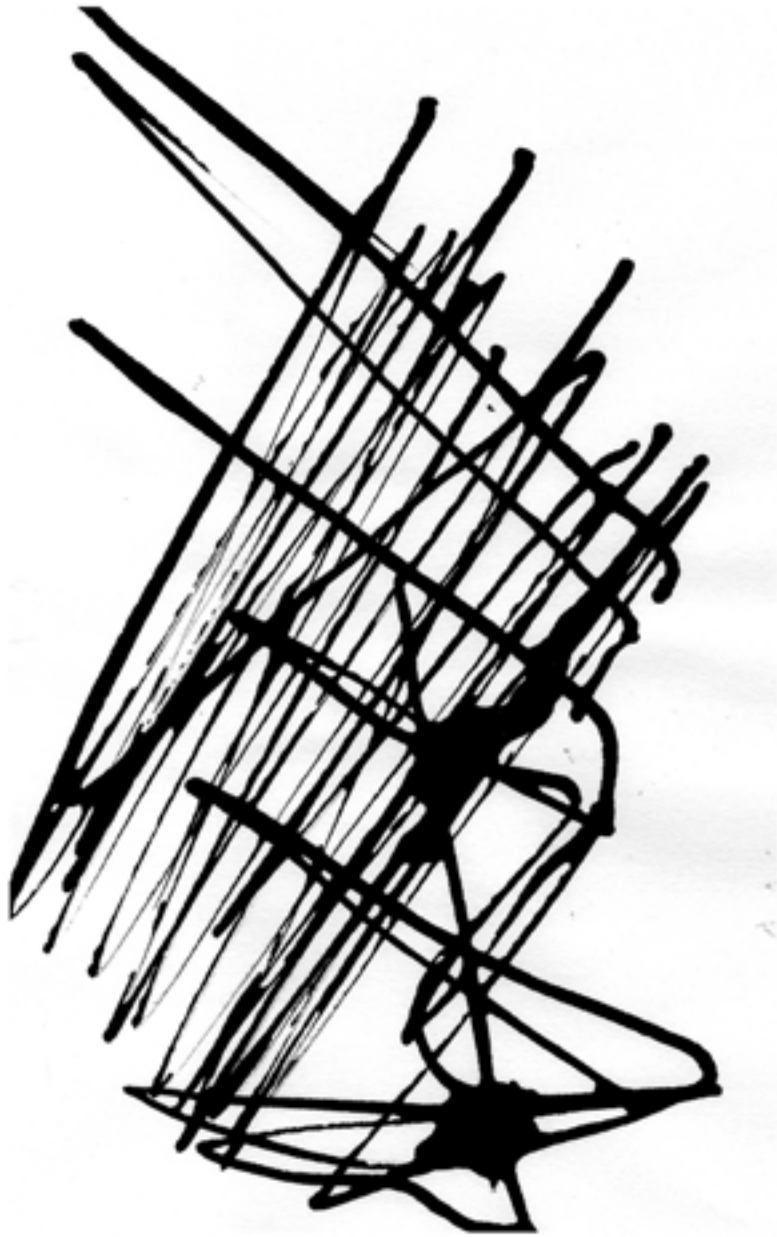
Die Begeisterung, als positiver Energieüberschuss im reglementierten Internatsalltag, orientiert sich neu. Ein geringfügiger Anlass bringt sie zum Sprudeln. Ein kurzer Impuls genügt, schon rollt die Kugel. So lange, bis sie am Ende der schiefen Ebene zu Ruhe kommt. Irgendwann. Thomas ist nicht festgelegt. Ganz unterschiedliche Personen, Dinge, Aktivitäten können sein Interesse wecken. Das Spezifische, das ihn reagieren lässt, könnte er selbst am wenigsten benennen. Er gibt sich seinen Leidenschaften hin. Ganz unreflektiert. Einfach so. Thomas ist der geborene Dilettant. Durchaus im ursprünglichen Sinn des Wortes verstanden – „dilettarsi = an etwas Vergnügen finden". Man kostet von diesem und jenem, nascht am dritten, nippt zur Abwechslung am ganz anderen. Architektur, Kunstgeschichte, Fotografie. Keine bewegten Bilder. Kein Film. Zu schwierig. Diese Synästhesien. Ein Reiz reicht aus. Stillleben. Nature morte. Töne und Bewegungen werden als widerwärtig empfunden. Die Tanzstunde gerät zum Desaster. Wie die Versuche, ein Musikinstrument zu erlernen. Obwohl er alles probiert. Klavier, Violine, Trompete, Schlagzeug. Fehlanzeige. Aufgrund mangelnden Bewegungsgefühls nicht nur schlechter Tänzer, sondern ebenso absolut unsportlich. Schwerwiegender Makel

in einer Zeit, in der Sport zentrale Bedeutung gewinnt. Wo nur im gesunden Körper ein gesunder Geist wohnen darf. Im unsportlichen Leib folglich der falsche Geist. Schlimmer noch – gar keiner. Wie bei Thomas. Der weder abstrakter Denker ist noch einfühlender. Naturwie Geisteswissenschaften bleiben rätselhaft. Ein schlechter Schüler. Der trotz intensiver Förderung sein Reifezeugnis erst spät erlangt. Lang nach seinen Mitschülern. Was ihn im Übrigen keineswegs kränkt. Er betrachtet die Anderen und wundert sich. Er verspürt nie den Drang nach Erkenntnis. Fragt nicht nach dem Warum und Wozu. Am wenigsten, was die eigene Person anbelangt. Vorhaltungen seitens der Erwachsenen lässt er einfach abperlen. Er schweigt. Bis jene die Sinnlosigkeit ihres Unterfangens einsehen und ihn in Ruhe lassen. Mit sehr viel Wohlwollen und Nachsicht geleitet man ihn durchs Abitur. Erleichtert, den problematischen Schüler endlich los zu sei. Die überglücklichen Eltern schenken ihm einen Sportflitzer. Aus schierer Dankbarkeit. Keine Rede mehr vom Eintritt in die Firma nach einschlägigem Studium. Maschinenbau oder BWL. Man lässt ihn gewähren. Architektur. Bei der lästigen Statik hilft der Freund. Das Entwerfen geht flott von der Hand. Ein Abschlussdiplom braucht nicht unbedingt angestrebt zu werden. Um sich anschließend als Selbstständiger abzurackern. Wie Philippe. Man kennt sich aus Internatszeiten. Als das Entwerfen von Traumhäusern eintönig wird, wendet sich Thomas der Fotografie zu. Später.

Ein Augenmensch. Einseitig und ausschließlich visuell orientiert. Von liebenswürdigem Wesen. Er durchschaut seine Mitmenschen nicht. Sonst würde er ihnen anders begegnen. Weniger Entgegenkommen wäre zuweilen angebracht. Zu viel Duldsamkeit wird ausgenützt. Thomas nimmt derartiges nicht zur Kenntnis. Vielleicht will er nur nicht. Obgleich? Vermutlich liegt das Verhalten der menschlichen Spezies außerhalb seines Horizonts. Perzeption von Oberflächenphänomenen. Mehr nicht. Schwer vorstellbar, dass er blühende Obstbäume mit tanzenden Bauernmädchen assoziieren könnte. Wie Marcel Proust. Obwohl sich die bretonischen Apfelbäume gar nicht von den oberschwäbischen unterscheiden. Jedoch, der Blick auf die Dinge ist ein anderer. Durchdringt er die Hülle, um dahinter ein lebendiges

Wesen zu erfühlen? Oder bleibt er dem Äußeren verhaftet? Zumindest eignet Thomas ein Sensorium für die Reize seiner Umgebung. Die liebliche Landschaft. Das oberschwäbische Benediktinerstift mit seinem Knabeninternat. Thomas lebt gern dort. Er vermisst nichts. Ist erleichtert, nach den Ferien wieder zurückkehren zu dürfen. All die lästigen Fragen. Wie er sich die Zukunft vorstelle? Das belastet. Dem kann man nur bedingt ausweichen. Man schweigt und wird zum Problemfall. Renitent oder zurückgeblieben? Oder beides? Die häuslichen Besuche werden nach und nach weniger. Irgendwann bleibt nur noch Weihnachten. Die Ferien sind anderweitig verplant. Jugendlager, Auslandsaufenthalte. Der Sprache wegen. Thomas ist glücklich, wenn ihn keiner reglementiert. Egal ob Französischkurs in Paris oder Reiterferien auf der Schwäbische Alb – der Unterricht lässt sich leicht umgehen. Man klinkt sich einfach aus. Um auf eigene Faust Wichtigeres zu entdecken. Die Augenlust zu befriedigen. An dem, was es zu sehen gibt. Und es gibt manches zu sehen. Nicht nur Fernes, Fremdartiges, Exotisches, Anderes, was jeden jungen Menschen fasziniert, sondern mehr noch das nahe Liegende, Vertraute. Die Kulturlandschaft mit ihren Flusstälern und Wäldern, Gebirgsrücken und Hochflächen. Die Kaiserberge. Burgen und Schlösser. Immer neue Ansichten tun sich auf.

Nie herrscht jene erhabene Eintönigkeit der Tiefebenen. Die man von den Holländern des 17. Jahrhunderts kennt. Die den Donaulauf in Niederbayern zwischen Straubing und Passau prägt. Der starke Strom, gesäumt von Dämmen. Jenseits flaches Land. Aneinandergefügte Rechtecke. Ein Patchwork unterschiedlicher Naturtöne. Zartes Grün im Frühling, zur Erntezeit dunkles Gold. Braun die brachliegenden Felder. Dazwischen Feldwege, Straßen. Die Ortschaften nicht rund um den Marktplatz angelegt, sondern längs der Verkehrswege. Wohnhaus, Ställe, Scheune in der Form eines L oder U. Im Hof der Misthaufen. Vorgärten mit Blumen. Bunt. In der Ferne schwärzliches Grün von Tannen. Der Bayerische Wald, der zum Böhmerwald überleitet. Die anmutige Landschaft birgt kein Geheimnis. Sie ist einfach nur anmutig. Sie erfreut das Auge und ist nicht leicht zu erfassen. Wie Thomas bei seinen ersten Malversuchen erfahren muss. Die kläglich



misslingen. Die Grenze zum Kitsch ist schnell überschritten. Zumal wenn die Maltechnik fehlt. Dann gerät die Landschaft zur Sahnetorte. Wo blühende Obstbäume intendiert waren. Weiß und Grün machen keinen Frühling. Und ein impressionistisch anmutendes Gebilde entsteht nicht einfach, indem man wahllos Farbe auf die Leinwand tupft. Das bedarf der Überlegung. Und der Technik. Sonst reicht das Ergebnis nicht einmal an das heran, was fünftklassige Hobbymaler auf Hinterhofflohmärkten feilbieten. Unter poetischen Bezeichnungen wie „Winterzauber“ oder „Frühlingserwachen“ oder „Herbstglühen“. Oder ähnlichen Grässlichkeiten. Allein die Titel stehen für die konzentrierte Geschmacklosigkeit derartiger Werke. Der ganze Stolz ihrer Erzeuger. Im Gegensatz zu jenen stellt sich bei Thomas keine Zufriedenheit ein. Die Betrachtung seiner Erzeugnisse bewirkt Verstimmung. Künstlerisch wertlos. Zwar hätte er nicht begründen können warum, allein das Urteil als solches trifft ins Schwarze. Instinktives Geschmacksempfinden. Vollkommen unreflektiert. Geschweige denn abgeschaut. Ohne ästhetische Vorbilder. Weder in der Kunst noch in der Mode. Keine wunderschöne Mutter, die in Haute Couture filmstargleich posiert. Kein flotter Playboy-Onkel in Klubblazer, weißer Hose und Gucci-Loafer. Oder ähnliches. Nicht einmal eine modetolle Schwester. Obgleich von solchen geschmacklich sowieso wenig Substanzielles zu erwarten wäre. Er beschäftigt sich nicht einmal in besonderem Maße mit derartigen Fragen. Hat einfach den richtigen Blick. Entlarvt das Falsche auf der Stelle. Eine spezifische Begabung eben. Die einzige. Immerhin. Die Fähigkeit, Phänomene des Ästhetischen quasi schlafwandlerisch zu beurteilen, eignet nur wenigen. Blieb er als Maler belanglos – er stellte seine Versuche alsbald ein –, erwies er sich als begnadeter Sammler. Der keinen Galeristen als Berater brauchte. Der nicht mit Kunst spekulierte. Wie manche Wohlhabenden, die dem Drang nicht widerstehen, aus allem noch mehr Geld zu machen. Obgleich sie es gar nicht nötig hätten. Also in Bereichen, in denen interesseloses Wohlgefallen walten sollte.

Thomas hingegen liebt seine Kunstwerke. Er wählt mit Bedacht. Nicht um das Erworbene rasch weiterzugeben. Kunstkäufe bleiben seine

einzige Leidenschaft. Leidenschaft, nicht Laster. Denn er gibt nicht mehr aus, als seine Mittel erlauben. Die Verhältnismäßigkeit bleibt stets gewahrt. Er kauft, was er sich leisten kann. Was jenseits liegt, kommt nicht in Betracht. Wird allenfalls mit den Augen verschlungen. Er sammelt nicht wahllos. Seine Sammlung ist eine Sammlung im eigentlichen Sinn des Wortes. Keine Gemischtwarenhandlung. Sondern dezidierter Ausdruck des Sammlerwillens. Der sich positiv in der Wahl spezieller Exponate, mehr noch negativ im Verzicht auf andere manifestiert. Eine höchst bewusste Angelegenheit, die bei Thomas paradoxerweise instinktgesteuert abläuft. Der Umgang mit Menschen gestaltet sich weniger angenehm. Er wählt nach äußerer Erscheinung. Mit unterschiedlichem Resultat.

Nicht immer hält das Wesen, was der Schein verspricht. Da bleibt Enttäuschung nicht aus. Wenn man sich getäuscht fühlt. Wenn sich der Mensch als ein ganz anderer enthüllt. Bilder sind ehrlicher. Sie sind, was sie sind. Geben nicht vor, etwas anderes zu sein. Sind identisch mit sich selbst. Nicht so der Mensch. Der sich ständig inszenieren muss. Der immer anders erscheinen will, als er ist. Und so für manch böse Überraschung sorgt. Bei Thomas. Der sich stets nur auf das Auge verlässt. Nichts Trügerischeres als das Auge! Bilder entstehen im Kopf. Man sieht, was man sehen will. Das Auge unterscheidet sich in nichts von einer Kamera. Physikalisch betrachtet eine Linse, die Bilder auf die Netzhaut projiziert. Die auf dem Kopf stehen und vom Gehirn erst wieder auf die Füße gestellt werden. Das heißt, um 180 Grad gedreht. Das Hirn interpretiert die Bilder. Es geht dabei selektiv und relational vor. Scheidet aus, was ihm nicht passt, was es für belanglos erachtet, womit es nichts anzufangen weiß. Die Ausdehnung einer unbekannten Fläche beurteilt es nicht als solche, sondern in Relation zu bekannten Vergleichsgrößen. Das kann gewaltig danebengehen. Ein Phänomen, mit dem optische Täuschungen aller Art spielen.

Der Umgang mit Menschen. Im Internat wenig problematisch. Thomas zieht nicht den Neid der Mitschüler auf sich. Weder die schulischen noch die sportlichen Leistungen provozieren Missgunst. Nicht einmal der Reichtum, denn es gibt weitaus wohlhabendere Zöglinge.

Im Übrigen ist nicht die Zeit der Statussymbole. Die 68er-Revolte propagiert den Paradigmenwechsel. Das Credo lautet: Ablehnung tradierter Pseudowerte, Verneinung von Statusdenken und formalen Verhaltensstereotypen. Man bekämpft den US-Imperialismus und die Vätergeneration, die aus der unrühmlichen Vergangenheit keine Konsequenzen zieht. Sondern fröhlich weitermacht wie zuvor und sich am deutschen Wirtschaftswunder labt. Man diskutiert über sinnvolle Möglichkeiten einer Entwicklungshilfe für die Dritte Welt und die Theologie der Befreiung. Über menschenwürdige Arbeit. Der Arbeiter hingegen, für dessen Interessen man zu kämpfen meint, fängt eben an, sich mit Hilfe mächtig werdender Gewerkschaften im Kapitalismus gemütlich einzurichten. Die Ruhrkohle wird subventioniert. Die Stahlindustrie. Unser Aushängeschild. Die Automobilherstellung boomt. In Zeiten des Wohlstands will jeder ein Auto. Mobilität. Etwas von der Welt sehen. Freiheit. Befreiung. Auch des Trieblebens. Theoretisch durch die Achtundsechziger. Praktisch durch die Anti-Baby-Pille. Die katholische Kirche tobt. Sie verabscheut jegliche Einmischung in ihre Belange. Wen kümmert das?

Die Pädagogen setzten auf Sexualaufklärung. Ganz pragmatisch. Um Schlimmeres zu verhindern. Das Schlimmste, ein uneheliches Kind. Damit wäre die Schulkarriere gelaufen. Die Hoffnung auf Abitur, Studium, Beruf, Selbstständigkeit. Dinge, die für die Frau zunehmend an Bedeutung gewinnen. Das Ideal der Frau als Partnerin. Dem Mann gleichgestellt. Gut ausgebildet, beruflich engagiert, finanziell unabhängig. Familiengründung unter Ausnutzung sämtlicher Steuervergünstigungen, die damals spärlich ausfallen, steht noch nicht ganz oben auf der Agenda. Das ist Modell 1950. Spießig. Altbacken. Allenfalls für jene, die zu dumm sind für anderes. Die nach der Hauptschule eine Lehre absolvieren – und häufig nicht abschließen. Weil sich Nachwuchs einstellt. Dann wird der Jugendfreund stracks geehelicht. Denn ein lediges Kind bedeutet soziale Stigmatisierung. Scheidung übrigens ebenso.

Zurück zu Thomas. Der den Strömungen der Zeit nur bedingt folgt. Weil er eine Sonderexistenz präferiert. Die man ihm auch

in dieser Hinsicht zugesteht. Etwas von dem Gedankengut bleibt dennoch haften. Ganz zwangsläufig. – Eine glückliche Zeit. Besser formuliert, eine Zeit, geprägt von einem hohen Maß an Zufriedenheit. Der Schock, aus dieser friedlichen Existenz ins raue universitäre Dasein hinaus gestoßen zu sein. Das Übermaß an Freiheit bringt Orientierungslosigkeit. Thomas möchte zurück. Ins Geordnete, Geborgene, Vertraute. Aus allen Richtungen stürzt Neues, Ungewohntes auf ihn ein. Neue Orte, neue Menschen. Er weiß nicht damit umzugehen. Als er Philippe trifft, den Freund aus Internatstagen, fühlt er sich gerettet. Mit ihm wird er besser zurechtzukommen. Dort in der Schweiz. In Zürich, wo man Architektur an der Eidgenössischen Technischen Hochschule studiert. Die beiden werden unzertrennlich. Man mietet eine standesgemäße Wohnung. In bester Lage. Lebt und studiert einige Semester zusammen. Irgendwann trennen sich die Wege. Philippe will sein Diplom in Stuttgart ablegen. Wo die Avantgarde sitzt. Die kühne Zeltdachkonstruktion für die Münchner Olympiade von 1972 ist in aller Munde. Also nichts wie hin! Thomas mag mitkommen. Er denkt nicht an Abschluss. Ohne Philippe schon gar nicht. Sein Interesse verlagert sich. In Richtung Kunst. Zunächst probiert er sein Glück an diversen Akademien. Als er nicht einmal in München unterkommt, wendet er sich der Kunstgeschichte zu. Es ist Sommer 1982.

1982. Das Jahr, in dem er Iris begegnet. Doch davon später. Noch ist er nicht in München gestrandet. Nach Philippes Abschied beginnt eine wüste Zeit. Die man im Rückblick gern aus dem Lebenslauf streichen würde. Wenn man könnte. Orientierungslosigkeit. In jeder Hinsicht. Exzesse. Falsche Freunde. Falsche Frauen. Eine Existenz, die nicht zu Thomas passt. Aufgezwungen. Weil es nichts gibt, womit er die Tage verbringen könnte. Sinnvolle Beschäftigung. Ein Ziel, auf das man sich konzentriert. Stattdessen Partynächte mit Sex, Drogen, Alkohol. Tagsüber schläft man den Rausch aus. Und versucht, sich an die vergangene Nacht zu erinnern. Was selten gelingt. Filmriss. Zwischendurch Konsum. Vorbei die Jahre der Verweigerung. Vornehme Zurückhaltung ist passé. Think big. Alles muss üppig und grell sein. Im Übermaß. So viel man bekommen kann. Mehr als gut

tut. Egal! Für Thomas viel zu laut. Der Discosound. Die schrillen Farben. Eine Tages reicht es ihm. Nein, kein Damaskus-Erlebnis! Eher undramatisch. Die schlichte Erkenntnis, dass es so nicht weitergehen kann. Das Maß ist voll. Weit und breit kein Erlöser in Sicht, um ihn aus der Misere zu ziehen. Ihm bleibt nur die Wahl, sich selbst zu erlösen. Und so geschieht es. Er ändert sein Leben. Radikal. Ganz Tatmensch. Als den wir ihn kennen. Beinahe wie Karl der Kühne. Doch der nahm bekanntermaßen ein schreckliches Ende. Was wir Thomas nicht wünschen.

Besser also keine dramatische Zuspitzung. Wir leben in keinem heroischen Zeitalter. Niemand muss sich in eine Rüstung zwängen, mit dem Schwert fremde Länder erobern. Oder den Nachbarn angreifen, um sich dessen Land und Gut zu beschaffen. Gleichwohl, die Möglichkeiten modischer Selbstdarstellung waren für den Mann damals fulminant. Allein die Hüte! Über und über mit Edelsteinen, Gold und anderen Preziosen garniert. Man schätzt den Hut Philipps des Guten auf 60 000 Kronen. Eine einzige Straußenfeder kostete 50 000 Kronen. Und erst der Sohn! Der legendäre Hut Karls des Kühnen aus gelbem Samt. Geschmückt von einem goldenen Kronreif mit gewaltigen Rubinen, Saphiren, Perlen. Rot und weiß gefärbte Sraußenfedern. Sechs Reihen Perlenschnur umwanden ihn von der Krempe bis zu Spitze. Gekrönt von einem Kleinod aus Perlen, Rubinen, Diamanten. Nicht jeder kleidete sich derart verschwenderisch. „Unser Herr trug ein überaus kurzes Jäckchen, so kümmerlich und so erbärmlich, dass es nicht zu sagen ist, aus dem wohlfeilesten Drillich, und obendrein ein wehleidig Hütlein, das von den anderen gewaltig abstach, darauf ein bleiern Bild. Darüber lachten die Kastilier und sagten, diese Tracht verriete so recht seinen stinkenden Geiz.“ So Philipp de Comynes über seinen Herrn Ludwig XI., König von Frankreich. Zeitgenosse und Widersacher Karls des Kühne.

Aber halt, Kostümkunde fällt nicht in Thomassens Ressort. Und junge Männer tragen schon lang keine Hüte mehr. Höchstens die alten. Gewohnheitsmäßig. Welch eine Differenz zu den fünfziger und sechziger Jahren! Wo der Herr zum Anzug ganz selbstverständlich

eine Kopfbedeckung trug. Die Dame zum Kostüm oder Jackenkleid passende Schuhe, Handtasche, Handschuhe – auch im Sommer! – benötigte. Und eben auch einen Hut. Ende der Sechziger war damit Schluss. Genauer gesagt 1968. Wir sprachen davon. Und schweifen ab in Bereiche, von denen später die Rede sein wird. Folglich keine Kostümkunde. Zurück zu Thomas. Über den es nicht viel zu sagen gibt. Weil seine Existenz eine unentschiedene ist. Ein Vor-sich-hin-Dümpeln ohne klare Richtung. Nach allen Seiten offen. Unbeteiligt. Immer nur ausprobierend. Immer Anfang. Keine Durchführung. Kein Abschluss. Indifferent. Er beginnt vieles. Und gibt schnell auf. Durchaus auf der Suche. Nach Etwas. Nach Jemandem. Das ihn fesselt. Dessen er nicht nach kurzer Zeit überdrüssig wird. Bei dem er verweilen möchte. Beständigkeit. Die seinem bisherigen Dasein fehlt. Er will ankommen. Wo auch immer. Nicht mehr unterwegs sein. Einfach nur ankommen. Er ist der Veränderung müde. Sehnt sich nach Gleichförmigkeit. Ordnung. Ruhe.

Was sich durchaus einfacher anhört, als es durchzuführen ist. Wenn man keinen Brotberuf ausübt. Ein solcher bringt Struktur in den Tag. Feste Arbeitszeiten bestimmen den Tag-Nacht-Rhythmus. Dress-Codes. Die geschriebenen und ungeschriebenen Gesetze der Firma. Wer sich daran nicht hält, wird rasch ausgegrenzt. Gruppendynamik. In der Freizeit muss alles erledigt werden. Was tagsüber nicht erledigt werden konnte. Am Wochenende wird gelebt. Dazu ein paar Wochen Jahresurlaub, je nach Tarifvertrag und Alter, sowie die gesetzlichen Feiertage. Die unter Ausnutzung sämtlicher Brückentage bis zum Letzten ausgereizt werden. Zum Zwecke sinnloser Reisen in möglichst entfernte Regionen, deren Kultur keiner versteht oder verstehen will. Man beschäftigt sich nicht einmal mit der eigenen. Hauptsache, man ist dort gewesen. Und kann es hinterher kundtun. Beim Mittagessen in der Kantine. Damit die Kollegen hübsch neidisch werden. „Und wo waren Sie?“ Die Lebenszeit – vor Renteneintritt – ist also ordentlich verplant.

Nicht so, wenn jeglicher äußere Zwang entfällt. Eine Erfahrung, die Freiberufler machen. Und die manchem Studierendem zum

Verhängnis wird. Der, aus der Reglementierung des Schulalltags in die Freiheit der Hochschulen entlassen, mit eben jener Freiheit nichts anzufangen weiß. Der ausschließlich nach Vorgabe arbeitet. Nichts aus eigenem Antrieb unternimmt. Und auf diese Weise Tage, Wochen, Monate, Jahre vertrödelt, ohne das Studium abzuschließen. Der die Anmeldung zur Prüfung Semester um Semester hinausschiebt. Stets mit plausiblen Argumenten. Thomas kämpfte mit dem Müßiggang. Er entflammte für eine Sache, warf sich mit aller Energie darauf. Und verlor alsbald das Interesse. Nicht anders bei den Frauen. Er wählte nach äußerer Erscheinung. Also die, die ihm die schönste dünkte. Und langweilte sich. Nach kurzer Zeit. Seine Freundinnen glichen sich in verblüffender Weise. Nicht nur im Aussehen. Allesamt Töchter aus wohlhabenden bis reichen Familien. Die das Studium als eine Art Eheanbahnung betrachteten. Die Gelegenheit, einen adäquaten Gatten kennen zu lernen. Adäquat im Sinne von befähigt, den gewohnten Lebensstil fürderhin zu finanzieren. Und der war nicht eben bescheiden. Teure Autos, luxuriöse Designerkleidung, wertvoller Schmuck, eine schicke Wohnung. Man studierte irgendwelche beliebigen Orchideenfächer im geisteswissenschaftlichen Bereich, für Naturwissenschaften war man zu dumm oder zu bequem, und hielt auf Verbindungsbällen Ausschau nach einem angehenden Mediziner oder Juristen oder Betriebswirt.

Nein, Thomas trat keiner Verbindung bei. Aus Protest. Gegen seinen Vater. Und dessen Wunsch, den Sohn in seiner schlagenden Verbindung unterzubringen. Was eine Reihe von Vorteilen mit sich bringt. Günstiges Wohnen in zentral gelegenen verbindungseigenen Immobilien. Meist geräumige Gründerzeitvillen mit Garten. Berufliche Protektion durch die Ehemaligen, die so genannten „alten Herrn“. Thomas fand die Rituale barbarisch. Die Bierbesäufnisse, die Mensuren. Und allein die Betonung, mit der jene Korpsbrüder von den Eltern affektiert per „mein alter Herr“ respektive „meine alte Dame“ sprachen, war ihm zuwider. Dazu die provokant zur Schau getragenen Mützen und Schärpen. Picklige Milchbuben. Rotznasen, die sich als kommende Elite stilisieren. Ein übler Goût! Muffig Vorgestriges. Unangenehm Nationalistisches. Martialisches, das jeder Aufklärung

Hohn spricht. Stramm Militärisches. Befehl und Gehorsam. Blinder Gehorsam. Kadavergehorsam. Und die erste Frage geht stets auf die Profession des Vaters. Gesellschaftliche Klassifizierung. Kommt in Frage – kommt nicht in Frage. Wir leben in keiner Ständegesellschaft. Deshalb wird die Frage nach der Herkunft umso bedeutsamer. Keiner will unter seinem Stand. Das heißt, was er dafür hält, denn klare Definitionen gibt es keine mehr. Sondern nach Möglichkeit darüber. Man meint, das bringe Vorteile. Für das berufliche Fortkommen. Was sich als fraglich erweist. Zumindest bietet die Burschenschaft das Rundumsorglospaket für Studierende. Männlichen Geschlechts. Weibliche Wesen sind nur als Dekorum bei festlichen Anlässen zugelassen. Deren es zahlreiche gibt. Faschingsfeste und Floßfahrten auf der Isar. Spargelessen in Schrobenhausen. Gaudirallyes und Gartenfeste. Reservierte Plätze im Bierzelt beim Oktoberfest. Im Winter die großen Bälle. In langer Robe. Und dann dreht sich das Vergnügungskarussell wieder von vorn. Für alles ist gesorgt. Man braucht sich um nichts zu kümmern. Dazu Sport. Selbstverständlich. Das obligatorische Skilaufen im Winter. Immerhin hat man die Alpen quasi vor der Tür. Segeln auf den umliegenden Seen, deren es zahlreiche gibt. Gewiss, das Studium darf nicht zu kurz kommen. Und die Verbindungsaktivitäten ohne Damen. Also Säbelrasseln und exzessiver Alkoholkonsum. Für Kultur bleibt kein Raum. Auch wenn im Entrée der große Konzertflügel steht. Von Bechstein. Keiner spielt darauf.

Für Kultur sind die Damen zuständig. Weshalb sie gern musische Fächer studieren. Das macht sich gut. Belebt jede Konversation. Wohl dem Manne, dessen Gattin flott zu parlieren weiß. Über die aktuelle Operninszenierung, die Vernissage in der angesagten Galerie. Am Ende dilettiert sie selbst ein wenig? Eher nicht! Die Zeiten, in denen die Töchter Klavier- oder Gesangsunterricht erhielten, in denen sie Aquarelle malten oder Scherenschnitte fertigten, liegen weit zurück. Inzwischen genügt es, darüber zu sprechen. Ein paar Phrasen, die man irgendwo aufschnappt. Nicht einmal besonders fundiert. Die männlichen Gesprächspartner können das sowieso nicht beurteilen. Ihre Aufgabe ist eine andere. Geld zu machen. Nicht

zu verdienen. Denn verdienen tun sie eigentlich etwas ganz anderes. Schweigen wir darüber. Jedenfalls darf die Gattin, vorausgesetzt der Gatte hat genug Geld gemacht, unter Umständen selbstständig tätig werden. Als Galeristin. Schick und praktisch zugleich. Als Steuerabschreibungsmodell. Wenig aufwändig zudem. Man mietet eine Location, ein wenig versifft wird als durchaus stylish empfunden. Die Kunstwerke übernimmt man in Kommission. Man verteilt sie im Raum, stellt einen Klapptisch mit einigen Weingläsern auf, lädt die einschlägigen Feuilletonchefs ein, man kennt sich, et voilà. Sollte sich wider Erwarten etwas verkaufen, darf man die Hälfte des Erlöses einstreichen. Wenn nicht, dann eben nicht. Egal. Ein amüsanter Zeitvertreib. Nebenbei zu erledigen. Eine billige Hilfskraft übernimmt die Stallwache. Oder man öffnet nur nach Terminabsprache. Es gibt zahlreiche Möglichkeiten.

Vielleicht wird man im Laufe der Zeit eine berühmte Kunstsammlerin. Mit eigenem Museum. Doch das setzt viel Ererbtes voraus. Besser noch, die Werke als edle Mäzenin der öffentlichen Hand zu stiften. Gegen angemessenes Entgelt. Versteht sich. Das weit über dem liegt, was der Plunder einmal gekostet hat. Eine traumhafte Rendite! Wer sammelt aus Leidenschaft für die Kunst? Nur Dummköpfe wie Thomas. Jedes Engagement braucht seinen Zweck. Nur einfach so, weil man Vergnügen, Befriedigung, geistigen Genuss empfindet, darüber schüttelt man bloß den Kopf. Wie kann man nur? Denkt man insgeheim. Während öffentlich die Mythen und Legenden gesponnen werden. Wie man bereits als junger Mensch ohne Geld sich den letzten Groschen vom Munde abgespart hat, um einen signierten Bierfilz von Joseph Beuys zu erwerben. Und ähnlichen Schwachsinn. Ein bekannter Sammler, einer von der anderen seltenen Sorte, wies die Frage einer Journalistin, warum er denn nicht Galerist geworden sei, bei seiner Liebe zur Kunst, mit der lapidaren Bemerkung zurück: „Wenn ich Frauen liebe, werde ich auch nicht Zuhälter.“ Dem ist nichts hinzuzufügen.

Thomas bewegt sich in anderen Kreisen. Wenn er sich überhaupt in Kreisen bewegt. Eher in Ellipsen. Unbestritten, dass er sich nicht

als Sonne betrachtet, um die Planeten kreisen. Ohne dass man ihn als Trabant klassifizieren dürfte. Zumindest nicht in strengem Sinn. Allenfalls temporär. Wenn sich eine Kraft stark genug erweist, ihn in die Umlaufbahn zu zwingen. Die er irgendwann verlässt. Die physikalische Analogie greift nicht. Im Zwischenmenschlichen waltet nur bedingte Gravitation. Keine absolute. Und so wechselt er von einem Dunstkreis zum nächsten. Oder vagiert eine Zeitlang frei im Raum. Je nachdem. Starke Anziehung begegnet selten. Wie bei Philippe. Frauen sowieso nicht. Sammelobjekte. Allenfalls. Ästhetisch reizvolle Materie ohne Eigenleben. Bewegungslos und stumm. Verlassen sie wider Erwarten die Sphäre des Dinglichen, um eigene Vorstellungen zu äußern, Wünsche anzumelden, werden sie durch andere ersetzt. Nur keine Vertrautheit!

Braucht man sie überhaupt? Nicht unbedingt. Sie stellt sich nicht zwangsläufig ein durch räumliche Nähe. Im Gegenteil! Intime Rituale evozieren allenfalls einen Anschein. Ohne sie jemals herstellen zu wollen. Die Gesellschaft lebt mit dem Schein. Dieses Schulterklopfen und Umarmen und Küsschen links und Küsschen rechts. Das Du, das weniger Nähe vermittelt als manches Sie. In dem zumindest respektvolle Distanz schwingt. Nähe wird gleichgesetzt mit Distanzlosigkeit. Doch ohne Distanz keine Nähe! Wer dem Anderen ständig auf den Leib rückt, muss ihm beileibe nicht nahe sein. Und wer sich sentimental zeigt, verbirgt dahinter meist seine Gefühllosigkeit. Weil es am Eigentlichen fehlt, greift man zum Surrogat. Die Ersatzform tritt an die Stelle des Ursprünglichen. Und setzt sich durch. Zum Schluss weiß keiner mehr, dass das Surrogat ursprünglich für etwas anderes stand. Dann hält man den Fühllosen, der sich sentimental gibt, für gefühlvoll. Nicht jeder, der die Hände vors Gesicht schlägt, befindet sich im Zustand der Ergriffenheit oder Versenkung. Sondern hält im Verborgenen ein Nickerchen. Weil er sich zu Tode langweilt. Bei der Matthäus-Passion. Es aber nicht zeigt. Da sind doch jene angenehmer, die es offen zugeben. Sie sind zumindest keine Heuchler. Leider wird solche Offenheit nicht goûtiert. Sie indiziert Abweichung von der Serialität. Von dem, was alle machen. Was der Einzelne, der sich als Teil jener Serialität begreift, fraglos

übernimmt. Kein Interesse, keine Neigung bestimmen die Wahl, sondern das Gesetz der Gruppe. So signalisiert man Zugehörigkeit. Was außerhalb steht, wird negiert. Sinnfragen sind nicht erlaubt.

Leben als Multiple-Choice. Richtig – falsch. Tut man – tut man nicht. Ja – nein. 0 – 1. Schwarz – weiß. Keine Grautöne dazwischen. Die binäre Logik der elektronischen Datenverarbeitung infiltriert das Denken. Was jenseits liegt, wird abgetan. „Viel zu kompliziert. Das versteht doch keiner!“ Heißt es dann. Versteht überhaupt jemand noch irgendetwas? Nun, es reicht vollkommen, das Richtige zu tun. Man muss nicht verstehen, warum. Ganz unverkopft sucht man den Dialog. Ob der jemals gefunden wird, ist nicht überliefert. Egal. Der Weg ist das Ziel. Wenn sich viele auf den Weg machen, um ein Problem zu lösen, nennt man das Arbeitskreis, neudeutsch auch Task-Force. Spricht man von einem Einzelnen, handelt es sich um den Experten. Beiden gemein ist die absolute Ignoranz im Hinblick auf den Gegenstand ihres scheinbaren Bemühens. Doch das fällt keinem auf. Am wenigsten ihnen selbst.

Thomas fällt aus jener Serialität. Keine bewusste Entscheidung gegen eine bestimmte Daseinsform, sondern quasi Begleiterscheinung einer nicht zielgerichteten Existenz. Vergnügen an dem, was jenseits des Mainstream waltet. Wer sich in jungen Jahren Karl den Kühnen zum Vorbild erwählt! Ob er sich wohl ab und an hineinträumte ins Leben seines Idols? Gewiss nicht in die blutigen Schlachten. Aber vielleicht in das prächtige Leben am burgundischen Hofe? Was seinem Drang nach ästhetischer Anverwandlung durchaus entgegenkäme.

Hohe Spezialisierung des Auges auf Kosten der anderen Sinnesorgane. Die nahezu verkümmern. Gerüche, Aromen, Töne werden vollständig ausgeblendet. Beschaffenheiten, die man mit den Fingerspitzen ertastet, nicht mit dem Blick erfasst. Stoffliche Beschaffenheiten. Thomas erlebt Samt nicht als weich und warm, sondern als stumpf, das Licht einfangend. Seide nicht als glatt und kühl, sondern als glänzend, da Licht reflektierend. Sie knistert nicht, wenn man sie berührt. Sie verharrt stumm. Thomas überträgt die Gesetze der Malerei auf die

reale Welt der Dinge. Was die Kunst leistet, um dreidimensionalen Raum und stoffliche Qualität mittels Farbmaterie auf dem Bildträger quasi neu zu erschaffen, der nur die Dimensionen Höhe und Breite kennt. Dem die Tiefe fehlt. Und eben jener Hilfsmittel, deren sich der Künstler bedient, der bildlichen Umsetzung, fast möchte man sagen der Übersetzung ins Bildliche wegen, bedient sich Thomas beim Blick auf die Welt. Er schaut durch einen imaginären Rahmen. Der Tiefenraum gerät zur Perspektive. Die Oberflächenstruktur der Gegenstände bestimmt sich durch ihr Verhalten zum Licht. Saugen sie es ein? Reflektieren sie es? Lassen sie es durch? Alles kulminiert in der Frage von Licht und Schatten, die Räumlichkeit suggerieren. Der gelbe Vorhang fällt nicht in Falten, sondern in Streifen helleren oder dunkleren Gelbs. Das Glas ist nicht durchsichtig, sondern blau und grau und silbrig oder ganz anders. Je nach dem Untergrund, auf dem es gerade steht. Glatte Oberflächen spiegeln ihre Umgebung wider. Vorne bedeutet nah und hinten fern. Helles fällt auf, Dunkles tritt zurück.

Es ist der Blick jenes nicht einmal so unbedeutenden Kunsthistorikers, der bei seiner Interpretation von Manets „Frühstück im Atelier“ von einem blauweiß gewürfelten Tischtuch spricht. Ohne zu erkennen, dass die weißen und zartblauen Quadrate und Muster nichts weniger bedeuten als die farbliche Umsetzung eines seit dem 15. Jahrhunderts gebräuchlichen Gewebes aus Seide oder Leinen, dessen Musterung aus dem Wechsel von Kett- und Schussbindung entsteht. Wiewohl weiß in weiß, hebt sich aufgrund unterschiedlicher Reflektionseigenschaften das Muster deutlich erkennbar matt vom glänzenden Untergrund ab. Im Bild erscheint das Glänzende hell, also weiß, das Matte in dunklerer Abtönung, nämlich hellblau. Eine Damasttischdecke. Wie damals gebräuchlich.

Ganz nebenbei gesagt, blauweiß karierte Tischtücher gehören nicht in großbürgerliche Ateliers, sondern allenfalls auf die Alm. Man sieht, wörtliche Übernahme bildlicher Aussagen in den Bereich des Tatsächlichen führt in die Irre. Nicht umsonst ist von Bildsprache die Rede. Das Bild spricht. Aber man versteht es nicht. Es artikuliert

sich in einem fremden Idiom. Das man zunächst erlernen muss. Einfühlung nützt nur bedingt. Schlüssel zum Verständnis bleibt die Eigengesetzlichkeit des Bildlichen. Wer die Regeln nicht kennt, nach denen sich das Bild organisiert, scheitert auf der Ebene des Inhalts. Trugschluss der Ikonographen. Die meinen, es genüge, ein Kunstwerk auf mehr oder weniger beliebige Schriftquellen zurückzuführen. Der Maler als Gelehrter. Doch die Malerei gehört nicht zu den sieben freien Künsten. Sie ist Handwerk. Als solches in Zünften organisiert. Beschäftigung mit Theorie findet eher selten statt. Ausnahmeerscheinungen. Keinesfalls die Regel. Eben das fasziniert Thomas. Das Handwerkliche. An der Malerei und später an der Fotografie. Damals noch analog. Ohne die immensen Möglichkeiten digitaler Aufnahmetechnik und Nachbearbeitung. Doch auf dem Weg dahin. Bereits starke Dominanz des Technischen über das Handwerkliche. Thomas will es genau wissen und lernt bei einem Fotografen. Den Umgang mit den unterschiedlichen Typen von Kameras. Spiegelreflex, Platten, Polaroid. Linsen. Belichtungszeiten. Mit Stativ und ohne. Unterschiedliche Lichtverhältnisse. Im Studio und draußen. Künstliche Beleuchtung und natürliches Licht. Je nach Tageszeit. Im Wechsel der Jahreszeiten. Landschaften, Portraits, Architektur.

Dann richtete er sein Atelier ein. Fotografie – probates Mittel zur Kontaktaufnahme. Um attraktive Frauen auf der Straße anzusprechen. Einfach so. Kaum eine, die sich nicht geschmeichelt fühlte. Wenn man sich als Fotograf, am besten mit dem kleinen Zusatz Mode-, ausgibt. Auf der Suche nach neuen Gesichtern. Gut, die etwas Intelligenteren wiesen ihn lachend ab. Fragten, wer er denn sei und in welchen Magazinen er veröffentliche. Allein, es gab genügend naive Gemüter, die von einer Karriere als Fotomodell träumten und auf sein Angebot eingingen. Er sah es spielerisch. Manchmal entwickelte sich eine kleine Affäre, manchmal ein One-Night-Stand. Manchmal nichts. Eine Nebenbeschäftigung. Wie das Entwerfen von Häusern. Thomas Neigung ging nicht auf öffentliche Wirkung. Ausstellungen, Bildbände. Oder Ausschreibungen von Prestigeprojekten. Neuen Museen. Dass er seine Fotoarbeiten ausstellte und publizierte –

später – geht nicht auf Eigeninitiative zurück. Es wurde ihm aufgezwungen und gehört in ein anderes Kapitel. Er fand Derartiges lächerlich. Zuweilen peinlich. Dieses Gieren nach öffentlicher Anerkennung. Streberattitüde. In Schwabing tummelten sich Scharen jener selbst ernannten Junggenies. Schriftsteller, Schauspieler, Fotografen, Filmemacher führten am Tresen das große Wort. In den entsprechenden Lokalen. In denen man sich traf. Keine Ärzte oder Anwälte. Kunstschaffende. Im weitesten Sinn. Dazu gehören Fernsehredakteure, Übersetzer, Lektoren. Samt ihrem Hofstaat an Sekretärinnen, Assistentinnen oder anderen studierenden Groupies. Die sich aushalten lassen. Oder dem kommenden Gott kostenlos zu Diensten stehen. In Erwartung einer tragenden Rolle in der nächsten Produktion. Die nicht stattfindet. Selbstverständlich. Man lebt in der Möglichkeitsform. Finanziert sich – gar nicht so schlecht – mit kurzen Filmbeiträgen für einen Sender. Und jammert ständig darüber, dass man sein Talent verschleudere. Weil man es nicht unter Beweis stellen dürfe. Niemand einem den großen Spielfilm finanziert. Mit dem man es der Welt endlich zeigen würde!

Jeder kennt die Universität von innen. Hat ein paar Semester studiert. Mit oder ohne Abschluss. Häufig ohne. Die lukrativen Nebenbeschäftigungen kosten viel zu viel Zeit. Mit Steigerung des Lebensstandards schwindet die Neigung zum Akademischen. Wohnung und Auto. Reisen und Klamotten. Essen gehen. Das Stammlokal. Kostspielige Hobbys. Die Freundin. Annehmlichkeiten, auf die man nicht mehr verzichten möchte, um in staubigen Lesesälen seine Tage zu fristen. Oder in der Mensa zu essen. Keiner gibt das offen zu. Man erfindet Schauermärchen von sadistischen Professoren, die einem übel mitspielen. Verschwörungstheorien von Prüfungsvorschriften, die eigens modifiziert wurden, um einem den Zugang zum Examen zu verwehren. Derartiges kommt vor. Doch hat es noch keinen abgeschreckt, der tatsächlich wollte. Wenn man nicht will, wird es allerdings zur unüberwindlichen Hürde.

Bis ans Lebensende kommt man nicht darüber hinweg. Die verweigerte akademische Karriere gerät immer glänzender. Gewiss

wäre man schon längst Ordinarius! Stattdessen kapriziert man sich darauf, andere vom Studium abzuhalten. Was man selbst nicht zuwege bringt, dürfen andere erst recht nicht. Man ködert sie mit schnödem Mammon. Bis sie davon abhängig sind. Glauben, nicht mehr darauf verzichten zu können. Um schließlich nach sechs Semestern Germanistik beim Bayerischen Rundfunk zu stranden. Als Sekretärin und Geliebte eines verheirateten Mannes in fortgeschrittenem Alter, der Popsendungen für Jugendliche produziert.

Inzwischen läuft das alles anders. Wir sprechen von der Zeit, die Thomas als Mittzwanziger erlebte. An die er sich nicht gern erinnert. Sie erscheint ihm irgendwie sinnlos. Keine Verklärung stellt sich ein. Vielmehr der Drang, alles mit einem Riesenradiergummi auszulöschen. Tabula rasa. Zum Glück besteht wenig Gefahr, mit jenem ungeliebten Teil der Vergangenheit konfrontiert zu werden. Die Verbindungen wurden gelöst. Man zieht einfach um und meldet sich nicht mehr. Bei den Bekannten von einst. Mancher braucht nicht einmal umzuziehen. In Großstädten kann man sich aus dem Weg gehen, indem man bestimmte Viertel, Lokale, Veranstaltungen meidet. Jeder lebt in seinem spezifischen Dunstkreis. Manche Orte werden häufig frequentiert, andere selten, manche gar nicht. Der Radius bleibt beschränkt. Aller angeblichen Mobilität zum Trotz. Man macht immer nur das Gleiche. Immer die gleichen Trampelpfade. Gewohnheit gibt dem Leben Halt. Denkt man gemeinhin. Ob mit Recht oder nicht, mag dahingestellt sein. Die meisten denken sowieso gar nichts. Kopieren die anderen. So befindet man sich stets auf der richtigen Seite. Und braucht sich nicht den Luxus der eigenen Meinung zu leisten. Eine mühselige Angelegenheit. Besser, man hört auf die Opinion-Leader. Finger nach unten? Finger nach oben! Alles was stattfindet, ist toll. Oder wunderschön. Oder geil. Sonst fände es nicht statt.

Thomas liest keine Zeitung. Obwohl er mehrere abonniert. Er liest überhaupt nicht. Wenn er nicht muss. Nicht einmal schön gedruckte alte Bücher. Oder moderne mit avantgardistischer Typographie. Dies eintönige Schwarz auf Weiß. Die Reduktion widerstrebt ihm. Seine

Farbe ist Rot. Von der kurzen Laune in burgundischem Schwarz abgesehen. Sein erstes Auto – rot. Rote Pullover und Polohemden. Rote Hosen nur als Jüngling. Keine roten Jacketts. In Zürich schläft er in einem Raum mit roten Wänden. Zu anregend. Auf die Dauer.

Intensive Töne vertragen nur bedingt große Flächen. Man setze sie sparsam ein. Roter Lippenstift und Nagellack auf den Zehen. Nicht auf den Fingern. Das wirkt leicht billig. Vor allem, wenn die Nägel lang sind. Wie Krallen. Doch der Mund muss knallrot sein. Nicht dieses unentschlossene Rosa. Vielleicht noch mit Glitzerpartikeln oder ähnlichen Geschmacklosigkeiten. Rosa, das sich unter dem Namen Pink als Trendfarbe der Achtziger etabliert. Farbliches Pendant zum Aerobic-Kult. Trikots, Leggings, Stirnbänder, Legwarmer. Sogar bonbonrosa Sneakers. La vie en rose. Ein Alptraum! Der nicht lange währt. Ein Glück für Thomas. – Im Vergleich mit Rosa, von Kopf bis Fuß, ist Rot schwierig zu handhaben. Rote Kleider oder Kostüme oder Abendkleider erfordern die passende Figur. Sie tragen auf. Machen kompakt. Von roten Mänteln muss man entschieden abraten. Rot ist keine Farbe für jeden Tag. Es wirkt nur in der richtigen Dosis. Sparsam angewandt. Sonst stumpft die Intensität das Auge ab. Und – Rot ist ein Solist. Es verträgt keine anderen Stars neben sich. Sprich kräftige Farben.

Höchstens Statisten, die sich dezent im Hintergrund halten. Als Teamplayer allenfalls klassischen Karo- oder Streifenmuster. Mit anderen reinbunten Farben. Keinesfalls Erdtöne, Mischfarben, Pastelle. Thomas braucht man das nicht zu sagen. Der weiß das. Nicht aufgrund theoretischer Auseinandersetzung mit Farbenlehre – Goethe, Runge, Schopenhauer, Itten et alii –, sondern quasi ab ovo. Angeborenes Farbempfinden. Das gibt es durchaus.

Eine Frau

Eine Schwarzweißfotografie. Ein Mädchen ganz in Weiß. Keine zehn Jahre alt. Das Kleid züchtig hochgeschlossen und mit langen Ärmeln. Stark angekrauster Rock mit Petticoat endet knapp über dem Knie. Dünne Beine in weißen Kniestrümpfen. Weiße Spangenschuhe. Die Füße leicht nach außen. Einer vor dem anderen. Im Ballett dritte Position. Ein wenig gekünstelt. Aufgedrehte Locken. Glatte Fransen in die Stirn. Blumenkranz mit Schleier. Schulterlang. Wie eine Braut. Am rechten Handgelenk baumelt die weiße Tasche. Viel zu groß für die schmächtige Person. In der Hand eine Kerze. Die Kleine schaut auf den Fotografen. Mit einer Mischung aus Schüchternheit und Koketterie. Sie will gefallen. An ihrem großen Tag. Fühlt sich wichtig genommen und zugleich verunsichert durch die Aufmerksamkeit, die ihr zuteil wird. Ist es nicht gewohnt, im Mittelpunkt zu stehen. Als Jüngste von drei Schwestern kommt man als letzte an die Reihe. Neue Kleider, Privileg der Ältesten. Die sie an die Jüngeren weiterreicht. Wenn Iris sie trägt sind sie zwar gut erhalten, aber alt. Sie hat sich daran abgesehen. Seit Jahren.

Das Kommunionkleid nebst Zubehör ist ganz neu. Das Geschenk der Patentante. Iris traut sich kaum hineinzuschlüpfen. Sich gar darin zu bewegen. Eine steif knisternde Pracht. Die nicht nach Waschpulver oder Mottenkugeln riecht. Während der Messe denkt sie nur an das Kleid. Bemüht sich, es beim Sitzen nicht zu zerdrücken. Wenn nur die Predigt zu Ende wäre! Damit sie aufstehen kann. Doch der Pfarrer mag heute nicht aufhören. Wenn man meint, er sei bei der Schlussformel angelangt, hebt er von neuem an. Stehen oder knien. Nur nicht sitzen! Wie beim Essen im Gasthof. Nach der feierlichen Zeremonie. Mit Onkeln, Tanten, Cousinen, Cousins. Und den Großeltern. Selbstverständlich. Man reicht Hühnerragoutsuppe mit Leberknödeln. Gefolgt von Tafelspitz mit Wurzelgemüse und Apfelkren. Zum Abschluss eine Eisbombe. Später Kaffee und Kuchen. Gut bürgerlich. Iris bringt vor lauter Aufregung nichts hinunter. Nicht einmal das Eis. Das sie so gern isst. Und nur selten bekommt. Ein mageres nervöses Kind mit Essproblemen. Sie mag nur Süßes.

Eine gute Schülerin, die es allen immer recht machen will. Eher durchschnittlich begabt. Dafür umso ehrgeiziger. Und geradezu von immensem Fleiß. Was Pädagogen ohnehin höher schätzen als Talent. Eine Musterschülerin. Stets eine Eins in Betragen und Mitarbeit. Ein Kind, das sich immer so verhält, wie man es von ihm erwartet. Nie aufsässig oder frech. Angepasst. Vor allem fleißig. Lebhaft. Nett. Von freundlichem Wesen. Nicht unbeliebt bei den Gleichaltrigen. Die schulischen Noten sind nicht so glänzend, dass man ihr den Erfolg neiden könnte. Gutes Mittelfeld allenfalls. Man sieht, dass sie sich Mühe gibt. Keine Versetzungsprobleme. Immerhin. Äußerst zielgerichtet. Wählt ihren Umgang gut aus. Strebt nach Höherem. Gesellschaftlich. Sie beobachtet genau. Und übernimmt, was Erfolg verspricht. Sie weiß, was sie will. Einen wohlhabenden Mann, Familie. Aber auch beruflichen Erfolg. Um sich abzuheben. Sie ist keine höhere Tochter, der die gute Partie in die Wiege gelegt wird. Einen mittleren Beamten, einen subalternern Bankangestellten, einen Lehrer – mehr darf sie nicht erwarten. Wenn sie sich nicht anstrengt, etwas Besonderes zu sein.

Sie lernt, sich den Anschein des Außergewöhnlichen zu geben. Obgleich sie ganz und gar durchschnittlich ist. Es fällt ihr nicht einmal schwer. Vielleicht, weil sie sich nur selten emotional engagiert, vielmehr kalkuliert. So entsteht der Eindruck von Überlegenheit. Sie verfolgt ihr Ziel, handelt nie planlos. Zäh und hartnäckig. Spontane Regungen werden unterdrückt. Falls sie jemals auftreten sollten. Schwer vorzustellen, aus ihrem Munde Sätze zu vernehmen wie: „Dazu habe ich keine Lust!“ Sie tut, was getan werden muss. Nicht weniger, aber auch nicht mehr. Ob mit Lust oder ohne. Vermutlich hat sie sich solche Fragen aberzogen. Sie gibt sich gern spontan, ist es aber nicht im Mindesten.

Kindheit und Jugend in Wien bleiben irgendwie diffus. Sie spricht selten darüber. Nach der Matura studiert sie Kunstgeschichte. Wohnt bei den Eltern. Als der künftige Doktorvater einen Ruf nach München erhält, folgt sie ihm. Es gibt nicht viele Professoren, die ein kostümkundliches Dissertationsthema annehmen. Ihr offizieller

Lebenslauf beginnt mit dem Umzug. 1977. Endlich selbstständig. Zunächst ein Zimmer im Studentenwohnheim. Dann eine kleine Wohnung in Uninähe. Ein Schlafwohnraum mit Kochnische und kleinem Duschbad. Zwar ziemlich überteuert, doch mit dem Stipendium eben finanzierbar. Andererseits spart sie das Geld für den öffentlichen Nahverkehr. Sie kann alles bequem zu Fuß erreichen. Die Kleider schneidert sie selbst. Schließlich hat sie eine Schneiderlehre. Nicht abgeschlossen. Zu Beginn des Studiums in Wien. In den Semesterferien. Als sie anfing, sich für Kostümkunde zu interessieren. Die Kommilitoninnen in München sind schick. Nicht alle. Aber manche schon. Da will sie nicht zurückstehen. Sie wälzt in der Stadtbibliothek Modejournale und entwirft ihre Modelle selbst. Indem sie versucht, die gängigen Trends zu kopieren. Das Ergebnis – na ja … Die Stoffe sind billig, die Nähtechnik weist deutliche Defizite auf. Die Umsetzung modischer Trends misslingt. Zuweilen gerät sie ins ausgesprochen Komische. Hinter ihrem Rücken wird ausgiebig gespottet, mag man öffentlich noch so viel Bewunderung heucheln. Allein das allzu Forcierte gilt bereits als unfein. Hier gibt man sich konservativ. Und teuer. Der Eingeweihte weiß, dass der Trenchcoat mit dem markanten Karofutter kein beliebiger Regenmantel ist, sondern vom britischen Kultlabel stammt. Und was er kostet. Zum Ausgleich darf bei Schmuck und Accessoires geklotzt werden. Die Handtasche von Hermès. Die kleine Constance oder besser noch eine Kelly. Bordeauxrot.

Für Iris ein Traum. Sie kennt den Preis. Irgendwann will sie eine besitzen. Einstweilen schluckt sie die Begehrlichkeit hinunter und tut so, als ob sie derartiges ganz furchtbar spießig findet. In Wien könne man in den Kaffeehäusern am Graben jeden Tag Dutzende jener dicken Damen mittleren Alters im Pelz mit einer Hermès-Tasche beobachten. Was zwar keineswegs den Tatsachen entspricht. Doch das weiß in München keiner. Nur eine Kommilitonin, ungefähr im Alter von Iris, die ein Gastsemester in Wien verbrachte, bemerkt schnippisch, sie habe nicht ein einziges Mal eine derartige Erscheinung im Café erlebt. Ein seltsames Wesen, dem glücklicherweise keiner zuhört. Immerhin, sie hat sich ihren Professor bereits im dritten Semester gesichert. Also,

noch keinen richtigen Professor, aber auf dem bestem Weg dahin. Die Habilitation scheint bloß noch eine Frage der Zeit. Bis dahin betreut er ein kirchliches Museum. In Regensburg. Weswegen die Kommilitonin sich mehr dort aufhält als in München. Was man hat, hat man. Oder auch nicht. Wie in vorliegendem Fall. Denn der Professor suchte das Weite, kaum dass er Professor war. Heiratete eine Jüngere. Honoratiorentochter. Ein echter Netzwerker, dieser Professor. Der wird es noch weit bringen. Was aus der besserwisserischen Studentin wurde? Das ist nicht überliefert. Iris weiß nicht einmal mehr ihren Namen. Doch an die spitzen Kommentare denkt sie zurück.

Warum Iris sich auf Kostümkunde spezialisiert? Gewiss nicht aus persönlichem Interesse. An Mode. Weder an aktueller noch an historischer. Ein wenig besetztes Randgebiet in der Kunstgeschichte. Die großen Themen sind alle bis zum Überdruss abgehandelt. Mit Kleinmeistern profiliert man sich kaum. Deshalb etwas anderes. Womit sich nur wenige beschäftigen. Im Rückblick ein Glücksgriff! Das rechte Thema zur rechten Zeit! Iris träumt von einem Museum mit reicher Textilsammlung. Nach dem Abschluss. Im Augenblick bleibt wenig Zeit für Träumereien. Die Doktorarbeit nimmt sie ganz in Anspruch. Sie lässt sich nicht ablenken. Wie denn auch? Keiner lädt sie ein. Sie gehört nicht dazu. Ist gesellschaftlich nicht integriert. Die üblichen Partys, gewiss, im Wohnheim oder einer privaten WG. Nudelsalat und billiger Rotwein. Nicht das, was Iris sich vorstellt. Grillfeste am Flaucher oder Picknicks im Englischen Garten. Sie hat es ausprobiert. Aus Langeweile. Fühlte sich nicht wohl dabei. Fehl am Platze. Nach diversen Absagen, bleiben weitere Einladungen aus. „Die hält sich wohl für etwas Besseres!“

Flirts, Affären. Kurz und unverbindlich. Iris erkennt es wohl, wenn sie als Amuse-Gueul herhalten soll. Als kleiner Appetithappen für zwischendurch. Sie zieht die Konsequenzen. Verabredet sich nicht mehr. Und gilt nun erst recht als seltsam. Ein weibliches Einzelwesen ohne Mann zählt nicht. Pärchen tun sich zu Cliquen zusammen. Organisieren die gemeinsamen Freizeitaktivitäten. Stets paarweise.

Das Studium gerät zur Nebensache. Die Zukunft – gesichert. So oder so. Ob Mann die väterliche Praxis übernimmt oder Frau heiratet. Einzige Differenz, die Frau braucht keinen Abschluss. Es sei denn, sie betrachten selbigen als Akt der Selbstverwirklichung. Im Grunde überflüssig. Hausfrau und Mutter mit einem Magister in Hinduistik? Allein, die feministische Propaganda tut zuweilen ihre Wirkung. Am Bewusstsein ändert das nichts. Ob mit oder ohne Abschluss – die mögliche, ja absolut wahrscheinliche Karriere wird auf dem Altar der Familie geopfert. Wie man später beklagt. Vereinbarkeit von Familie und Beruf – noch kein Thema. Kinder sind Privatsache. Ebenso deren Betreuung. Der Staat mischt sich nicht ein. Die Gattin bleibt zu Hause, wenn der Mann genügend verdient. Wenn nicht, muss sie dazuverdienen.

Iris stellt sich ihr Leben anders vor. Zwar mit Absicherung durch eine vorteilhafte Heirat. Kinder und Haushalt werden delegiert, während sie sich ums Wesentliche kümmert. Wenn schon nicht Konservatorin an einem staatlichen Museum, dann zumindest Autorin. Oder Herausgeberin. Wissenschaftliche Forschungsprojekte. Kooperationen mit entsprechenden Instituten der Fachhochschulen. Lehraufträge? Die akademische Karriere durch die Hintertür. Am Ende gar Habilitation? Kumulativ? Wer weiß? Manches scheint möglich. Wenn man nur will. Und an zähem Willen fehlt es wahrlich nicht. Mit starrem Blick auf die Zielvorgabe. Kein Abweichen vom Weg. Bildende Kunst, Kostümkunde. Mehr nicht. Weder Literatur noch Musik. Schade. Dabei ließe sich damit die Freizeit trefflich gestalten. Vom gesellschaftlichen Aspekt ganz zu schweigen! Schließlich dokumentiert man durch seine Teilnahme an diversen Musik- respektive Theaterevents Zugehörigkeit zu einer bestimmten Schicht. Früher als Bildungsbürgertum bezeichnet. Inzwischen ausgestorben. Man geht nur noch in die Oper, um gesehen zu werden. In zehn Jahren wird Iris im ersten Rang sitzen. Bei der Eröffnung der Opernfestspiele. Ohne jegliche Neigung. In Gedanken bereits in der nächsten Pause. Wir wollen nicht vorgreifen. Noch lebt Iris in ihrem Einzimmerapartment und meidet die Hochkultur. Nur die Museen kennt sie in- und auswendig. Zuweilen geht sie ins Kino. Zur

Unterhaltung. Ziemlich wahllos. Was die Nachmittagsvorstellung so bietet. Der Abend bleibt den Paaren vorbehalten, die im Dunkel des Vorführraums übereinander herfallen. Von heftigen Küssen bis zu weiteren Handgreiflichkeiten. Für Zuschauer eher peinlich. Sonntags macht Iris sich schick. Für das Hochamt in der Theatinerkirche. Gewohnheitsmäßig. Der Sonntagsgottesdienst, in jeder katholischen Familie eine Selbstverständlichkeit. Obwohl man von Montag bis Samstag früh aufstehen muss, treibt die Mutter die ganze Familie sonntags aus dem Bett. Zur Frühmesse. Damit sie sich hinterher in Ruhe dem Sonntagsbraten widmen kann. Iris hätte gern ausgeschlafen, wagt aber keinen Widerspruch. Die Messe wird in Sankt Kajetan um zehn Uhr zelebriert. Und sie liegt relativ nah. Iris darf den kostbaren Morgenschlaf bis zur Neige auskosten. Deshalb ausgerechnet diese Kirche und keine andere. Nicht etwa wegen der hochbarocken Stuckaturen. Oder der Orlando-di-Lasso-Messe. Vom geistlichen Gehalt der Predigt vollends zu schweigen. Daran denkt sie erst gar nicht. In eine katholische Familie geboren. Getauft, bei der Erstkommunion in die Gemeinschaft der Gläubigen aufgenommen, mit dem Sakrament der Firmung versehen. Sonntags zur Messe. An den Hochfeiertagen, Weihnachten und Ostern, wird in der Kommunion der Leib Christi empfangen. Nachdem man das Gewissen in der Beichte entlastet hat. So halten es die Eltern. So hielten es Generationen zuvor.

Auch Iris bleibt den Geboten ihrer Religion treu, als sie schon längst den heimischen Herd verlassen hat. Ohne einen Gedanken daran zu verschwenden. Keine Frage, dass sie einmal kirchlich heiraten wird. Bildet die religiöse Zeremonie sozusagen die Pièce de Résistance ihrer diesbezüglichen Tagträume. Ziemlich naiv. Kommt es doch, zivilrechtlich betrachtet, ausschließlich auf den administrativen Akt der standesamtlichen Trauung an. Die amtlich beurkundete Absichtserklärung, fürderhin in gewisse Rechte und Pflichten einzutreten, die der Staat für eheliche Gemeinschaft festschreibt. Das sind die harten Fakten. Der Rest allenfalls Accessoire. Doch Iris hat das dumme Geschwätz vom „schönsten Tag im Leben einer Frau“ viel zu lange verinnerlicht, um nicht daran zu glauben. Sie sonnt sich

bereits im Glanz eines richtig großen gesellschaftlichen Ereignisses. Malt sich sämtliche Einzelheiten aus, ohne die geringste Peinlichkeit auszulassen. Es kann gar nicht üppig, verzuckert, übertrieben, kitschig genug sein. Der Geschmacklosigkeit sind leider keine Grenzen gesetzt. Die Bilderflut in Medien tut ihr Übriges. Stichwort: romantische Hochzeit. Und natürlich ganz individuell. So wie alle! Aber etwas Besonderes. Also Fahrt in blumenumkränzter Pferdedroschke, beides weiß, also Kutsche plus Pferde, zur kuscheligen Rokoko-Kapelle in lieblicher Landschaft. Große Kirchen sind einfach ungemütlich! Und die Pastelltöne passen perfekt zur Hochzeitstorte. So heiter und beschwingt. Rüschenkleid mit ausladendem Krinolinenrock, Puffärmeln, Schleifen, langer Schleppe, noch längerem Schleier. Brautjungfern in Bonbonfarben. Blumenstreuende Kleinkinder. Wie süß! Anschließend Essen im Schlosshotel. Zuvor Fotos im Grünen. Braut und Bräutigam in gestelzter Pose. Vielleicht im Boot. Er rudert sie über den Teich. Wie originell. Sinnbild für den neuen Lebensabschnitt. Nicht ungefährlich. Kähne kippen leicht. Die Tafel festlich eingedeckt. Viel Weiß und Grün. Silber. Kristall. Kerzen. Die Kapelle spielt den Brautwalzer. Paare tanzen. Singles schauen sehnsüchtig zu und warten vergeblich darauf, wenigstens einmal aufgefordert zu werden. Nur ein einziges Mal! Ältere Nichttänzer ärgert die laute Musik. Bei dem Krach kann man sich nicht unterhalten. Man versteht ja sein eigenes Wort nicht. Die Band setzt ihren Ehrgeiz daran, die Verstärkeranlage bis an ihre Grenzen aufzudrehen. War teuer genug, das Ding! Vielleicht noch traditionelle Brautentführung nebst Rückkauf durch den Gatten? Der den Schnaps bezahlt. – Besäufnis?! Vermutlich ja.

Doch so weit trägt die weibliche Imaginationskraft nicht. Banalitäten wie Essen und Trinken werden nicht thematisiert. Eigentlicher Zweck der Hochzeit – die Bilder. Glücklich, wer sein Album in Händen hält. Es aller Welt zeigen darf. Die bewundernden Kommentare einsaugt. War zwar furchtbar anstrengend, die ganze Veranstaltung – und, nebenbei gesagt, viel zu teuer. An dem Kredit wird man noch Jahre abbezahlen. Hoffentlich hält die Ehe so lang! Aber es hat sich gelohnt! Gut, die Frage der Kosten stellt sich für Iris nicht. Sie wird

reich heiraten. Oder gar nicht. Für die Hochzeit kommt der Gatte in spe auf. Nicht die Brauteltern. Wie es der Tradition entspräche.

Die Hochzeit, die ihre Vorstellungskraft hervorbringt, gleicht einer Melange aus Sissi und Wiener Opernball. Also mit starkem K.-u.-k.-Einschlag. Plus diversen Komponenten, die im Laufe der Zeit hinzukommen. Sowie ein kleiner Touch Hollywood. Alles in allem eine kleine Spießerin, die gute Iris. Und wenn sie noch so gern etwas Besonderes wäre, sie ist es nicht. Ihr Wunsch zielt nur aufs Gesellschaftliche, nicht aufs Geistige. Da kennt sie ihre Grenzen. Weiß, dass sie vieles nicht begreift. Und beschäftigt sich erst gar nicht damit. Kein Abenteuer des Geistes. Was jenseits des Horizontes liegt, existiert nicht für sie. Sie verspürt nicht den Wunsch, es zu ergründen. Klammert es aus. Urteilt nicht darüber. Wie manche, die das, was ihnen verschlossen bleibt, geradezu zwanghaft entwerten müssen. Iris erkennt zumindest, dass ihr kein Urteil zusteht. Schweigt, wenn die Rede darauf kommt. Das fällt kaum auf, gibt es doch stets Experten, die bekanntermaßen gern monologisieren. Und glücklich sind, das ungestört tun zu können. Iris setzt dann die anteilnehmende Miene auf. Legt den Kopf leicht schief, runzelt andeutungsweise die Stirn. Nicht zu sehr, der Falten wegen. Und dieweil sie an so manches denkt, was nicht im Geringsten mit dem Thema zu tun hat, vermittelt sie den Eindruck einer überaus eifrigen und kompetenten Gesprächspartnerin. Welche die vorgebrachten Weisheiten förmlich in sich hineinsaugt. Zumal Iris nicht versäumt, ab und an die Botschaft ihrer Mimik durch verbale Äußerungen zu verstärken. In regelmäßigen Abständen eingestreute Partikel wie „Ach ja?“ oder „Wirklich?“ sowie Ausrufe wie „Das habe ich nicht gewusst!“ oder „Das finde ich wirklich spannend!“ schaffen ein wohliges Klima geistiger Kuhwärme. Wer schätzt das nicht?

Und so verwundert es kaum, dass Iris als Frau mit profundem Kunstverständnis gilt. Sie braucht nur vielsagend mit dem Kopf zu nicken, und der entzückte Konversationspartner deutet es als enthusiastische Zustimmung. Während Falten über der Nasenwurzel den Stab über so manche Inszenierung brachen. Es funktioniert wie

das Orakel von Delphi. Und wird gleichermaßen hoch geschätzt. Irgendwann – normative Kraft des Faktischen – glaubt Iris selbst daran. Sie bleibt vernünftig genug, das Schicksal nicht herauszufordern. Durch konkrete Äußerungen. Sie wüsste im Übrigen gar nicht was. Erstaunlich eigentlich. Dass das Schweigen nicht auffällt. Äußert sie doch sonst ihre Meinung frank und frei. Mit einer Forschheit, anerzogen, um Schüchternheit zu überspielen. Die deshalb zuweilen etwas übertrieben, fast forciert erscheint. Ein Kind im Freibad, das voller Angst ganz vorn auf dem Sprungbrett balanciert. Das Brett wippt. Darunter das Wasser. Nicht zu tief. Für das Kind ein Abgrund. Es ist ja klein. Unschlüssig steht es da. Mit hängenden Schultern und weichen Knien. Die ganze Gestalt drückt Unsicherheit aus. Und dann, unvermutet, stürzt es hinab. Eine Hand hält die Nase zu. Die andere rudert hilflos in der Luft. Mit den Beinen voran. Wie ein Frosch. Und steigt als Prinz aus dem Wasser. Mit neuem Selbstbewusstsein. Ich habs geschafft!

So ungefähr stürzt sich Iris in die Konversation. Die überzogene, fast unangemessene Heftigkeit, mit der sie ihren Standpunkt vertritt. Ja letztlich verteidigt. Obwohl sie keiner angreift. Mangelndes Selbstbewusstsein? Nein, man schreibt es ihrem außerordentlich lebhaften Temperament zu. Eine unkomplizierte und energisch zupackende Person, die ihre Ansichten und Standpunkte zu vertreten weiß. Charmant ohne Geist. Bisweilen kokett. Selbstverliebt. Spricht gern über sich. Die Kindheit, als bedrückend empfunden, als der Bedeutung der eigenen Person unangemessen, schlichtweg unpassend, wird erfolgreich wegretuschiert. Darüber legt sich das Bild einer neuen anderen Iris. Geboren aus ihrer Vorstellung. Keine Kinderfotos! Schon gar nicht das peinliche Kommunionbild. Kann sie das Thema nicht vermeiden, hält sie es im Vagen. Oder bedient sich der Geschichtsfälschung. Sie schlüpft in die Haut anderer Mädchen. Schulkameradinnen, die sie flüchtig kennt. Deren Lebensstil sie aus der Distanz genau beobachtet. Wohl wissend, dass diese Dinge nicht für sie gedacht sind. Dass diese Mädchen sie überhaupt nicht wahrnehmen. Später jedoch, als sie glaubt, das erreicht zu haben, was sie erreichen wollte, scheint es plausibel, ja legitim, die eigene

Biografie im Rückgriff mit fremdem Glanz aufzupolieren. Es schadet keinem. Und ist, im Grunde genommen, ohne Belang. Ein paar Schlüsselbegriffe, die richtigen, kreieren beim Zuhörer die gewünschte Vorstellung. Nahezu von selbst.

Iris hat die richtigen. Selbstverständlich. Sie macht überhaupt viel richtig. Nicht alles, aber das Meiste. Weil sie sich klare Ziele setzt. Die im Bereich ihrer Möglichkeiten liegen. Leben als Machbarkeitsstudie! So ungefähr. Vorausgesetzt wird die Bereitschaft, sich aktiv für die Zielvorgabe einzusetzen. Nicht von anderen zu erwarten, dass sie diese Aufgabe stellvertretend übernehmen. Sondern sich selbst abzurackern. Wenn nötig. Kurzfristige Zugeständnisse für längerfristige Interessen. – Iris benötigt wenig Zeit für sich selbst. Sie wirkt immer geschäftig. Energiegeladen. In der Ausführung ihrer Aktionen erstaunlicherweise von eher geringer Intensität. Zwar zielorientiert, jedoch nicht notwendigerweise reflektiert in der Wahl der Mittel. Im Hinblick auf Geistiges, nicht im Zwischenmenschlichen. Da kennt sie sich aus. Weiß sich zu verhalten. Die wissenschaftliche Arbeit zeichnet sich durch immensen Fleiß aus. Sie bleibt die Schülerin, die sämtliche Lehrbücher auswendig lernt. Ohne das Geringste von deren Inhalt zu verstehen. Sie begreift keine Zusammenhänge und hält sich an Fakten. Die sie bei Prüfungen einfach wieder ausspuckt. Ebenso zusammenhanglos wie sie eingebläut wurden. Bulimie-Lernen. Eine öde Angelegenheit, dieses sich Aneignen sinnloser Information. Darüber hinaus zeitintensiv. Jeder intelligente Mensch müsste sich dem verweigern. Zeitverschwendung. Nicht für Iris. Schließlich findet ihre Leistung reiche Anerkennung. Bei den Lehrern. Die solche Schüler den begabt-renitenten vorziehen. Weil sie selber fleißige Streber sind, die nichts verstehen. Von dem was sie unterrichten. In Schülern wie Iris finden sie sich selbst wieder. Strebsam und angepasst.

Nur in der Wahl ihres Studienfachs hat sie arg daneben gegriffen. Kunstgeschichte, Kostümkunde fordern das Auge. Iris sieht nichts. Obwohl ihre Augen vollkommen gesund sind. Weder kurzsichtig noch weitsichtig. Nicht einmal die Hornhaut krümmt sich. Vom medizinischen Befund alles im grünen Bereich. Folglich kein Problem

des Sehapparats, sondern des Kopfes. Der die eingehenden visuellen Reize nicht verarbeitet. Iris nimmt nichts wahr. Mit dem Auge. Mit den Fingerspitzen durchaus. Sie wäre imstande, in stockfinsterer Nacht das Granatapfelmuster eines Brokats zu ertasten. Mode als haptisches Phänomen. Farben und Formen spielen keine Rolle. Bilder, Abbilder gar sagen ihr nichts. Sie braucht das Original. Um es zu befühlen, zu befingern. Glatt bedeutet kühl. Und immer ein wenig steif. Seide gewinnt nie die Weichheit von Samt. Leider sagt der Tastbefund textiler Beschaffenheit allein wenig über die modische Relevanz eines Kleidungsstücks. Selbst die Kombination unterschiedlicher Texturen entfaltet ihre volle Wirkung erst in Verbindung mit der Farbe. Farbe und Textur entsprechen sich. Man kann sie nicht willkürlich separieren. Farbe bringt Textur hervor und umgekehrt. Schimmernd und glatt, matt und weich gehören zusammen. Über allem aber waltet die Form. Der Farbe und Beschaffenheit dienen. Schnitte, die den Körper umspielen, in der Verhüllung enthüllen, erfordern weiche, glänzende, dünne Stoffe. Helle Farben. Feste, matte Gewebe negieren die Körperlichkeit. Sie verlangen leuchtende Farbe. Rot. Oder das Gegenteil. Schwarz als Negation der Farbe. Schwarz, das Licht einsaugt.

Wer könnte Mode verstehen ohne Sensorium für Farbe und Form? Der kein Auge hat? Iris quält sich trotzdem ab. Mit Phänomenen, die sie nicht begreift. Probiert es mit gängigen Theorien. Ethologisch, soziologisch, semiotisch. Allein, der analytische Verstand fehlt. Es reicht allenfalls zum sinnfreien Nachplappern von Sekundärliteratur. Kurzum, sie tut das, was sie von jeher getan hat. Sie bemüht sich. Ist präsent. Für nichts zu schade. Mode ist noch kein großes Thema. Doch das Interesse wächst. Später, längst mit Thomas verheiratet, avanciert sie zur Expertin der Talkshows. Keine Sendung, bei der ihre Meinung nicht gefragt wäre. Obwohl sie mit Mode nichts anzufangen weiß. Egal. Sie ist zu allem bereit. Passt ihre Erscheinung dem Bild an, das man sich von ihr macht. Stylt sich topaktuell. Entsagt sogar der Lieblingsfarbe Gelb, wenn diese nicht im Trend liegt. Und sie liegt leider eher selten im Trend. Vergnügen findet sie daran nicht. Sie könnte ihre Tage in Leisurewear verbringen. Dabei kann sie

doch alles tragen. Zierlich und klein. Typ Twiggy. In den Achtzigern der Dallas- und Denver-Vamps, der Karrierefrauen, vollbusig, breitschultrig, athletisch, im kastigen Nadelstreifenblazer mit extra ausgepolsterten Schultern, Schleifenbluse, üppigem Modeschmuck, Ohrgehänge, Panzerketten – in solchen Zeiten tut sich ein eher knabenhaftes Wesen freilich schwer, das Passende zu finden. Zwanzig Jahre später hätte man ihre Magerkeit schick gefunden. Je weniger Leib desto besser. Wie dem auch sei. Iris macht tapfer mit. Trägt Businesskostüme, die sie aussehnen lassen wie ein Kind, das die Kleider der Mutter anprobiert. Schleifen, Rüschen, Puffärmel. Hauptsache Volumen! Thomas legt Wert auf gepflegte Erscheinung. Selbst auf Reisen. Unternehmungen wie die Flusskreuzfahrt auf der Loire lehnt er entschieden ab. Zu wenig Komfort! Damals kannten sie sich noch nicht. Sie verbrachte drei Wochen auf dem Kahn. In Jeans, T-Shirt und Sneakers. Unter nicht unproblematischen hygienischen Bedingungen. Mit der ältesten Schwester. Und deren Familie. Die Kleine fing gerade an zu krabbeln. Glückliche Tage. An die Iris gern zurückdenkt. Ein Zukunftsmodell. Das nicht eingelöst wird. Schließlich bekommt sie das, was sie will, um festzustellen, dass es sie nicht glücklich macht. Was sie sich niemals eingestehen würde. Solche Anwandlungen erstickt man besser sofort im Keim. Tapfer tut man weiterhin das, was man gar nicht will. Der perfekte Lebenslauf. Dem man den letzten Rest an Individualität opfert.

Sie möchte gern etwas Besonderes sein. Und doch wieder so wie alle. Was ihr gelingt. Die Mode gewinnt zunehmend an Bedeutung. Es wird schick, irgendwie in der Szene verortet zu sein. Für Iris macht es keinen Unterschied, ob sie sich mit Mode, Differentialgleichungen oder dem Identitätssatz beschäftigt. Sie versteht vom einen so wenig wie vom anderen. Egal, womit sie sich abgibt. Wichtig ist der Erfolg. Dass man sie bewundert, verschafft ihr die Illusion von Glück. Sie will geliebt sein. Von allen. Sie ist kein sinnlicher Typ. Ihr Leib bleibt ihr fremd. Sie ignoriert ihn. Bewegung, Sport – reine Zeitverschwendung. Keine Figurprobleme. Sie ist dünn. Sie isst nicht gern. Noch immer. Allenfalls aus Vernunftgründen. Egal was. Sie raucht nicht, trinkt nicht. Sie kennt weder geistige noch sinnliche Genüsse. Nicht einmal

ein Gala-Diner gibt ihr das angenehme Gefühl von Befriedigung. Ihre Gedanken bewegen sich selten im Hier-und-Jetzt, beschäftigen sich lieber mit Künftigem. Sie lebt im Futur. Gar im Futurperfekt. Was sie getan haben wird. Wiewohl gut organisiert, wirkt sie gehetzt, angespannt, nervös. Schnell, schnell. Hopp, hopp. Ihre Ungeduld erträgt sie zuweilen selbst kaum.

Mit zunehmendem Alter lässt sie ihr freien Lauf. Passt sich nicht mehr an, sondern fordert ihrerseits Anpassung. Von den anderen. Von denen, die sie als untergeordnet klassifiziert. Wichtigen Menschen gegenüber verhält sie sich anders. Die Charme-Offensive. Wie gewohnt. Inklusive Wiener Dialekt. Den alle ausgesprochen reizend finden. Sie gibt das herzige Wiener Madl aus dem Bilderbuch. Oder Fünfzigerjahrefilm. Romy Schneider in Schnitzlers „Liebelei“. Nur ohne Naivität. Was den Schmelz ankratzt. Leider. Eine Naive war sie nie. Unter aller Liebenswürdigkeit – ob gespielt oder echt sei dahingestellt – lauert eine Spur giftiger Spitzzüngigkeit. Kleine Pfeile, die den ahnungslosen Zuhörer unvermutet treffen. Mancher nimmt sie nicht einmal zur Kenntnis. Oder denkt, er habe sich verhört. Man erwartet das nicht von so einer netten Person. Dass sie richtig bösartig sein kann? Unmöglich! Ihre Häme macht Iris meist am Äußeren fest. Das ihr aus diesen oder jenen Gründen nicht passt. Sei es, weil es ihren Vorstellungen nicht entspricht. Sei es, weil es ihnen entspricht. Sie selbst in den Schatten stellen könnte. Neid auf eine andere Frau, die zur Konkurrentin oder Rivalin mutiert. Nicht um die Gunst eines Mannes, sondern um die der öffentlichen Meinung in Sachen Mode. „Spieglein, Spieglein an der Wand, wer ist die Schönste im ganze Land?“ Oder ihr Spott richtet sich auf das, was sie nicht versteht. Geistiges. Nicht das gesellschaftlich Anerkannte. Sie nimmt negative Schwingungen auf und verstärkt sie. Mehr nicht. Damit geht man kein Risiko ein. Niemand widerspricht. Keiner sagt: „Sie haben das nur nicht verstanden.“ Indem sie das reflektiert, was in der allgemeinen Grundstimmung west, erwirbt sie sich den Ruf einer gebildeten Frau, einer wahren Kunstkennerin. Sie ist nicht nur schön, sondern ebenso klug. Dabei trifft weder das eine Urteil noch das andere. Was die Leute so schwatzen. Die nichts verstehen. Weder

von Schönheit noch von Klugheit. Doch wenn alle Beteiligten nichts verstehen, eint sie das Unverständnis.

Im Hause Riedinger legte man Wert auf eine gute Ausbildung der Töchter. Wenn man schon keinen Sohn hatte und deren drei, sollten diese ihren Fähigkeiten entsprechend gefördert werden. Einen Beruf ergreifen, der ihren Neigungen entsprach. Denn die Ehe hat ihren Anspruch als Versorgung auf Lebenszeit mittlerweile eingebüßt. Keine Frage, dass die Hochzeit das Ende jeglicher Art weiblicher Erwerbstätigkeit bedeutet. Dass sich die junge Gattin fürderhin dem Haushalt, dem Wohl des Gatten sowie der hoffentlich bald zu erwartenden Kindlein widmet. Als Notfallplan taugt die abgeschlossene Berufsausbildung allemal. Man weiß ja nie! Die Erfahrung von Unsicherheit und Chaos in den Kriegsjahren hat ihre Spuren hinterlassen. Also schickt man die Mädchen aufs Lyzeum. Dass Iris, die Jüngste, gewiss studieren würde mit ihren gleich bleibend guten – nicht hervorragenden, aber guten – Noten stand fest. Diana, die Älteste, zeigte ungewöhnliche musikalische Begabung. Sie erhielt Klavierunterricht, später Gesangstunden, bevor sie sich am Konservatorium zur Sängerin ausbilden ließ. Das Problem war Clarissa. Die mit einem miserablen Zeugnis von der Realschule abging. Sie besaß keine Sonderbegabung noch war sie strebsam. Aber sie war hübsch, eine ausgesprochene Schönheit sogar. Etwas frühreif. Mit fünfzehn hätte man sie für eine Zwanzigjährige halten können. Sie interessierte sich früh für Jünglinge, und die Jünglinge interessierten sich für sie. Im Gegensatz zu den braven Schwestern ließ sie sich nichts verbieten. Man befürchtete das Schlimmste. Ein uneheliches Kind. Was der Familie erspart blieb. Weder wurde Clarissa schwanger noch warf sie sich dem Nächstbesten an den Hals, der ihr einen Antrag machte. Es gab deren nicht wenige. Darunter einige äußerst respektable Partien. Clarissa hatte genug von der Enge der elterlichen Wohnung, in der sie das Zimmer mit Iris teilte. Sie hatte genug von der Gemütlichkeit Wiens. Kaum 18 setzte sie sich unter dem Vorwand einer Dolmetscherausbildung ab. Nach London. Zunächst au-pair. Man hörte wenig von ihr. Was keinen bekümmerte. Iris kam ganz unerwartet zu einen Zimmer für sich allein. Ruhe

kehrt ein. Niemand vermisste Clarissa. Die Schwestern pflegten kein besonders inniges Verhältnis. Zu unterschiedlich. Irgendwann zog es Diana nach Italien. Als letzte verließ Iris das Elternhaus, als sie dem Doktorvater in spe nach München folgte. Jede war mit sich selbst beschäftigt. Normal für diese Altersstufe. Ab und zu eine Stippvisite bei den Eltern in Wien. Zunächst häufig. Dann seltener. Am Ende nur noch an Weihnachten. Clarissa schickt spärliche Postkarten.

Diana heiratet. Einen italienischen Komponisten. Da genießen die Schwiegereltern Priorität. Am Ende findet man kleinfamilienhaft zu dritt unter dem Christbaum zusammen. In der Schlussphase ihrer Doktorarbeit bleibt Iris als letzte fern. Es geht auch so. Keine Welt bricht zusammen. Man schickt Briefe und Päckchen zu besonderen Anlässen wie Geburtstagen. Man telefoniert manchmal. Eher selten, nicht zu lange. Telefonieren ist teuer. Besonders Ferngespräche. Was gibt es auch zu sagen? Das Befinden, die Gesundheit, was macht das Studium, im zweiten Stock sind neue Mieter eingezogen, die Schulfreundin hat geheiratet. Einen Hofrat. „Wie heißt die?“ – „Nein, nicht Marianne, Hildegard.“ – „Auch nicht? Ihr habt doch immer zusammen Kasperletheater gespielt. Weißt du nicht mehr?“ – „Ach so, du meinst die Ludmilla.“ – „Genau. Habt ihr keinen Kontakt mehr?“ – „Schon lange nicht mehr. Die ist nach der Fünften abgegangen.“ – „Dann meine ich doch eine andere. Die war später noch bei uns. Als ihr für die Matura gelernt habt.“ – „Da bringst du etwas durcheinander. Ich habe mit niemand gelernt. Das war Diana. Die konnte nie allein lernen. Brauchte einen Tross von Freundinnen, die ihr alles vorkauten. Ohne die wäre sie bestimmt durchgefallen!“ – „Sag das nicht! Warum musst du immer auf Diana herumhacken? Nie konntet ihr euch vertragen wie normale Geschwister!“ Ende des Gesprächs. Die Mutter legt beleidigt auf. Iris ärgert sich. Was Wunder, dass die wenig erquickliche fernmündliche Konversation eher selten stattfindet. Sie hinterlässt ein schales Gefühl. Das Unbehagen, zu Personen befragt zu werden, die man längst vergessen glaubte. Unbehagen darüber, sein Missfallen nicht dezidiert artikuliert zu haben. Oder darüber, dass man es zu dezidiert tat. Schluchzende Mütter am Telefon verderben die Stimmung. Sie verstehen es, Schuldgefühle zu erzeugen.

Manches kommt hoch, was man gern in der Versenkung ließe. Spätes Nachhausekommen mit schlechtem Gewissen – bei Iris zwar selten –, im Flur die Mutter mit vorwurfsvollem Blick. „Ich habe kein Auge zugetan!“ Die Sorge, ach ja. Etwas, was man als junger Mensch nicht versteht. Man fühlt sich unsterblich. Mir kann nichts passieren. Und man wittert hinter dem durchaus berechtigten Gefühl den nicht ganz so uneigennützigen Versuch, die Tochter via schlechtes Gewissen zu domestizieren. Wie sich verhalten? Unterwerfung? Aggression? Man kann es nur falsch machen. Das Privileg der Mütter besteht darin, jede Art von Fehlverhalten für ihre Zwecke nutzen zu können. Aufopferung als Methode. Was tut man nicht alles für die Töchter! Bei Söhnen läuft es anders. Das ist hier nicht Thema. Denn Iris hat keinen Bruder. Nach dem dritten Versuch gab man auf. Die Verhältnisse sind nicht entsprechend. Die Wohnung zu klein, das Einkommen zu gering. Für ein viertes Kind. Also drei Töchter. Von denen immerhin zwei die elterlichen Erwartungen erfüllen. Man redet ihnen nicht drein. Sie dürfen wählen. Künftiger Erfolg vorausgesetzt. Alles andere wäre – Versagen. Der Erwartungsdruck lastet schwer. Weniger auf Diana, die dieser ihrer einzigen Begabung folgt. Die sich kein Leben außerhalb der Musik vorstellen will.

Aber auf Iris. Eigene Ansprüche kommen hinzu. Doppelter Druck. Den keine Neigung oder Begabung abmildert. Iris hat klug das Falsche gewählt. Eine Hypothek fürs Leben. Deren sie sich vermutlich nie bewusst wird. Nicht einmal später. In der festen Überzeugung, dass Leistung sich lohne. Leistung im Sinne von sich anstrengen, abrackern. Das Ergebnis zählt nicht. Lediglich der ernsthafte, öffentlich dokumentierte Wille. Der Unterwerfungsgestus. Wenn man so will. Das hat sie in der Schule gelernt. An der Universität ändert sich nichts. Das Bemühte, Forcierte wird zur zweiten Natur. Die Iris zwar später gern überspielen möchte. Das misslingt. Unter lockerem Konversationston schimmert Verkrampfung. Sie kann es nicht ablegen. So sehr sie sich darum bemüht, die souverän plaudernde Society-Lady zu geben. Von allem eine Spur zu viel. Das entlarvt sie. Sie kann nichts fließen lassen. Zu lieblich die Stimme, zu schrill das Lachen, zu betont die Pointen, wenn sie geistvoll erscheinen möchte.

Ihr fehlt das Beiläufige, die locker ausgeworfene Angel, an der sich ein Fisch festhakt. Oder eben nicht. Das Offene, das Sowohl-als-Auch, das Dazwischen. Die Zwischentöne, die jede Konversation auszeichnen. Das Abgründige. Man durchschaut sie leicht. Weil sie geradlinig ihr Ziel ansteuert. Um es auf schnellstem Weg zu erreichen. Unwissend, dass der gerade Weg nicht immer der schnellste ist. Eine Frau ohne Geheimnis. Obwohl sie gerne eines hätte. Insgesamt jedoch neigt sie nicht zu Rollenklischees. Sie konzentriert sich lieber aufs Wesentliche. Keine Zeit für Verkleidungsspielchen jedweder Art. Woran sollte sie sich orientieren? Ingeborg Bachmann ist tot. Elfriede Jelinek lebt. Spaß beiseite. Iris macht es einem nicht leicht. Sie irgendwo zu verorten, scheint ein Ding der Unmöglichkeit. Nicht etwa, weil es sich um eine derart schillernde Persönlichkeit handelte, sondern weil die Lebensplanung nicht ihren Möglichkeiten korrespondiert. Eine Bruchstelle, die unbemerkt bleibt, jedoch gewisse Irritationsmomente birgt. Man kann sich keinen Reim darauf machen. Fühlt sich zuweilen unangenehm berührt. Vielleicht wird man deshalb nicht warm mit ihr? Ihre Anspannung überträgt sich auf das Umfeld. Ein Gespräch mit ihr strengt an. Ihre furchtbare Munterkeit. Sie lässt sich nie gehen. Nach schlaflosen Nächten gibt sie sich besonders aufgedreht. Dauernd will sie etwas. „Könnten Sie nicht, könntest du nicht …?“

Sie braucht Lakaien, die ihr zuarbeiten. Kennt infolgedessen nur zwei Arten von Menschen. Diejenigen, die sie herumkommandiert. Und die anderen, denen sie sich andient. Sie umschmeichelt den Doktorvater, später den bekannten Ethologen. Den Dekan der Hochschule, der sie habilitieren soll. Museumsdirektoren. Am Ende denkt jeder, es gehe nicht ohne sie. Ihr Namen prangt unter jedem Vorwort. Kein Ausstellungskatalog, der sich im Entferntesten mit dem Thema Mode beschäftigt ohne einen Beitrag aus ihrer profunden Feder. Doch bis dahin muss noch einige Zeit vergehen. Erst die Ehe mit Thomas eröffnet ihr bestimmte Möglichkeiten. Die Zeitspanne zwischen Studienabschluss und Hochzeit – kein Zuckerschlecken. Unsichere Verhältnisse. Hoher Einsatz, wenig Gewinn. Sie gibt nicht auf. Hat nie aufgegeben. Keine Alternative. In den sicheren Hafen einer Beamtenlaufbahn kann sie nicht mehr zurück. Lehrerin, wie es

die Berufsberatung einst empfahl. Der ideale Beruf. Insbesondere fürs weibliche Geschlecht. Beurlaubung zur Aufzucht der Kinder. Später, wenn jene zur Schule gehen, halbes Deputat. – Zu spät. Ob Iris das bedauert? Schwer zu sagen. Insgesamt eher nein. Viel zu normal. Es fehlt der Reiz des Außergewöhnlichen. „Was ist eigentlich aus Iris geworden?“ – „Lehrerin. Mit einem Kollegen verheiratet. Zwei Kinder, Bub und Mädel.“ Wie banal! Noch dazu mit dem Vorbild der Schwester vor Augen. Diana, die Sängerin. Zwar keine Primadonna assoluta. Keine Stimme fürs hochdramatische Fach, für die Oper. Ein kultivierter lyrischer Sopran. Wie geschaffen fürs Kunstlied. Sie ist gut im Geschäft. Der Komponistengatte verfügt über internationale Kontakte. Als Parteimitglied. Sie leben in Italien, sind jedoch meist unterwegs. Von einem Konzertsaal zum nächsten. Bis zur Geburt der Tochter. Iris blickt mit Neid auf den Erfolg der Schwester. Sie sieht nur den Glanz, ohne die Probleme und Schattenseiten der Künstlerexistenz zu ahnen. Nicht, dass sie sich in jene andere Lebensform hineinträumte. Nur, sie gönnt der Schwester nicht so viel Aufmerksamkeit. Die von Rechts wegen ihr, Iris, zustünde. Iris hat weder Mann noch Kind. Ihr Name steht nicht in den Gazetten. Keiner nimmt sie zur Kenntnis! Welche Kränkung! Immer nur Diana. Sie kann den Namen nicht mehr hören.

Alles, was Diana unternimmt, wird beklatscht. Der italienische Schwager, den niemand versteht, weil er nicht deutsch spricht. Aus nobler Familie. Komponiert modern. Seriell. Für Iris eine Musik, die man nicht begreift. Weniger noch als den Komponisten. Iris findet prinzipiell kein Gefallen an Musik. Weder an alter noch an neuer. Nur dass sie sich letzterer mit einer gehörigen Portion Ressentiment zu begegnen traut. Während sie vorgibt, erstere zu schätzen. Immerhin Kulturgut! „Du warst im Konzert, was gab es denn?“ – „Beethoven, irgendeine Symphonie. Ich glaube die Fünfte. Oder die Sechste?“ – „Und wie war es?“ – „Wunderschön!“ Auf diesem Niveau in etwa. Man hört eben klassische Musik, geht ins Konzert. Vielleicht sogar in die Oper. Aber das ist schon recht speziell. Die Moderne – also alles, was nach Wagner und Bruckner kommt – darf pauschal abgelehnt werden. Viel zu elitär! Nur der Gustav Mahler ist ein Grenzfall. An

ihm scheiden sich in Österreich die Geister. Geht das gerade noch oder geht das bereits nicht mehr? Immerhin gehören musikalische Großdarbietungen neben Bällen zu den seltenen Anlässen, bei denen man in großer Toilette erscheinen darf. Doch es zeigen sich bereits bedenkliche Zersetzungserscheinungen. Die Trägerinnen paillettengepanzerter langer Roben werden immer älter. In zehn Jahren werden sie ausgestorben sein. Bleiben die Bälle. Von denen Iris als Kind träumt. Der Auftritt im Kommunionkleid als Vorschein. Der Tanzstundenball. Eher enttäuschend. Als Debütantin in Weiß mit Krönchen beim Opernball, das bleibt einigen wenigen vorbehalten. Die zur Gesellschaft gehören. Zwei, drei Mädchen aus Iris Klasse. Wie aufregend! Iris tut so, als ob sie das nicht im Geringsten tangiert. Spitzt aber insgeheim die Ohren, um kein Detail zu verpassen. Welch himmelschreiende Ungerechtigkeit, dass die in ihren Augen dummen und reizlosen Mitschülerinnen etwas erleben, was für Iris vorgesehen ist. Nur weil der Vater Minister ist. Oder Hofrat. Oder was auch immer. Diese fetten Schwammerln im weißen Kleid. Mit Glubschaugen und frischer Dauerwelle. Der Magen dreht sich einem um. Später, wenn sie reich und berühmt und gut verheiratet ist, wird sie auf den Opernball gehen. Leider nicht mehr als Debütantin. Die werden Augen machen! Davon ist Iris weit entfernt. Im Augenblick. Sie haust auf 30 Quadratmetern. Und nennt kein Abendkleid ihr Eigen. Dianas Hochzeit, die von den Eltern des Bräutigams ausgerichtet wird – ganz gegen die Tradition, aber umso großzügiger in einer Palladio-Villa auf der Terra ferma – bleibt sie demonstrativ fern. Die Familie der Braut wird einzig von Clarissa vertreten, die kurz aus London einfliegt. Äußerst schick, mit repräsentativem aktuellen Liebhaber. Die Eltern hätten gern teilgenommen, zumal es sie keinen Schilling kostet. Allein, ein leichter Schlaganfall des Vaters verhindert ihr Erscheinen. Worüber Diana gar nicht so traurig ist. Wie sie vorgibt. Räsoniert Iris. Etwas boshaft. Man weiß es nicht. Ein glanzvolles Ereignis von gesellschaftlichem Rang. Diana, im dritten Monat schwanger, trägt ein ganz schlichtes Kleid von Valentino. Im Nachhinein grämt Iris die verpasste Chance. Vielleicht hätte sie doch? Andrerseits. Ein ungewohntes Parkett. Fremde Menschen, deren Sprache man weder spricht noch versteht. Da macht man sich

vermutlich lächerlich. Viel Unsicherheit. Vor der die sonst forsche Iris kapituliert. Die nicht so forsch ist, wie sie tut, sondern im Grunde ihres Wesens schüchtern. Sie möchte und sie möchte nicht. Was bleibt ist das übermächtige Gefühl des Neids auf die Schwester. Die es geschafft hat. Den sozialen Aufstieg. Oder was Iris dafür hält. Deren Wahrnehmung eine oberflächliche bleibt. Weil sie sich daran orientiert, was die Leute sagen. Jemand, der sich dermaßen anpasst, müsste beliebter sein. Als Iris. Überanpassung signalisiert, dass man nicht dazu gehört. Wer dazu gehört, braucht das nicht zu zeigen. Jeder weiß es. Bei Iris spürt man die Verbissenheit. Wer solches nötig hat, muss es nötig haben. Weil er nicht dazu gehört.

Die italienischen Verhältnisse, in denen Diana lebt – und nach Iris Meinung glänzend reüssiert – lassen sich nicht ohne weiteres auf Österreich übertragen. Oder auf Deutschland. Iris fehlt der Sinn für soziale Differenzierung. Sie betrachtet Fakten, denkt nicht in Bezügen. Reiht eins an das andere, ohne nach dem Grund zu fragen. Nicht anders geht sie in ihrer wissenschaftlichen Arbeit vor. Sie bezieht das historische oder soziologische Wissen, mit dem sie ihre Abhandlungen aufpoliert, aus der Sekundärliteratur. Sozusagen „second hand“. Es handelt sich übrigens um reines Dekorum. Für die Autorin lästig und durchaus verzichtbar, jedoch eingefügt, um möglicher Kritik zuvorzukommen. Mangelnde Wissenschaftlichkeit. Reiner Positivismus. Oder Ähnliches. Keiner soll das sagen dürfen. Sie verträgt keine Kritik. Hält sich für unfehlbar. Irgendwann glaubt sie selbst daran. Wird immer unerträglicher. Der Hochmut. Sie weiß alles besser. Muss bei allem mitreden. Ganz automatisch. Jemand äußert eine Meinung, sie widerspricht. Geradezu zwanghaft. Schmollt, wenn man ihre Einwände nicht würdigt. Was selten geschieht. Wer sie kennt, weiß was sie erwartet. Verhält sich entsprechend. Um keinen Unwillen zu provozieren. Gern verteilt sie gute Ratschläge, die keiner verlangt. Erwartet Dankbarkeit. Wundert sich, wenn diese ausbleibt. Sie verhält sich wenig feinfühlig, merkt nicht, wenn sie Grenzen überschreitet. Anderen zu nahe tritt. Was sie für ihre Person nicht ausstehen kann. Niemals toleriert, sondern energisch pariert und zurückweist. So ist sie eben!

Eine Frau und ein Mann

Iris und Thomas. Wie fing das an? Unspektakulär. Sozusagen schleichend. Man trifft sich. Zufällig. Ohne Notiz voneinander zu nehmen. Der Vorgang wiederholt sich. Mehrmals. Die andere Person gewinnt allmählich an Vertrautheit. Man kennt sich. Unterhält sich. Kein Flirt. Nur Smalltalk. Belangloses. Kein Gedanke daran, sich zu verabreden. Irgendwann verbringt man eine Nacht zusammen. Warum? Das weiß keiner. Iris entspricht nicht Thomas Geschmack. Vielleicht gerade deshalb? Er fühlt sich wohl bei ihr. Stabile Verhältnisse. Sie vermittelt Geborgenheit. Iris, frisch promoviert, mit Aussicht auf ein Stipendium. Sie reist hierhin und dorthin. Forschungsbedingt. Er ebenfalls. Versucht sich als Modefotograf. Man verliert sich nicht aus den Augen. Hält losen Kontakt. Irgendwann ereilt es Thomas. Alle heiraten, bekommen Kinder. Das will er auch. Das bislang geschmähte Spießerglück. Eine Erbschaft macht ihn vollends unabhängig. Die passende Partnerin für diesen Lebensentwurf findet er in Iris. Kein Glamourgirl. Etwas Solides.

Und Iris? Sie hat die Mitte der Dreißiger überschritten. Praktika, Werkverträge, Stipendien. Nichts Handfestes. Publikationen? Einige Aufsätze. Keine Bücher. Eine Möglichkeit nach der anderen erweist sich als Luftblase. Was nach Studienabschluss so aussichtsreich begann, mit tausend Chancen, hat sich in den letzten fünf, sechs Jahren verflüchtigt. Nichts geht mehr! Der Antrag kommt zur rechten Zeit. Ein unerwartetes Geschenk. Damit war nicht zu rechnen. Sie bekommt ihre Traumhochzeit. Mit allem Brimborium. Üppiger als erträumt. Nach den Flitterwochen richtet man sich in München ein. Was nicht ohne Auseinandersetzungen abgeht. Unterschiedliche Vorstellungen. Zumindest sind beide beschäftigt. Das gemeinsame Leben will organisiert sein. Thomas hat jede Art von Studium endgültig aufgegeben. Er konzentriert sich aufs Fotografieren. Während Iris ihre akademischen Ambitionen exhumiert. Mit dem neuen Status als wohlhabende Gattin steigen die Chancen beträchtlich. Man lebt alsbald nicht miteinander, sondern nebeneinander. Iris ist tätig. Thomas langweilt sich. Enttäuscht, dass

sich die ersehnte Nachkommenschaft nicht gleich einstellt. Iris, nun ja, sie ist nicht besonders erpicht auf Kinder. Andrerseits wäre es auch nicht schlecht. Im Hinblick auf die eigene Absicherung. Sie wird nicht jünger. Die Zeit läuft ihr davon. Das baut Druck auf. Man probiert dieses und jenes. Spricht über Adoption. Ohne sich zu entscheiden. Weil man nicht weiß, was man will. Man möchte. Doch wenn man die Widerstände bedenkt, die überwunden werden müssten, ist man geneigt, davon abzusehen. Jedoch, ein kinderloses Paar wird ausgegrenzt. Die Freunde zelebrieren Familienglück. Der Nachwuchs wird zum einzigen Gesprächsstoff. Weh dem, der nicht mitreden kann. Dem bleibt nur der Rückzug.

Kein Problem für Iris. Die auf ein Forschungsprojekt spekuliert. Späte Habilitation vielleicht? Sie klappert die Hochschulen ab. Allein. Thomas lehnt ab, sie zu begleiten. Soll er den ganzen Tag im Hotelzimmer auf sie warten? Fotografieren? Nein, keine Städtebilder! Die findet er öde. Iris möchte ihm eine Ausstellung seiner Werke schmackhaft machen. Wäre unter Umständen von gesellschaftlichem Nutzen? Er ziert sich. Wer soll das Spektakel organisieren, wenn sie immer unterwegs ist? Er fühlt sich vernachlässigt. Sie sollte ihn beschäftigen, damit er nicht auf dumme Gedanken kommt. Womit? Alles ermüdet ihn. Sie kann vorschlagen, was sie will. Ja, wenn man Kinder hätte! Alle haben welche. Die Bekannten. Die Schwester. Iris hat Thomas. Und Thomas wünscht sich Kinder. Die Iris ihm nicht geben kann. Oder will? Was, wenn er sich abwendet? Gerade jetzt katastrophal. In ein paar Jahren vielleicht.

Sie passen einfach nicht zusammen. Thomas findet bei Iris nicht die erwünschte Stabilität. Muss erkennen, dass sie auch bloß ein Rohr im Wind ist. Trotz aller Zielstrebigkeit. Sie gibt keinen Halt, sondern kommandiert. Schreibt ihm vor, was er zu tun hat. Überträgt auf ihn das eigene Geltungsbedürfnis. Er soll um jeden Preis erfolgreich sein. Wenn er sonst nichts zustande bringt, dann eben als Fotograf. Was Iris zwar niemals ausspricht, Thomas jedoch aus dem Subtext problemlos deduziert. Ausstellung, Bildband – er mag das Getue nicht. Bei dem Iris aufblüht. Die sich immer dann in ihrem Element

fühlt, wenn sie Befehle erteilt. Sie versteht nicht, warum Thomas sich verweigert. Sie organisiert alles für ihn. Er braucht nur noch die Honneurs zu machen. Bei der Vernissage. Genau das lehnt er ab. Nicht aus Unsicherheit, sondern weil er einfach nicht mag. Er empfindet es irgendwie als peinlich, wenn er Iris ganz aufgeregt von einem Grüppchen zum nächsten huschen sieht. Ganz liebenswürdig plaudernde Gastgeberin. Wohl eine neue Madame Récamier. Und erinnert viel eher an ein gackerndes Huhn. Thomas übertreibt wieder einmal maßlos! Gewiss, Iris trägt ein bisschen zu dick auf. Konzentriert sich gar zu offensichtlich auf die „important persons“. Was den übrigen den Eindruck vermittelt, als bloße Staffage zu fungieren. Sie übersieht keinen, wechselt mit jedem ein paar Belanglosigkeiten. Allein die Verweildauer, die Intensität des Lächelns, die Sorge um das leibliche Wohl – das Glas ist noch nicht leer, gleich wird der Kellner mit Nachschub herbeizitiert, der sowieso seine Runde mit dem vollen Tablett dreht – sprechen Bände. Sie lassen keinerlei Zweifel aufkommen an der geheimen Hierarchie. Am schlimmsten – wenn Thomas mitmachen soll. Wenn Iris, in der irrigen Meinung, er traue sich nicht und bedürfe ihrer Protektion, ihn hinzu bittet. In Erwartung einer Konversation nach ihrem Gusto. Er verweigert. Lieber nimmt er hinterher die Vorwürfe in Kauf. „Nie kannst du …“ – „Immer musst du…“ – In der Art. Kränkend genug. Er schluckt es. Man kann mit Iris nicht streiten. Das bringt neuen Ärger. Besser man schweigt. Das geht vorüber. Schließlich ist es nicht immer so. Wenn sie überhaupt zu Hause ist. Vielleicht grämt sie ihre Kinderlosigkeit mehr, als sie zugibt? Manchmal, eher selten, verliert Thomas die Geduld. Er wird dezidiert. Er wird heftig. So heftig, dass Iris einen gehörigen Schreck bekommt. Ist sie zu weit gegangen? Er wird doch nicht? Für eine Weile nimmt sie sich zurück. Vermeidet Vorwurf und Kommandoton. Dann kehrt Ruhe ein. Über die wirklich grundsätzlichen Dinge schweigt man.

Jeder erwartet vom anderen, dass er exakt den Vorstellungen entspricht, die man sich von ihm gemacht hat. Abweichungen werden verdrängt. Für Iris zahlt sich die Ehe aus. Als unabhängige Forscherin schafft sie, quasi nebenbei, was zuvor unerreichbar schien.

Im Großen und Ganzen kann sie zufrieden sein. Bis auf Thomas fehlende Ambitionen. Und seinen Kinderwunsch. Sicher, man hat darüber gesprochen. Vor der Hochzeit. Kinder gehören zur Ehe. Die hat man eben. Alle haben welche. Iris hat nicht weiter darüber nachgedacht. An die Konsequenzen. Sie hätte ebenso dem Vorschlag zugestimmt, ein junges Krokodil aufzunehmen. Wenn Thomas das gewünscht hätte. Sie wollte unbedingt heiraten. Sie war nicht traurig, als sich keine Schwangerschaft einstellte. Im Gegenteil. Gerade jetzt, wo ihre Karriere langsam in Schwung kam. Dicker Bauch, dreckige Windeln, plärrende Nächte ohne Schlaf. War sie dafür nicht zu alt? Sie hatte besseres vor. Nur Thomas hielt verbissen an seiner fixen Idee fest. Wenn er sie verließe, nach relativ kurzer Ehe? Ohne Kind kein Unterhalt. Es gab einen Ehevertrag. Gütertrennung. Leider erledigte sich das Problem nicht von selbst. Wie bei manchen Paaren, die irgendwann ihre Kinderlosigkeit akzeptieren und die eigene Situation nicht mehr als defizient begreifen, sondern die damit verbundene Freiheit zu schätzen lernen. Wenn jedoch das Gemeinsame fehlt, wird es schwierig. Dann fokussiert man immer stärker auf das, was man nicht hat. Dann dreht sich alles um das Eine. Ein Kind verspricht die Lösung aller Probleme. Magisches Denken. Wenn wir ein Kind hätten, wäre alles besser. Keine Auseinandersetzung, kein Ärger. Die heilige Kleinfamilie aus dem Buche.

Die Zeit verstreicht, der Leidensdruck wächst. Allein, man kann sich zu keiner Entscheidung durchringen. Weil man die Konsequenzen fürchtet, lässt man lieber alles beim Alten. Nämlich im Unbestimmten. Lebt vor sich hin wie immer. Spürt Unzufriedenheit, ohne Abhilfe zu schaffen. Man rafft sich einfach nicht auf. Es fehlt der Impuls von außen. Man lebt sich auseinander. Jeder geht seiner Wege. Manchmal zeigt man sich zusammen. Demonstrativ. Iris merkt, dass ihr Thomas entgleitet. Sie sind seit sieben Jahren verheiratet. Iris ist mittlerweile 43. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird sie kein Kind mehr gebären. Ein fremdes Kleinkind adoptieren? Sie will überhaupt kein Kleinkind. Wenn man sie in einem Alter bekommen könnte, in dem etwas mit ihnen anzufangen ist. Wie ihre Patentochter Julia. Die bald siebzehn wird. Eine Tochter wie sie. Bei der man sich weniger als Mutter denn

als Freundin fühlt. Mit der man wieder jung wird. Schade, dass man sich so selten sieht. Etwas Jugend täte auch Thomas gut. Der Gedanke setzt sich fest. Wird zunächst als unrealistisch abgetan. Schwester und Schwager haben sich in Rom niedergelassen, seit die Tochter dort eine deutsche Schule besucht. Ob das das Richtige ist? Das Kind sollte frühzeitig lernen, dass es zur Elite zählt. Mit Seinesgleichen Umgang pflegen. Gerade für ein mehrsprachiges Kind wie Julia wäre ein internationales Institut von Vorteil. Wie die Privatschule in Starnberg. Leider denken Diana und Luigi nicht daran, die Tochter herzugeben. Doch Iris gibt nicht auf. Sie argumentiert an zwei Fronten. Denn Thomas kann sich zunächst ebenso wenig mit dem Gedanken anfreunden. Ein fremdes Geschöpf im Haus? Und wie soll das Kind jeden Tag nach Starnberg kommen? Muss er immer problematisieren? Es wird ohnehin nichts.

Iris organisiert keine Ausstellungen mehr – Thomas weiß das sowieso nicht zu schätzen –, sondern kümmert sich ausschließlich um eigene Angelegenheiten. Sie hat Kontakte zu einem Münchner Traditionsverlag geknüpft. Der eben die Neuauflage eines kostümhistorischen Standardwerks plant. In abgespeckter Version. Der Herausgeberin obliegt es, nach eigenem Gutdünken Unwesentliches zu streichen, so entstandene Lücken mit eigenen kurzen Texten zu überbrücken sowie neue Abbildungen vorzuschlagen. Eine Aufgabe wie geschaffen für Iris! Die seit Studientagen mit dem Werk auf vertrautem Fuß steht und keine Skrupel kennt. Aus zehn Bänden macht sie stracks zwei. Modern bebildert im Schuber werden sie zum Verkaufsschlager. Danach zögert keiner mehr, das Manuskript zu publizieren, das Iris vorlegt. Mit dem rätselhaften Titel „Mode – Anfechtung und Erfordernis“. Unter dem Schlagwort „interdisziplinär“ werden nahezu alle gängigen Theorien aus Natur-, Kultur- und Sozialwissenschaften zu einem wüsten Brei vermengt. Womit Iris zu dokumentieren gedenkt, dass sie mehr kann, als das Feuilleton zu beliefern. Nachweis ihrer wissenschaftlichen Qualifikation. Der akademische Ritterschlag, die Habilitation, rückt wieder in erreichbare Nähe. Ein hartes Stück Arbeit. Mehr Freude findet Iris im Lexikalischen. Da ist sie in ihrem Element. Als emsige Sammlerin. Als Honigsaugerin am Topf der

Sekundärliteratur. Sie ist eben fleißig. Nie empfindet sie Überdruss beim akribischen Zusammenklauben von Brosamen. Die geborene Archivarin. Oder wissenschaftliche Bibliothekarin. Schade, dass sie nie an diese Berufe gedacht hat. Es hätte sie glücklich gemacht. So muss sie sich anderweitig austoben. Im Verlag darf sie Lektorat und Herstellung tyrannisieren. Thomas kann aufatmen. Für gewisse Zeit. Nebenbei sammelt Iris. Keine Kunst. Sondern alte Kleider, Taschen und andere Accessoires. Sowie Modekupfer und Zeitschriften – Abbildungsmaterial für Publikationen. Nicht nur die eigenen. Man kann sie anderen zur Verfügung stellen. Gegen angemessenes Entgelt. Versteht sich. In einer Zeit, in der Second Hand noch nicht Vintage heißt und man die Nase darüber rümpft, muss Iris nicht einmal besonders tief in die Tasche greifen. Sie kauft keine Haute-Couture, wie sie Didier Ludon in Paris unter den Arkaden des Palais Royal anbietet – zwar wesentlich billiger als die neuwertigen Stück, jedoch immer noch ziemlich gesalzen. Nein, Iris spezialisiert sich auf Alltagsmode. Die findet sie zu Spottpreisen auf Wohltätigkeitsbasaren und Flohmärkten. Der Keller verwandelt sich in ein Warenlager. Räume voller Kleiderständer. Hunderte von Mänteln, Kleidern, Kostümen. Staubdicht verpackt in Plastikhüllen. Eines neben dem anderen. Ein Büroraum mit Einbauschränken bis zur Decke. Für den Papierkram. Archiv Iris Riedinger. Nicht Salzmann. Obwohl Iris keinen Doppelnamen führt, sondern bei Eheschließung den des Gatten angenommen hat, läuft das Archiv unter ihrem Mädchennamen. Die Publikationen übrigens ebenso. Ein guter Tipp des Steuerberaters! Muss ja nicht jeder gleich wissen. Das Archiv floriert. Nach gewissen Anlaufschwierigkeiten. Die Medienpräsenz eröffnet neue Möglichkeiten. Bei Film- und Fernsehproduktionen, die in den fünfziger oder sechziger Jahren spielen, fungiert Iris nicht nur als beratende Expertin, sondern stellt ebenfalls einen Großteil der Kostüme aus ihrem Fundus zur Verfügung. Eine Aufgabe, die sich doppelt auszahlt. Es läuft richtig gut. So viel Erfolg müsste glücklich machen. Zufrieden wenigstens. Doch davon scheint Iris Lichtjahre entfernt. Je mehr sie erreicht, desto mehr will sie. Sie kennt kein Gefühl von Sättigung. Wird immer hektischer, verzettelt sich in sinnlosen Aktivitäten. Ihre Unduldsamkeit wächst. Was sich ihr in den Weg

stellt, wird niedergemacht. Sie schnurrt ab wie ein aufgezogenes Kinderspielzeug. Nichts hält sie auf. Sie lebt in permanenter Anspannung. Wie sie das aushält? Jeder halbwegs normale Mensch wäre längst kollabiert. Iris genießt es. Sie gehört zu der Spezies, die man am ehesten dadurch in den Nervenzusammenbruch treibt, indem man sie absolut ruhig stellt. Ihnen jegliche Aktivität untersagt. Gewaltsam. Denn anders geht es nicht. Entspannung – für Iris ein Fremdwort. Alles dient einem Zweck. Man reist an einen anderen Ort, weder um neue Eindrücke zu sammeln, noch um fremde Kulturen zu entdecken, erst recht nicht, um einfach zu entspannen. Es gilt, einen Auftrag zu erfüllen. Den man Punkt für Punkt abarbeitet. Keine Begleitung vonnöten. Soll sie Thomas zu ihren Meetings mitnehmen? Wo sogar die unumgängliche Nahrungsaufnahme als Geschäftsessen sinnvoll genutzt wird. Ganz im Sinne von Iris. Die, wenn sie Hunger verspürt – was eher selten vorkommt –, zum Nächstbesten greift. Egal was, Hauptsache es geht ohne größere Verzögerung weiter. Sie isst hastig. Fast ohne zu kauen. Bevorzugt aus diesem Grund Speisen von breiartiger Konsistenz. Sie mag kein Fleisch. Nicht aus Tierliebe, sondern aus Ekel. Lehnt Gemüse mit Biss ab. Ebenso Rohkost. Nicht einmal von Süßigkeiten lässt sie sich verführen. Keine Zeit. Sie hat nie eine Zigarette geraucht und nippt allenfalls höflichkeitshalber am Alkohol. Ihre Abstinenz entspringt nicht dem Wunsch, gesund zu leben, sondern ist ihrer allgemeinen Ruhelosigkeit geschuldet. In ihrem durchorganisierten Dasein bleibt kein Raum für Genuss. Genießen kann nur, wer im Hier-und-Jetzt lebt. Wer in Gedanken ständig mit Künftigem umgeht, vermag nicht zu schätzen, was die Gegenwart bietet. Weil er nie bei dem ist, was gerade ist, sondern bereits bei dem, was sein wird. Morgen. Oder in drei Monaten. Irgendwann jedoch wird jede Zukunft zur Gegenwart. Schließlich zur Vergangenheit. Man muss eine neue Zukunft erfinden, um die Leere zu füllen.

An all dem hat Thomas keinen Anteil. Höchstens als Zuschauer. Iris lebt ihr Leben für sich. Nach eigenen Vorstellungen. Thomas fühlt sich ausgegrenzt. Er denkt bisweilen daran, sein früheres Leben wieder aufzunehmen. Doch dafür ist er zu alt. Wie die Freunde von

einst. Inzwischen bürgerliche Existenzen. Mit Beruf und Familie. Wie sich das gehört. Thomas hat weder das eine noch das andere. Er verliert schnell die Lust an einer Sache, wenn sich nicht sofort Erfolg einstellt. Wenn er sich einstellt ebenso. Nur etwas später. Obgleich ihm alle Türen offen stehen, macht er nichts daraus. Was Iris für ihn so anziehend machte, ihr Fleiß, ihre Zielstrebigkeit, erweckt nunmehr Aggression. Die er nicht einmal artikulieren darf. Verdrängtes und Unterdrücktes gärt in ihm. Will heraus. Besser, man geht sich aus dem Weg. Das Haus ist groß genug. Dennoch wirkt Thomas entspannter, wenn er die Gattin auf Reisen weiß. Die Gewissheit, dass sie nicht irgendwo im Dunkeln lauert. Was Iris allenfalls in Thomas Phantasie tut.

Thomas denkt an Trennung. Schreckt jedoch vor den Konsequenzen zurück. Er müsste mit Iris reden. Was er vermeidet. Lieber doch keine Scheidung. Er hat es erlebt. Bei anderen. Bei Philippe, dem Jugendfreund, der jetzt vor dem Ruin steht. Weil er nach ein paar Jahren Ehe für Gattin und Kinder nicht wenig Unterhalt zahlt. Das in einer kritischen Phase seines Architekturbüros. In der die Ausschreibung für ein prestigeträchtiges Großprojekt viel Arbeitskapazität bindet, wenig erwirtschaftet wird. Ein Auftrag, der sämtlichen Probleme mit einem Schlag aus der Welt schaffen könnte. Und der schließlich ausbleibt. Wirklich tragisch, findet Thomas. Der gar nicht mehr weiß, dass er selbst einen Ehevertrag abgeschlossen hat. Einer kinderlosen Iris steht nicht das Mindeste zu. Weder Unterhalt noch Zugewinn.

Zurück zu Philippe. Man müsste etwas für ihn tun. Ein heller Kopf. Ein begabter Architekt. Thomas hat einen Traum – ein Haus zu bauen, ganz nach seinen Vorstellungen. Mit seinen paar Semestern Architektur schafft er das nicht allein. Man müsste einen Fachmann hinzuziehen. Mit dem man sich versteht. Die Villa in Solln, die man bewohnt, war nur als Übergangslösung gedacht. Andrerseits hat man einiges investiert. Man denke nur an den Kellerausbau für Iris Archiv. Der Gedanke an das Haus schreckt und beflügelt ihn zugleich. Eine Aufgabe. Ein Akt der Freundschaft. Er weiß nicht so recht. Man hat sich aus den Augen verloren. In den letzten Jahren. Eigentlich schade. Wo man doch früher so eng … Im Grunde der einzig echte

Freund unter lauter Bekannten. Nein, kein Zerwürfnis. Ob Philippe überhaupt bereit wäre? Eine heikle Angelegenheit. Die Thomas aus diesem Grund gern auf die lange Bank schiebt. Will er so viel Nähe überhaupt? Iris schwatzt neuerdings ständig davon, die Patentochter zu sich zu nehmen. Glücklicherweise haben die Eltern da ein Wort mitzureden. Was Iris sich so ausdenkt. Manchmal geht sie wirklich zu weit. Sie kann doch nicht einfach so mir nicht dir nichts. Immer muss sie ihren Kopf durchsetzen. Rücksichtslos. Alles weiß sie besser. Auf jedem Gebiet kennt sie sich aus. Zu jedem Thema kann sie zwei, drei Phrasen beisteuern. Frisch angelesen. Bei passender Gelegenheit wird sie sogar Kochtipps geben. Etwas, von dem sie nachweislich nicht das Geringste versteht. Sehr zum Leidwesen von Thomas. Der selbst nicht kocht, aber gern isst. Vielleicht abonniert sie dann gar einen Stapel Foodmagazine? Nein, so weit geht sie nicht. Was sie nicht interessiert, interessiert sie nicht. Mag es noch so angesagt erscheinen. Alles, was mit Genuss zu tun hat. Essen und trinken. Erotik? Nur wenn es unbedingt sein muss. Wenn sie nicht umhin kommt.

Iris macht sich nicht schön, um zu gefallen. Weder Männern noch Frauen. Und erst recht nicht ihrem Ehemann. Sondern weil sie es ihrem Ruf als Modeexpertin schuldig glaubt. Die leibgewordene Corporate Identity der Marke Iris Riedinger. Sie flirtet, nicht um zu verführen oder einfach aus Spaß, stets verbirgt sich dahinter ein Anliegen ohne die mindeste erotische Implikation. Die instrumentalisierte Annäherung ans andere Geschlecht überschreitet nie die Grenzen der Schicklichkeit. Thomas fände keinen Grund zur Eifersucht.

Wer Iris kennen lernt, findest sie zunächst sympathisch. Ihre lebhafte Art, das Zupackende. Manchmal zeigt sie sogar eine Spur von Humor. Man kann mitlachen. Durchaus. Über andere. Nur Thomas vergeht das Lachen. Er erlebt sie als andere Person. Die Kehrseite der Medaille. Ohne Schäkern und Kichern und all die aufgesetzte Liebenswürdigkeit. Die sie auspackt, wenn sie jemand für ihre Zwecke gewinnen will. Thomas braucht sie nicht zu gewinnen. Den hat sie. Ist sie nicht die perfekte Gattin? Alle Welt bewundert sie. Nicht alle. Es gibt durchaus Menschen, außer Thomas, die ihre Schattenseiten

ertragen müssen. Jene, die sie herumscheucht. Ihrer etwas abstrusen sozialen Hierarchie zufolge die Untermenschen. Furchtbar peinlich für Thomas, der dieses Oben und Unten verabscheut. Er schämt sich für sie. Wenn er erleben muss, wie sie mit Menschen umspringt, die sich nicht zur Wehr setzen können. Sie behandelt sie wie Leibeigene. Und reagiert auf diesbezügliche Kritik äußerst unwirsch. Besser, man spricht sie nicht darauf an. Sie kann recht derb werden. Wenn ihr etwas nicht passt.

Es gibt Augenblicke, in denen Thomas stolz auf sie ist, sich in ihrem Glanz sonnt. Momente der Einigkeit. Erinnerung an gemeinsam Erlebtes. Das kommt durchaus vor. Jedoch immer seltener. Überdruss und Verärgerung nehmen überhand. Besonders schlimm – sich ihrer zu schämen. Weil man ihr Spiel mit Menschen durchschaut. Das nicht subtil ist. Das die meisten nur deshalb übersehen, weil sie Iris bloß oberflächlich kennen. Die Hofierten fühlen sich geschmeichelt, die anderen schweigen. Die Unterdrückten. Denkt Thomas. Etwas pathetisch formuliert, aber Thomas verspürt bisweilen eine Neigung zum Pathos. Philippe würde sagen: „Jetzt kommt Karl der Kühne wieder zum Vorschein." Ritterlichkeit. Fairer Kampf. Vermutlich alles nur Mythen und Legenden. Egal. Thomas hat zumindest ein Ideal. Iris nicht. Die Historie – für sie eine Abfolge diverser Kleidungsformen. Lang, kurz, anliegend, weit, mit Hut oder Haube, Schuhe breit oder spitz. Handschuhe – ja, nein. Sie bleibt stets positivistisch. Denn wenn sie anfinge, nach Ursachen und Wirkungen zu forschen, würde es ganz furchtbar dumm.

Also lässt sie es lieber ganz. Bleibt bei dem, was sie kann. Erbsenzählerei. Ihre einzige Angst – wieder zurückzufallen in Bedeutungslosigkeit. Eine einfache Natur. Geistig anspruchslos. Keine Zeit für Überflüssiges. Im Gegensatz zur Mehrzahl ihrer Mitmenschen langweilt sie sich nie. Immer tätig, immer beschäftigt. Kultur allenfalls als Event. Um sich zu zeigen. Um Zugehörigkeit zu einer bildungsbürgerlichen Elite zu demonstrieren, die schon längst friedlich entschlafen ist. Sie existiert nicht mehr. Umsonst kämpft Iris in ihrer Loge mit dem Schlaf. Umsonst sitzt sie Wagnersche Musikdramen und Strindbergsche

Stücke ab. Nachsitzen. Wie einst in der Schule. Etwas spät für Iris, die als Musterschülerin selbstverständlich nie bestraft wurde. Sie möchte sich amüsieren, wenn sie ausgeht. Möchte unbeschwert lachen, nicht mit Tod und Vergänglichkeit konfrontiert sein. Sie schätzt Boulevard-Komödien. Ein Kalauer jagt den nächsten. Gern etwas anzüglich. Jahrmärkte. Rummelplätze. Als in der Nähe von Paris Eurodisneyland eröffnet, muss sie hin. Die Patentochter Julia dient als Vorwand. Was für ein großzügiges Geburtstagsgeschenk! Leider kann die Vierzehnjährige dem Babykram, wie sie es nennt, wenig abgewinnen. Umso mehr amüsiert sich die vierzigjährige Tante. Die kann nicht genug bekommen. Wird wieder zum Kind. Man logiert vor Ort im Märchenhotel, eine Art Neuschwanstein, nur noch kitschiger. Für Paris, auf das sich Julia gefreut hat, bleibt keine Zeit. Man müsste sich in RER quetschen oder ein Taxi nehmen, während zum Flughafen direkte Zubringerbusse verkehren.

Thomas verweigert sich solchen Lustbarkeiten. Er besucht nicht einmal das Oktoberfest. Die steigende Konzentration an Trachten- und Landhausmode kommentiert er Jahr für Jahr bissiger. Iris findet nichts dabei. Ein trendiges Dirndl, besser noch hirschlederne Kniebundhosen nebst Janker. Sie kann das tragen. Ob man alles tragen muss, was man tragen kann? Thomas würde diese Frage zweifellos mit nein beantworten. Iris nicht. Wenn der Verlag seine Autoren ins Bierzelt lädt. Nicht alle. Nur die Besonderen. Wie Iris. Die Zugpferde, wie der Seniorchef zu scherzen beliebt. Alle finden das wahnsinnig witzig. Von Verlagsseite sind die oberen Ränge vertreten. Abteilungsleiterebene aufwärts. Was die Konversation eher zähflüssig gestaltet. Was soll der Prokurist, was soll der technische Direktor mit den Autoren reden? Sie empfinden eine gewisse Scheu vor diesen schreibenden Menschen. Können sich nur schwer vorstellen, dass man damit sein Geld verdient. Sie sind es nicht gewohnt zu plaudern. Worüber denn? Einzige Ausnahme – der Pressechef. Ein Kunstsammler. Er besitzt ein Gemälde von Heimrad Prem. Ja, ein Original! Sowie diverse Druckgraphik. Münchner Künstler der Gruppe „Spur“. Ein bisschen Informel. Sonderborg. Iris denkt, er wolle sie damit beeindrucken und mehr. Nur weil er über Kunst

spricht? Soll er sich über die burgundische Hoftracht auslassen? Iris wendet sich lieber den Verlegern zu. Vater und Sohn. Sie kann gut mit dem Alten. Der Sohn scheint recht verklemmt. Eingezwängt in sein Trachtenjankerl wie ein Fatschenkind. Über den engen Kragen des rotweiß karierten Hemdes quillt der Hals. Hamsterbacken. Das Outfit – entschieden zu eng. Eindeutig. Er hat zugelegt in den letzten Jahren. Nichts passt mehr. Sein jovialer Vater macht es besser. Tut das einzig Richtige bei seiner Problemfigur – klein, mit Embonpoint –, er lässt nach Maß schneidern. Tadellos. Stets mit Weste. Das kaschiert die Leibesmitte. Am anderen Ende des Tisches fachsimplen die kernigen Bergbuchautoren. Die ausschauen, als seien sie in Krachledernen und Wadlstrümpfen zur Welt gekommen. Ein animalischer Geruch geht von ihnen aus. Obwohl sie vor dem Wiesnbesuch gewiss keinen Viertausender bezwangen. Allein, die verbale Besteigung von Gipfeln treibt mehr Schweiß aus den Poren als die reale. Schließlich will jeder den anderen übertrumpfen. Mit seinen Heldentaten. Irgendwie authentisch. Und exotisch. Findet Iris. Die Fachfrau für Aussehensveränderung.

Es gilt, dem Senior ein neues Projekt schmackhaft zu machen. Ein Bildband. „Mode im 20. Jahrhundert". Zur Jahrtausendwende. Schwerer Kunstdruck, üppig bebildert. Kurzum eine Coffee-Table-Schwarte. Verkauft sich das? Der Verleger scheint skeptisch. „Arbeiten Sie mal was aus. Ein Exposé. Unsere Herstellung soll ein Probelayout entwickeln. Dann rechnen wir das Ganze durch. Mal sehen." Wenn es ums Geld geht, versagt jede Charmeoffensive. Vorbei mit der Gemütlichkeit. Welche die Blaskapelle unablässig einfordert. Auf der Empore sammeln sich Schwaden von Rauch, Bierdunst, Bratfett, Geschmacksverstärker. Duftwässerchen und Achselschweiß. Unten im Saal tanzen die ersten enthemmt auf den Tischen. Fast zweihundert Jahre bayerischer Nationalrausch! „Es riecht nach Bier …" Vergebliche Mühe, gegen den neuesten Wiesnhit anzuschreien. Irgendwann lallt man bloß noch. Bier macht dumpf und stumpf. Es wirkt harntreibend. Vor den Damentoiletten bilden sich Warteschlangen. Kann man das nicht besser organisieren? Iris hat sich mehr erhofft. Von dem Abend. Von ihrem Verleger. Wenn er nicht zieht, wird sie sich anderweitig

umtun. Sie spielt sowieso mit dem Gedanken. Wenn der Alte das Steuer abgibt. Wer weiß, was dem Bubi dann einfällt. Alles anders? Neue Autoren? Neue Projekte? Neue Marketing-Strategien? Neues Verlagsprofil? Man kennt das alles. Nichts Neues.

Die gewitzte Iris steht bereits in Verhandlung mit der Konkurrenz in Stuttgart. Die vor Jahren ihr „Kostümlexikon" verlegt hat. Das heuer bereits die fünfte Auflage erlebt! Ein echter Bestseller! Allerdings – Bildbände führen die nicht im Portfolio. Zum Billigverleger opulenter Bilderbücher mag sie aus anderen Gründen nicht. Obwohl der Interesse zeigt. Jedermann weiß doch, dass dort die Autoren mit Pauschalhonoraren abgespeist werden. Zehntausend Mark auf die Hand, das klingt zunächst ganz ordentlich. Jedoch, bei Auflagen, die Millionenhöhe erreichen, mit fremdsprachigen Lizenzen, addieren sich die üblichen vier bis fünf Prozent vom Nettoladenpreis schnell zu einem erklecklichen Sümmchen. Iris lässt sich nicht so leicht täuschen. Vielleicht springen die Münchner doch an? Die Bebilderung könnte größtenteils aus ihren Archivbeständen bestritten werden. Wenn sie dem Verlag einen günstigen Preis macht? Ganz umsonst wird sie ihre Schätze allerdings nicht zur Verfügung stellen. Aber über einen Nachlass könnte man verhandeln. An ihr soll das Projekt nicht scheitern.

Man könnte Thomas einbinden. Für die aktuellen Aufnahmen. Wenn er will. Eher nicht. Er fotografiert kaum noch. Sein Atelier in Schwabing dient nur noch als Lager. Er könnte es getrost aufgeben. Die Fotoausrüstung verkaufen. Zurzeit träumt er von einer Weltreise. Mit Philippe. Der von diesen Plänen nichts weiß. Einfach losziehen. Mit kleinem Gepäck. Sich treiben lassen. Fotografieren? Zunächst mit der Transsibirischen Eisenbahn. Dann weiter nach China. Vietnam. Nicht zu vergessen Japan. Buddhistische Zengärten. Bali – unbedingt! Papua-Neuguinea? Lieber nicht. Australien. Traumpfade der Aborigines. Rote Felsen. Und dann? Egal, es wird sowieso nichts daraus. Iris und ihre defätistischen Kommentare! Dass er bloß gängige Klischees reproduziere. Dass es bereits viel zu viele Weltreisebildbände gäbe. Von berühmten Fotografen! Was Thomas ganz besonders empört.

Dass Philippe einen solchen Schwachsinn gewiss nicht mitmachen werde. „Hast du mit ihm gesprochen?“ Nein, immer das Gleiche mit Thomas. Zunächst hoch enthusiastisch, alsbald überdrüssig. Was wollte er nicht schon alles. Malen und Häuser bauen, fotografieren und die Welt bereisen. Das Problem liegt stets in der Durchführung. Er langweilt sich. Sie nicht. Hier findet sich die Ursache all ihrer Probleme. Er malt sich aus, wie ein Kind sie verändern könnte. Sie müsste ihre Aktivitäten reduzieren. Wäre gezwungenermaßen häuslicher. Seine Rolle in dem Arrangement bleibt vage. Er stellt sich nicht vor, was er mit einem Kind anfangen will. Wie manche Väter, die bereits vor der Empfängnis vom Fußballspiel mit dem künftigen Stammhalter träumen. Oder von anderen Dingen, die ihnen am Herzen liegen. Oder die ihnen als Kind verwehrt wurden. Wunscherfüllung in der nächsten Generation. Das geht nicht gut. Weil Kinder meist nur eines wollen – anders leben als die Eltern. Sobald das kleine Kind „Ich“ sagt, sich als Individuum begreift, muss es den eigenen Willen erproben. Muss prüfen, wie weit es ungestraft gehen kann. Das setzt sich fort. Bis zum großen Umbruch, der Pubertät. Nun ist absolute Konfrontation angesagt. Prinzipielle Ablehnung all dessen, was die Elterngeneration in Ehren hält. Eine harmlose Bemerkung der Mutter: „Warum ziehst du nie das blaue Kleid an? Du siehst darin so nett aus.“ Und besagtes Kleidungsstück ist der Tochter auf ewig vergällt. Auch wenn jenes Textil unter Umständen kleidsamer wäre als deren Protestlook. Was sogar diese irgendwann eingestehen muss. Zwanzig Jahre später.

Oder wenn sie selbst eine Tochter in dem Alter hat. Obwohl? Die Abwehrhaltung verflacht stetig. Junge Leute genießen alle Freiheiten. Wogegen sollten sie rebellieren? Wie die 68er und die Generation danach. Die unter einem ganz anderen Druck standen. Für die Auszug aus dem elterlichen Haushalt einen Akt der Befreiung bedeutete. Weswegen man nach dem Abitur eine Universitätsstadt wählte, die zumindest einige hundert Kilometer vom Heimatwohnsitz entfernt lag. Noch in den Siebzigern gab es winzige Studentenbuden zur Untermiete. Mit drakonischen Auflagen. Kein Besuch nach 22.00 Uhr. Kein Herrenbesuch. Nichtraucher. Wochenendfahrer. Glücklich, wer

einen Platz in einem der neu erbauten Studentenwohnheime ergatterte. Oder eine Wohngemeinschaft gründete. Keine Vorschriften. Ein Zimmer für sich. Küche und Bad gemeinschaftlich. Nicht immer reibungslos – trotzdem ein echtes Erfolgsmodell.

Die Ansprüche hielten sich im Rahmen. Man erwartete weder Markeneinbauküche noch Marmortageslichtbad. Oder einen Chill-Room. Nicht jeder hatte ein Auto. Es gab weder Smartphones noch Tablet-Computer. Es gab überhaupt keine PCs. Man schrieb Referate und Examensarbeiten auf der Schreibmaschine. Erst mechanisch, später elektrisch. Konsum war kein Wert an sich, sondern wurde kritisch hinterfragt. Man verfügte über seine Zeit. Ging spät zu Bett, schlief lang. Das Studium wurde nicht als Berufsvorbereitung betrachtet, mit festen Arbeitszeiten, abzusitzen von 9.00 Uhr bis 17.00 Uhr in Hörsälen, Seminarräumen oder Bibliotheken, mit „wohl verdientem“ Feierabend, Wochenende, Urlaub. – Es gibt Ausnahmen. Gewiss. Zum Beispiel Thomas mit seinem Luxusstudentenleben. Oder Iris, die quasi in permanenter Präsenz lebte. Die universitären Räumlichkeiten nur zum Schlafen verließ. Beide Außenseiter. Jeder auf seine Art. Nicht integriert. Nicht repräsentativ. Daran ändert sich wenig. Es liegt nicht an München. Thomas hätte in seiner Heimatstadt Frankfurt keine anderen Erfahrungen gemacht. Oder Iris in Wien. Sie fallen aus der Norm. Lassen sich keiner Gruppe zuordnen. Sie bewegen sich dazwischen. Keine geregelte Tätigkeit. Weswegen Iris jenen Status mit aller Macht anstrebt. Endlich sagen zu können: „Ich bin Professorin an der Fachhochschule in …!“ Freie Autorin, Modeexpertin – das klingt nach Zeitvertreib, nicht nach Arbeit. Daran ändert der Doktortitel nichts. Freizeitvergnügen einer wohlhabenden Gattin, die keinen Beruf braucht. Die ihr Geld nicht verdienen muss. Schreiben kann doch jeder, lautet die allgemeine Meinung. An der gewisse Vertreter der schreibenden Zunft nicht unschuldig sind. Die lauthals propagieren, ihren neuesten Roman in drei Wochen verfasst zu haben. Im Urlaub. Quasi nebenbei. Dann braucht man sich nicht zu wundern, wenn plötzlich jeder Analphabet glaubt, er könne das genauso gut. Wenn keiner mehr geistiger Arbeit Respekt zollen will. Warum denn, kann doch jeder.

Iris akademische Ambitionen bleiben nicht folgenlos. Für ihren Kleiderschrank. Den sie bislang überwiegend mit Exponaten der Meisterschule für Mode füllte. Entworfen von Junggenies, den Stardesignern von Morgen. Recht avantgardistisch. Nicht dass Iris sich besonders wohl darin fühlte. Allein, sie glaubte es den Erwartungen schuldig zu sein. Welche die Welt an eine Modeexpertin stellt. Nun, da sich die Berufslaufbahn in Richtung Universität bewegt, scheint ein textiler Paradigmenwechsel angebracht. Nicht radikal zu Nadelstreifen und grauem Flanell, schließlich will sie Mode unterrichten, nicht in der Vorstandsetage einer Bank tätig werden, aber mit deutlicher Tendenz zum weniger Ausgeflippten, eher Traditionellen. Das Outfit soll gleichermaßen Seriosität wie modisches Bewusstsein signalisieren. Leicht gesagt. Meist findet man entweder das Eine oder das Andere. Eine lange Phase der Suche beginnt. In der Iris systematisch Flagship-Stores, Boutiquen, Kaufhäuser durchwühlt. Ohne fündig zu werden. Bis ihr die Vorsehung Birte Mettmann schickt. Ihre Wege kreuzen sich bei einem Festakt der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Am Büfett kommt man ins Gespräch. Wie sich alsbald zeigt, ist Birte Modeschöpferin. Der kreative Kopf hinter dem Label „Birma". Das sie ausschließlich in der gleichnamigen Boutique vertreibt. In Haidhausen. Das heißt, Produktion und Verkauf sind räumlich nicht getrennt. Die Kleider werden im Hinterzimmer gefertigt. Der Show-Room geht zur Straße hin. Eher bescheiden in den Ausmaßen. Die hohen Mieten!

Bislang zeigt keines der großen Modehäuser in der Innenstadt Interesse an der Kollektion. Leider! Birte, hellblond und statuarisch, kinderlos geschieden, lebt mit einem Maler zusammen. Professor an der hiesigen Kunstakademie. Wie sich bald herausstellt. Birte hält diese Information nie lange zurück. Erst kommt ihr Label, dann der Lebensgefährte. Dann die weitere Biografie. Sie kennt keine Berührungsängste. Selbst wildfremden Menschen offenbart sie ohne Umschweife ihre gesamten Lebensverhältnisse. Was Iris wiederum verwundert. Diese outet sich nicht so rasch. Doch immerhin gegen Ende der lebhaften Unterhaltung. Man wechselt Visitenkarten. Und findet alsbald wieder zusammen. In Birtes Boutique. Iris

kann ihre Neugier nicht bezähmen. Von „Birma“ hat sie noch nie gehört. Erstaunlich. Sie ist skeptisch. Was sie sieht, gefällt. Nicht zuletzt, weil sie Birte sympathisch findet. Die in Belgien studiert hat. An der Sektion für Mode der Académie Royale des Beaux-Arts in Anvers. Eindrucksvoll! Der belgische Dekonstruktivismus bietet hinlänglich Gesprächsstoff. Man trinkt Kaffee im Atelier. Köstlich! Eine Spezialmischung, die Birte von einer kleinen Privatrösterei im Lehel bezieht. Geheimtipp! Man plaudert. Nicht nur über Mode. Birte drängt sich nicht auf. Sie wartet, bis Iris selbst den Wunsch äußert, das reizende Deux-Pièces anzuprobieren, das vorne hängt. In der passenden Größe und ganz zufällig in Iris' Lieblingsfarbe Gelb. Birte hält sich zurück. Sie lobt, bewundert. Aber nicht forciert enthusiastisch. Nicht die überzogenen Hymnen, die Verkäuferinnen besserer Geschäfte anzustimmen pflegen, wenn sie der Kundin einen überteuerten Ladenhüter aufschwatzen wollen. Birte, man ist sofort per du, gibt Iris das Gefühl, selbst zu entscheiden. Die Klamotten sind Nebensache. Es geht um Freundschaft. Wenn Iris probieren möchte, gern. Wenn sie kauft, gut. Wenn nicht, spielt das keine Rolle. Auf diese Weise wird Iris bald nicht nur zur besten Freundin, sondern darüber hinaus zur Stammkundin. Die beste Werbeträgerin für „Birma“, die man sich vorstellen kann. „Wo haben Sie denn dieses entzückende Ensemble her? Gewiss nicht aus München? Paris, nehme ich an?“ – „Ach was, Birma, nie gehört. In Haidhausen, sagen Sie?“ Und weil Iris eine so unschätzbare Kundin ist, bekommt sie zuweilen einen Sonderpreis. Die klassische Win-win-Situation. Für Birte allerdings mehr als für Iris.

Welch wunderbare Frauenfreundschaft. Für Iris, die nie ein richtige Freundin besaß, eine ganz neue Erfahrung. Wann immer es der Terminkalender gestattet, stecken die beiden zusammen. Iris verbringt viel Zeit in Birtes Atelier. In Solln trifft man sich so gut wie nie. Thomas stört die traute Zweisamkeit. Birtes Wohnung bleibt ebenso tabu. Warum eigentlich? Man unternimmt viel. In Birtes Gesellschaft gerät der langweiligste Theater- oder Opernabend zur Komödie. Sie kennt so viele Leute. Und hinterher spottet man gemeinsam über die entsetzliche Aufmachung der Münchner Gesellschaftsdamen. Nach

dem dritten Glas Champagner kommt man so recht in Fahrt. Aus der Häme gegen Dritte entwickelt sich Komplizenschaft. Die gern als Vertrautheit missverstanden wird.

Männer spielen keine Rolle. Wenngleich Birte einem Flirt, einem kleinen Abenteuer außerhalb der Partnerschaft nicht abgeneigt wäre. Prinzipiell. Doch sie vermeidet es, Iris eifersüchtig zu machen. Nicht im erotischen Sinn. Sondern weil das andere Geschlecht für Iris nur dann von Interesse ist, wenn es um berufliches Fortkommen geht. In Bezug auf die Freundin meldet sie Besitzansprüche an wie ein argwöhnischer Ehemann. Sie will Birte ganz für sich. Nie trifft man sich zu viert, um etwas zu unternehmen. Die Partner bleiben draußen. Man weiß um ihre Existenz, vermeidet aber persönlichen Kontakt. Iris ist für Birte ein absoluter Glückstreffer. Ewig geht das nicht gut. Sie muss die Zeit nutzen, redet sich Birte immer dann gut zu, wenn sie an der steten Präsenz der Freundin zu ersticken glaubt. Wenn wieder ein Wellness-Wochenende im Luxus-Spa durchgestanden sein will, wieder ein spontaner Besuch von Iris alle Termine über den Haufen wirft. Sie kann den Wienerischen Zungenschlag nicht mehr hören, der bei Iris durchschlägt, wenn sie sich entspannt fühlt. Obgleich sie gerade den zunächst so charmant fand.

Sie wird es mit der Zeit leid, sich ständig neue Events einfallen zu lassen. Mit denen man Iris bei Laune hält. Damit sie endlich bei der Directrice von „Loden Lenz“ vorstellig wird. Die „Birma“ partout nicht ins Sortiment nehmen will. Nicht etwa, weil sich das Haus ausschließlich der Trachtenmode verpflichtet fühlte, wie der Name irrtümlich suggerieren könnte. Keinesfalls. Man bietet ebenso Sportswear, Designer diversen Preisklassen. Prêt-à-porter. Nicht die ganz großen Namen, die haben eigene Flagship-Stores in der Maximilian- oder Theatinerstraße. Hauptanziehungspunkt für Touristen aus aller Welt bleibt allerdings die Trachtenabteilung. Nicht nur Japaner und Amerikaner, auch Franzosen und Italiener sind ganz versessen auf Walkjanker und Lodenmantel. Als Souvenir. Wer weiß, vielleicht entdecken sie bei der Gelegenheit die modischen Leckerbissen von „Birma“? Birte jedenfalls sieht ihr Label bereits bei Harrods oder

in den Galeries Lafayette. Im Geiste. Der internationale Durchbruch. Zunächst kann davon nicht die Rede sein. In Zukunft noch weniger. Denn Birte ist zu alt. Mag ihre Mode sich noch so jugendlich gebärden – keine Chance, wenn die Designerin die Dreißiger längst hinter sich gelassen hat. Natürlich gibt es Ausnahmen. Zähe Alte wie Gert Hartenberg, die sich aus anderen Gründen halten. Birte kann von Glück sagen, wenn ihr Geschäft in zehn Jahren noch die laufenden Kosten einspielt. Oder sie vollzieht einen Stilwechsel, um nicht zu sagen Stilbruch, zu dem, was die Münchnerin fortgeschrittenen Alters präferiert. Davon ließe sich gut leben. Setzt aber gewisse ästhetische Abstriche voraus. Solchen Gedanken gibt Iris sich nicht hin. Zum ersten Mal in ihrem Leben genießt sie. Vergessen die lästigen Fragen nach Adoption oder nicht, ob sie die Patentochter zu sich nimmt oder nicht. Sogar die akademischen Ambitionen treten zurück. Anfragen ans Archiv bleiben ohne Antwort. Kann das so weitergehen?

Selbstverständlich nicht. Es muss etwas geschehen. Und es wird etwas geschehen. Aber was? Thomas wird gewiss nicht intervenieren. Noch nie war der Umgang mit Iris derart unkompliziert. Sie lässt ihn in Ruhe, stellt keine Forderungen – alles bestens. Soll sie ihre Tage mit Birte Mettmann verbringen. Sein Fall ist sie nicht. Zu groß, zu üppig, zu laut, zu blond. Obwohl – im kleinen Schwarzen, mit knallroten Lippen macht sie durchaus etwas her. Nicht ohne erotische Ausstrahlung, die Dame. Neben ihr wuselt Iris wie ein kleiner Kläffer. Birte, bestimmt über 1,80 Meter groß, schreckt nicht vor High-Heels zurück. In denen sie nahezu alles überragt. Selbstbewusst. Im Unterschied zu vielen großen Frauen, die sich unbedingt kleiner machen möchten. Nicht bloß durch flache Schuhe, sondern auch durch entsprechende Körpersprache – gesenkter Kopf, eingezogene Schultern, krummer Rücken –, die quasi Nichtvorhandensein signalisiert. Die es nicht wagen, einen Raum zu durchqueren, sondern sich zaghaft an der Wand entlang tasten. Als ob sie eine Stütze brauchten. Birte trägt ihr Haupt erhoben. Eine Frau, die weiß, was sie will. Thomas zerbricht sich nicht den Kopf darüber, doch er geht davon aus, dass ihre Freundschaft mit Iris bestimmt eigennützige Ziele verfolgt. Was ihn nicht tangiert. Er gönnt der Gattin die Enttäuschung von Herzen.

Nicht besonders nett, aber nachvollziehbar. Mit Birte wird sie ihr Cannae erleben. Denkt Thomas. Und liegt damit nicht einmal falsch.

Zunächst jedoch ereignet sich anderes. Iris schreibt fürs Feuilleton der „Münchner Allgemeinen Zeitung“ einen Artikel über Trendlabels in München. In dem sie Birte gebührend herausstreicht. Etwas unverhältnismäßig. Der Ärger lässt nicht lange auf sich warten. Gert Hartenberg persönlich interveniert. Direkt aus Paris? Nein, er betreibt gerade in München die Vorstellung seines neuen Fotobildbandes. – Üblicherweise für Iris gegebener Anlass, Thomas zuzusetzen. „Siehst du, der hat Erfolg. So macht man das. Nur du bist so träge.“ Und so weiter. Doch in diesem Fall hat sie andere Sorgen. – Gert Hartenberg beschwert sich beim Herausgeber über die skandalöse Berichterstattung. Die ganz einseitig auf gewisse Marken fokussiert, mit deren Designerin die Autorin im Übrigen eng befreundet ist. Während sie echte Talente schlichtweg nicht zur Kenntnis nimmt. Von wem er das nun wieder weiß? Das alles hat ihm natürlich kein Vögelchen in Paris gezwitschert, sondern ein ignoriertes Junggenie, Hartenbergs Protegé. Der Vorfall holt Iris auf den Boden der Tatsachen zurück. Hartenberg darf man sich nicht zum Feind machen. Ohne den geht fast gar nichts. Im Mode-Business. Überall hat der die Finger drin.

Sie hat sich zu weit aus dem Fenster gelehnt. Für Birte. Fast zu weit. Ein wenig Dankbarkeit dürfte man erwarten. Stattdessen? Sie erinnert sich an die irritierende Situation. Neulich, als sie spontan bei Birte vorbeischaute. Im Verkaufsraum wimmelte die Assistentin sie recht hektisch ab. Birte sei unterwegs, leider. Dabei hätte Iris schwören könne, im Atelier Birtes sonoren Alt zu vernehmen. Ein hässlicher Verdacht! Oder eine Täuschung? Birte weiß sicher nichts davon. Das nächste Mal wird sie sofort ins Atelier stürmen. Bevor die Assistentin reagieren kann. Dumme Gans. Sie hat der Person noch nie getraut. Ein karrieresüchtiges Biest. Dieser verschlagene Blick. Nie schaut sie einem gerade ins Gesicht. Bestimmt will sie Birte isolieren, um sie besser für ihre Zwecke manipulieren zu können. Leider hält Birte viel von ihr. Lässt keine Kritik an ihr gelten.

Wenn Iris wüsste, was die beiden über sie reden. Besser, sie weiß es nicht. Es würde sie treffen. Für den Augenblick bleibt es ihr erspart. Sie hält Birte die Treue. Gewissen Zweifeln zum Trotz, die sich unmerklich einschleichen. Die Angelegenheit mit Gert Hartenberg lässt sich einrenken. Glücklicherweise. Der Zwischenfall zeigt positive Wirkung. Iris erkennt, dass sie ihre Aufgaben nicht ganz vernachlässigen darf. Das Archiv, die Habilitation. All das, wofür sie sich seit Jahren abrackert. Der Honeymoon mit Birte ist vorüber. Ähnliche Persönlichkeitsstrukturen. Jede will dominieren. Das funktioniert nicht. Probleme treten auf, wenn Dritte hinzukommen. Wenn man sich in Gesellschaft begibt, weil die Zweisamkeit reizlos wird. Dann wird aus der Komplizin eine Konkurrentin. Nicht offen ausgesprochen. Im Gegenteil, die Küsschen und Umarmungen, die Komplimente und Koseworte – „Süße“, „Liebste“ – kommen vermehrt zum Einsatz. Geradezu inflationär. Das lässt aufhorchen. Was mag sich dahinter verbergen? Zuneigung? Wohl kaum. Zu scharf die Blicke, mit denen man die Freundin ins Visier nimmt, wenn man sich unbeobachtet glaubt. Um einen Makel an ihr zu entdecken. Den man bei passender Gelegenheit ausplaudert. Jede weiß, dass die andere sie visuell seziert. Bemüht sich krampfhaft um Perfektion. Zittert insgeheim vor der Bosheit der anderen, die der eigenen in nichts nachsteht. Es gibt genug liebenswürdige Zeitgenossen, die genussvoll weiterzählen, was sie so aufschnappen. Unter dem Deckmantel der Freundschaft. „Ich finde, du solltest wissen, was Birte über dich verbreitet. Gelb, hat sie gesagt, wörtlich, Gelb mit Schwarz, darin kommt Iris daher wie ein Kartoffelkäfer. Und dann fügte sie hinzu, Gelb sei eine furchtbar problematische Farbe, schlimmer noch als Grün, im Grunde untragbar. Es kleide in der Tat keinen Menschen. Man müsse wirklich blind sein, um auf Gelb zu stehen. Hat sie gesagt! Ist das nicht fies von Birte? Die ärgert sich doch nur, weil ihr gelb nicht steht, mit ihren strohblonden Haaren.“ Iris weiß nicht minder zu treffen: „ Unsere Birte möchte gar zu gern gebildet erscheinen. Mit ihrem bisschen Realschule. Wenn überhaupt. Die Matura hat sie gewiss nicht. Und das angebliche Studium in Belgien! Dass ich nicht lache. Mir zumindest ist keine Modeschule in Anvers bekannt.“

Hier irrt Iris gründlich. Denn es gibt tatsächlich eine derartige Einrichtung sowie einen Aufenthalt Birte Mettmanns an der selbigen in den Jahren 1970 bis 1973. Die im Übrigen in ihrer Geburtsstadt Bremen das Gymnasium mit der Reifeprüfung erfolgreich abschloss. Doch das tangiert Iris wenig. – „Alles bringt sie durcheinander, die Ärmste. Ihr fehlt einfach die Allgemeinbildung." Wobei Iris verschweigt, auf welchen Lapsus der Freundin ihre Bemerkung konkret abzielt. Sie weiß es selbst nicht. Und würde sich unter keinen Umständen festlegen. Eine Bemerkung, einfach so in den Raum gestellt, ohne Präzisierung, kann man problemlos zurücknehmen, wenn nötig. Ein Irrtum. War nicht so gemeint.

Man beginnt, sich aus dem Weg zu gehen. Was sich nicht besonders schwierig gestaltet. Iris nimmt ihre Tour durch die Hochschulen wieder auf. Man sieht sie wieder als Expertin populärer Talkshows. Bisweilen ertappt sie sich bei dem Wunsch, ganz spontan Birte anzurufen. Ein wenig zu plaudern, sich auf einen Absacker zu verabreden. Ein wenig Kuhwärme. Das Telefon klingelt, das muss sie sein! Einigermaßen enttäuscht vernimmt sie Stimme der Schwester. Die sie auf ein paar Tage im September nach Rom einlädt. Selbstverständlich mit Thomas. Gibt es einen Anlass? Nein, einfach so. Man hat sich lange nicht gesehen. Thomas hat nichts dagegen. Man könnte hinterher in die Toskana fahren. Zum Fotografieren. Also doch wieder? Da soll einer schlau daraus werden! Eigentlich hat Iris keine Zeit. Wie immer. Egal. Ein bisschen Entspannung wird gut tun. Die hat sie verdient. Bei all dem Ärger der vergangenen Wochen. Warum nicht? Sie freut sich auf ein Wiedersehen mit Julia. Sie wird Birte Mettmann vergessen. Aus ihrem Bewusstsein tilgen. Die Erinnerung auslöschen. Durch neue Eindrücke. Sie braucht keine Birte Mettmann, um das Leben zu genießen, um es sich gut gehen zu lassen. Sie arbeitet viel zu hart. Wozu eigentlich?

Noch eine Frau

Als Kind fürchtete Julia die schrille Stimme der Tante. Sie hielt sich die Ohren zu und begann zu schluchzen: „Aufhören! Aufhören!“ Unzählige Geräusche quälten sie. Raue trockene Haut, die über Stoff streicht. Alles Schabende, Kratzende. Hohe Tonlagen. Oder extreme Bässe. In monotonen Rhythmen. Selbst bei äußerst reduzierter Lautstärke auf weite Distanz unerträglich. Nicht auszuhalten. Ihre Reaktion erregte Aufsehen. Ein so ruhiges Geschöpf. Fast träge. Kein Schreikind. Unproblematisch. Immer hungrig. Deshalb zur Fülle neigend. Für die Eltern pflegeleicht. Doch eine große Enttäuschung. In musikalischer Hinsicht. Zwar nicht eigentlich unmusikalisch. Sie versteht zu hören. Nimmt akustische Differenzen wahr. Kann herausragende Interpretationen von minderwertigen unterscheiden. Allein, sie verfügt weder über eine Gesangsstimme noch über die entsprechenden motorischen Fähigkeiten als Voraussetzung für die virtuose Beherrschung eines Instruments. Obwohl man nichts unversucht ließ. Zunächst Cellostunden – Violine lehnte sie von vornherein ab –, dann Klavierunterricht.

Schließlich gaben die Eltern auf. Aus dem Kind wird nichts. Musikalisch betrachtet. Keine Begabung, kein Fleiß. Man muss sie förmlich ans Instrument prügeln. Von sich aus übt sie nicht. Sie hört gern zu – mehr nicht. Sie liest. Alles, was ihr unter die Finger kommt. Anspruchsvolles wie Seichtes. Und spinnt sich in die Welt der Fiktion ein. Die Wirklichkeit? Eher unerquicklich. Julia spürt die Erwartung der Eltern. Die sie nicht erfüllen kann. Diese bemühen sich, spielen die Enttäuschung herunter. Das schlechte Gewissen, das sich in Bezug auf die Tochter zwangsläufig einstellt, wird durch unangemessene Nachsicht beruhigt. Man verwöhnt sie. Ohne sich um sie kümmern.

Im Vorschulalter begleitet sie die Eltern auf Konzertreisen. Kaum Kontakt zu Gleichaltrigen. Leben in einer Erwachsenenwelt. Als man sich schließlich in Rom niederlässt, bleibt Julia Außenseiterin. Sie weiß nicht, mit anderen Kindern umzugehen. Versteht sie nicht. Entsetzt sich über deren Brutalität. Über die grausamen Spiele

mit den Schwachen. Die nicht dazu gehören. Wie Julia. Zu deren Geburtstagsparty, von den Eltern in bester Absicht ausgerichtet, den Kontakt zu den Altersgenossen zu fördern, man dennoch kommt. Weil man neugierig ist auf die Lebensumstände. Hinterher spottet man umso besser.

Julias Eltern finden Erfüllung in der Musik. Diese bestimmt ihr Leben. Proben. Konzerte. Die Mutter studiert eine neue Partie ein. Der Vater begleitet sie am Flügel. Kein Raum für Dritte. Julia liest. Auf ihrem Zimmer. Oder sie macht sich in der Küche zu schaffen. Kocht und bäckt. Das hat sie bei Großmutter in Wien gelernt. Wo sie sich gern aufhält. Im Gegensatz zu den italienischen Großeltern, die ständig an ihr herummäkeln. Weil es ihr an gutem Benehmen fehlt. Julia tut so, als ob sie nichts verstünde. Obwohl sie das Italienische so gut beherrscht wie das Deutsche. Italienische Cousins und Cousinen gibt es nicht. Der Vater ist Einzelkind. Mütterlicherseits gibt es Tanten. Die eine, Clarissa, lebt in London. Julia kennt sie aus Erzählungen. Die andere ist ihre Patentante Iris. Die mit der schrillen Stimme. Kaum vorstellbar, dass sie und die Mutter Schwestern sind. Wenig Gemeinsamkeit. Diana wird wortkarg, wenn die Tochter sie auf die Kindheit anspricht. „Wie war das damals mit Tante Clarissa und Tante Iris?“ Sie weiß keine Anekdoten zu berichten, keine Abenteuer. Sie mag weder die schöne Clarissa noch die strebsame Iris. Die Patin ihrer Tochter. Eine Verlegenheitslösung. Wen hätte man sonst nehmen sollen?

Julia betrachtet ihre Tante nicht als Erwachsene. Eher als ältere Freundin. Ihre aufrichtige Freude an kindlichen Spielereien. Ihre Spontaneität und Lebhaftigkeit. Ganz anders als die Eltern, die nie mit der Tochter spielen. Die sich ausschließlich miteinander und mit der Musik beschäftigen. Und den Eindruck vermitteln, Julia sei abgeschrieben. Seit man endgültig feststellte, dass aus ihr weder eine Sängerin noch eine Soloinstrumentalistin wird. Dass es weder für den Chor noch fürs Orchester reicht. Da erlosch jegliches Interesse. Schulabschluss, Ausbildung, Beruf? Darüber macht man sich keine Gedanken. Soll sie machen, was sie will. Man verwehrt nichts, aber

man fragt nicht nach ihren Wünschen und Vorstellungen. Als Person ist sie nicht existent. Sie fühlt sich als Fremdkörper. Überflüssige. Braucht ein Paar, das sich selbst genug ist, Kinder? Nein. Es war nicht geplant. Die Schwangerschaft stellte sich zum denkbar schlechtesten Zeitpunkt ein. Ein Abbruch schien unumgänglich. Diana war fest entschlossen, doch Luigi wollte das Kind. Seinen Sohn. Der eine Tochter war. Nicht aus moralischen Erwägungen, denn beide hatten die Grundsätze ihrer katholischen Erziehung längst hinter sich gelassen. Die Kirche spielte in ihrem Leben keine Rolle mehr. Ihre Beziehung bedurfte nicht des kirchlichen Segens. Nein, Luigi wollte das Kind, den Sohn, aus Gründen, die zu erläutern ihn in Verlegenheit gebracht hätten. Als Verfechter weiblicher Gleichberechtigung, weit entfernt vom Klischee des patriarchalischen Macho-Italieners. Doch in dieser Situation sämtlichen Vorurteilen entsprechend.

Zwischen ihm und Diana entspann sich Streit. Der erste in ihrer siebenjährigen Beziehung. Schließlich gab Diana nach. Man heiratete. Diana verzieh ihm diese Niederlage nie. Der negative Affekt richtete sich jedoch nicht gegen den Gatten, den Verursacher der Misere, sondern übertrug sich auf die schuldlose Tochter. Lebendiges Sinnbild einer Fehlentscheidung. Luigi wiederum fühlte sich um den Sohn betrogen. Keine innige Vater-Tochter-Bindung stellte sich ein. Weitere Schwangerschaften wusste Diana zu verhindern. Sie hatte genug zu leiden, bis sie nach Julias Geburt wieder in ihre Kleider passte. Sie schaffte es nicht, eine Verbindung zu diesem Wesen aufzubauen. Ein Störenfried, den man nicht mehr loswurde. Um den man sich kümmern sollte. Gezwungenermaßen.

Julia geriet ganz nach Diana. Keinerlei väterlichen Züge traten zutage. Weswegen Luigis Mutter argwöhnte, das Kind stamme nicht von ihrem Sohn. Sie hegt nicht die geringste Sympathie für die Schwiegertochter. Keine besondere für die Enkelin. An der sie so gar nichts von ihrem Sohn wiederfand. Für den eine andere Partie vorgesehen war. Wen hätte er nicht haben können! Doch er musste sich in eine schöne Stimme verlieben. Dabei scheute Diana keine Anstrengung, es den Schwiegereltern recht zu machen. Zu Beginn

ihrer Ehe. Der Eifer ließ rasch nach, als sie einsehen musste, dass diese sie niemals akzeptieren würden. Ungeachtet ihres Verhaltens. Also keine Zugeständnisse mehr. Man brachte Julia dort unter, wenn es opportun erschien. Streng im Wechsel mit der Großmutter in Wien. Wo sich das Kind sowieso eher heimisch fühlte. Oder später bei der Patentante in München. Nach deren Heirat. Doch da ist Julia bereits älter. Sie verehrt die Tante. Weil diese sie ernst nimmt. Und dennoch jede Kinderei mitmacht. Anders als die Mutter. In Bezug auf die großen ernsten Dinge des Lebens wie Ausbildung und Beruf mischt sie sich nicht ein. Das überlässt sie den Eltern. Doch sie berät gern in Styling-Fragen. Weiß, was gerade angesagt ist. So dass Julia mit ihrem Outfit zuweilen den Neid ihrer hochnäsigen Mitschülerinnen erregt. Die sie sonst ignorieren. Erfolge, die Julia nötig hat. Die ihr Selbstbewusstsein stärken.

Iris hat keinen Bezug zur Musik. Sie hört wahllos Popsongs, Schlager, Musical- und Operettenmelodien. Zur Unterhaltung. Anspruchsvolle Musik findet sie langweilig. Julia tut es ihr gleich. Protest gegen die Eltern. Die nicht erkennen, dass die Tochter zwar weder singen kann noch ein Instrument beherrscht, aber durchaus musikalisches Verständnis besitzt. Eben das spricht man ihr ab. Man schließt sie aus. Kein Gespräch über Musik. Nur Vorhaltungen über die zu laute Musikanlage. Man hat sich damit abgefunden, dass das Kind Unterhaltungsmusik konsumiert. Die andere Musik hört sie heimlich. Heimlich schleicht sie sich an den Flügel. Wenn sie keiner hört. Und spielt. Im Hause der Tante gibt es keinen Flügel. Nicht einmal ein Klavier. Schade.

Die Mutter scheint heute besonders gereizt. Das Kleid für den nächsten Auftritt will nicht passen. Diana hat ein wenig zugelegt. Nun lässt sich der Reißverschluss nur mit Gewalt schließen. Unschöne Fleischwülste quellen am Rücken über den Rand der Korsage. Ganz zu schweigen vom Zustand der bloßen Oberarme! Noch zwei Wochen bis zum Auftritt. Das bedeutet eiserne Diät. Also überhaupt nichts zu essen. Für die Familie eine harte Prüfung. Nahrungsaufnahme im Verborgenen. Nichts darf Diana in Versuchung führen. Bereits

der Geruch von Essen treibt sie in den Wahnsinn. Sie isst doch so gern. Vor allem das, was sie nicht sollte. Dickmacher. Süßigkeiten. Mehlspeisen. Backwaren. Nicht immer schafft sie es, die Gier zu bezähmen. Dann übergibt sie sich hinterher. Damit nichts ansetzt. Die Stimmung könnte mieser nicht sein. Sie verbringt Tage im Bett. Besser, man geht ihr aus dem Weg! Eine harmlose Frage reicht aus, um einen Tobsuchtsanfall auszulösen. Sie sucht ein Ventil. Die aufgestaute Frustration muss sich entladen. Bis sie irgendwann erschöpft zu Ruhe kommt.

Zuweilen opfert sich Julia für den häuslichen Frieden. Obwohl das keiner zu schätzen weiß. Sucht die Konfrontation und bekommt alles ab. Vorwürfe, Anschuldigungen. Völlig aus der Luft gegriffen. Trotzdem. Nicht gerade ein Vergnügen. Wenn der Vater nach Hause kommt – er hat in solchen Zeiten viele Termine und isst im Restaurant –, herrscht Ruhe. „Mama hat sich zeitig schlafen gelegt. Wegen der Diät." Weil Luigi plötzlich außer Hause zu tun hat – sonst eher eine Seltenheit –, argwöhnt Diana dies und das. In ihrer labilen Verfassung. Dass er eine Affäre habe. Zum Beispiel. Sie wagt nicht, ihm Vorhaltungen zu machen. Sie kennt seine Wutausbrüche. Überall diese hübschen jungen Musikerinnen und Choristinnen, die ihn umschwärmen. Sie selbst geht auf die Fünfzig zu. Es wird immer schwieriger, die Figur zu halten. Weiße Haare kann man färben. Aber die Haut verliert zusehends an Festigkeit. Wird faltig und schlaff. Man hat es nicht leicht. Vor allem, wenn man sich selbst Probleme schafft. Man könnte sich ein neues Kleid kaufen, in passender Größe. Man könnte seine Essgewohnheiten umstellen. Man könnte Sport treiben.

Diana will das alles nicht. Sie will leiden. Wenn sie den Hang zum Dramatischen schon nicht auf der Opernbühne ausleben darf. Als Brünhilde oder Isolde. Und ihr nur die kleine Form bleibt. Wobei die Diven vom großen Fach zu allem Überfluss selbst auf diesem Gebiet konkurrieren müssen. Zur Erholung, quasi nebenbei, bestreiten diese Liederabende, nehmen eine CD auf. Für eine Menge Geld. Weitaus mehr als Diana, die nicht so viel Popularität besitzt. Sie bereiten sich nicht vor, singen die Lieder herunter wie Opernarien. Dafür werden

sie besonders bejubelt. Während Dianas Auftritt dem Musikredakteur allenfalls einen trockenen Fünfzeiler entlockt. Doch wenn die Diva sich herablässt, ihr kostbares Organ an ein paar läppische Lieder zu verschwenden, die sie vollkommen unangemessen vorträgt, kennt die Begeisterung keine Grenze. Wie sie das interpretiert! Einfach genial! Diana könnte sich endlos darüber ereifern. Vor allem, wenn sie Hunger hat. In sattem Zustand schweigen die Dämonen. Dann verschwinden die Nebenbuhlerinnen, die raffgierigen unfähigen Diven. Der Blick in den Spiegel wird nachsichtig. Wohlwollend fast. Gar nicht übel, was man da sieht. – Für ihr Alter. Pflegt man hinzuzufügen. Was die Aussage wiederum relativiert. Denn entweder sieht eine Person gut aus oder nicht. Der Zusatz „für ihr Alter", der überwiegend beim weiblichen Geschlecht Anwendung findet, bedeutet im Klartext nichts anderes als: „Sie ist alt. Doch im Vergleich mit anderen Alten, die noch schlechter aussehen, schneidet sie passabel ab. Relativ. Absolut betrachtet ist sie alt, soll heißen unattraktiv."

Diana wäre gern anders, als sie ist. Sie sollte sich vorsehen. Zu viel Hungern schadet der Stimme. Doch nur die ganz Großen können es sich leisten, dick zu sein. Die Erwartungen an eine Sängerin sind hoch: Dünn wie ein Model, beweglich wie eine Tänzerin, schauspielerisch begabt – vor allem aber jung. Die Stimme gerät zur Nebensache. Vorbei die Zeiten, als selbst Maria Callas in der Scala ausgepfiffen wurde, wenn ihr die hohen Töne misslangen. Das hört inzwischen keiner mehr. Näseln, Knödeln, Intonationsprobleme – wen tangiert das? Im Tonstudio wird nachbearbeitet. Immerhin – Diana steht nicht auf der Opernbühne. Sie könnte gelassener agieren. Eine Konfektionsgröße mehr oder weniger – darauf kommt es gewiss nicht an. Das Problem liegt tiefer. In der Kindheit mit zwei dünnen Schwestern. Als Pummel der Familie. Von den beiden bei jeder Gelegenheit geneckt. Um dagegenzuhalten musste sie die ganze Autorität der Erstgeburt in die Waagschale werfen. Zwei gegen eine. Jüngere Geschwister sind ziemlich gemein. Ältere übrigens nicht weniger. Dick, dünn – letztendlich eine Frage des Zeitgeists. Der vorschreibt, was schön ist. Streichholzdünn oder üppig wie die Venus von Milo? Dünnes glattes Haar oder üppige Kringellocken? Weh dem,

der in die falsche Zeit geboren wird. Der nicht dem herrschenden Ideal entspricht. Der muss sich dem Vorbild mit künstlichen Mitteln annähern. Oder lernen, mit sich zu leben. – Bei Diana dürfte man aufgrund eigener Erfahrung Verständnis für die Tochter erwarten. Doch sie übernimmt die Position der Schwestern aus Kindertagen. Nur dass deren Spott harmloser war. Sie findet in der Tochter den idealen Blitzableiter.

Wenn sie sich abreagiert hat, folgt schlechtes Gewissen. Beim gemeinsamen Einkaufsbummel wird Julia mit Geschenken überhäuft. Lauter nutzlose Dinge. Doch das berührt Diana nicht. Sie fragt nie nach dem Verbleib der Sachen, mit denen Julia nichts anzufangen weiß. Diese will der Mutter nur eine Freude machen, indem sie Wünsche äußert. Viel Zeit bleibt für solche Wiedergutmachung nicht. Besser, man wickelt die Angelegenheit zügig ab. Damit sich Diana beruhigt wichtigen Dingen zuwenden kann. Sie will gar nicht wissen, was in ihrer Tochter vorgeht. Abgesehen von sporadischen Anwandlungen von Mütterlichkeit. Die rasch verebben, wenn Julia nicht wie erwartet reagiert. Warum sollte sie? Für ein halbes Stündchen die Komödie „Mutter ist meine beste Freundin" geben, um danach beiseite gelegt zu werden? Sie kennt die Stimmungslage der Mutter. Getragen von einer guten Portion Sentimentalität. Meist ausgelöst durch Dritte. Die Bemerkung einer Bekannten, ein Zeitschriftenartikel, ein Familienfilm – durch die Diana sozusagen angepiekst wird. Etwas tritt aus, kommt in Fluss. Kommt alsbald zum Stillstand. Ohne fremdes Zutun, ganz von selbst. Man wird der Sache bald überdrüssig.

Die Mutter-Rolle bietet wenige Facetten. Wenn man sie klischeehaft nimmt. Was Diana tut. Sie nimmt alles klischeehaft. Mit einer Ausnahme. Sie liebt die Musik und ihren Gatten. In dieser Reihenfolge. Also zunächst die Musik, dann Luigi. Im Grunde gehören beide untrennbar zusammen. Besser gesagt, die Musik bildet das Gemeinsame. Alles andere stört. Man blendet es nach Möglichkeit aus. Oder zuweilen ein. Wenn man in Stimmung ist. Man verwechselt Sentimentalität mit Gefühl. Delektiert sich an gewissen Gestimmtheiten. Über die man nach Belieben verfügt. Man

schaltet sie ein, man schaltet sie aus. Je nach dem. Der Genuss eines Glases Champagner wirkt nachhaltiger. Die Stimmungen kommen und gehen. Wenn sie vorüber sind, deutet nichts mehr auf sie hin. Sie hinterlassen keine Spuren. Man vergisst sie. Als hätte es sie nie gegeben.

Julias Leben außerhalb der Familie? Fehlanzeige. Sie wird herumgereicht. Mal bei der Oma in Wien, mal bei den Großeltern in Padua. Nie lange genug, um heimisch zu werden. Zu Besuch. Bei alten Leuten. Zweifellos wäre ein Internat vorzuziehen. Einziger Lichtblick – die Tante in München. Seltene Aufenthalte, die Julia umso mehr genießt. Die Tante nimmt sich Zeit, kümmert sich um sie. Nicht nur so nebenbei. Es bereitet ihr offensichtlich Vergnügen. Als ob sie nicht Ausgelebtes nachholen wollte. Kindliche Belustigungen, denen Julia längst entwachsen ist.

Thomas tritt selten in Erscheinung. Unternehmungen finden ohne ihn statt. Julia findet ihn nett. Obgleich er nicht weiß, was er mit ihr anfangen soll. Keine Erfahrung im Umgang mit Jugendlichen. Er wirkt alt neben der kindlichen Tante. Seine hilflosen Kommunikationsversuche. Fragen nach der Schule und Ähnliches. Anekdoten aus seiner Internatszeit. Kinderkram, über den sich Julia erhaben dünkt. Er behandelt sie wie ein Baby. Das kränkt. Gewiss steckt keine böse Absicht dahinter. Aber sie fühlt sich nicht ernst genommen. Ziemlich das Schlimmste, was in diesem Alter passieren kann. Ständiger Umgang mit Erwachsenen macht altklug. Man ahmt deren Verhaltensmuster nach. Glücklicherweise gleicht Julias Phlegma einiges aus. Wäre sie weniger bequem, gar hypermotorisch wie Iris, man würde es nicht aushalten. Gewiss hätte sie mit zwölf bereits ihren ersten Roman verfasst. Angeregt durch wahllose Lektüre, getrieben von Geltungssucht. Da der Ehrgeiz, sich hervortun zu müssen, fehlt, bleibt sie passiv.

Sie ist zwar altklug, aber nicht frühreif. Sondern in mancher Hinsicht naiv, fast kindlich. Daran ändert die Lektüre nichts. Weder die seichte noch die anspruchsvolle. Die sie nicht versteht, vielmehr auf das

wenige reduziert, das sich ihrem Verstand erschließt. Romantische Liebesgeschichten. Es betrübt sie, wenn die Geschichte schlecht ausgeht. Für die Helden. In einem Alter, in dem man sich noch nicht für das andere Geschlecht interessiert, träumt sie vom Märchenprinzen. Ganz keusch, ohne jede Andeutung von Geschlechtlichkeit. Ebenso ohne geistige Überhöhung. Also ziemlich banal. Wohliges Gefühl stellt sich ein bei Lektüre gewisser Stellen. Ein kurzer Schauder. Keine Reflexion kommt in Gang. Daneben kann die Wirklichkeit nur abfallen, wie man spätestens seit Madame Bovary weiß. Doch Julia ist nicht einmal ein Abklatsch von Flauberts Protagonistin, sondern bloß ein dummes kleines Ding. Viel zu träge zur Tat. Wie eine Odaliske hingegossen auf dem Diwan – nur ohne entsprechende Kostümierung –, das Buch in der einen Hand, die andere frei für den Griff nach den Süßigkeiten. Nur die besten. Davon aber viel.

Eine anspruchsvolle Genießerin. Madame Bovary findet keine Gnade. Abgesehen von wenigen Passagen. Die erste Bekanntschaft mit Léon, die geplante Flucht mit Rodolphe. Dann geht alles schief. Krankheit, Armut. Das schreckliche Ende, Todesqualen. Da liest man tunlichst darüber weg. Oder legt den Roman ganz aus der Hand. Das muss man sich nicht antun. Julia missbilligt die fatale Neigung von Schriftstellern, Sterbeszenen bis ins letzte Detail auszumalen. Kein Befund bleibt dem Leser erspart. Mühelos produzierter Text, abgeschrieben aus dem medizinischen Lehrbuch, könnte ein kritischer Geist anmerken. Bis zu den unappetitlichsten Sekretionen, Spasmen, Konvulsionen notiert der Autor mit sadistischem Eifer die letzten Atemzüge. Darf seine Wortgewalt, die Wucht seines Ausdrucks unter Beweis stellen. Aufatmen des Lesers, wenn es endlich vorbei ist. Der Autor sich weniger Drastischem zuwendet.

Muss man denn alles breit treten? Nicht alles! Nur das Grausame, Brutale, Beklemmende – kurzum das Negative – eignet sich für diesen Zweck. Das Positive entzieht sich ausschweifender Ausmalung. Es gibt zu wenig her. Oder, um Tolstoi zu zitieren: „Alle glücklichen Familien sind einander ähnlich, jede unglückliche Familie ist unglücklich auf ihre Weise.“ Wer auf den guten Schluss spekuliert,

dem bleibt nur das Triviale. Jeder anspruchsvolle Text verweigert sich dem Trugbild einer heilen Welt. Entlarvt sie als eine gar nicht heile. Was nicht heißen soll, dass jeder Roman ohne Happy End literarisch wertvoll sein müsste. Jedoch, in der Regel trifft die Aussage. Weswegen Julia Seichtes bevorzugt. Wenn sie wenigstens Anleitung fände! Die Eltern lesen nicht. Zwar gibt es eine so genannte Bibliothek, eine unsystematische Anhäufung der unterschiedlichsten Werke. Was sich eben so ansammelt. Keiner nutzt sie. Wohingegen Iris zwar liest, aber nur Fachbücher. Keine Belletristik. Nicht einmal zur Unterhaltung. Zur Erholung braucht sie Bilder. Comics oder Videos. Aber eigentlich entspannt sie nie. Es macht sie nervös. Sie braucht den Druck, um sich lebendig zu fühlen. „Schlafen kann ich, wenn ich tot bin", lautet ihr Motto.

Bei Leerlauf schafft sie sich neue Herausforderungen. Einfach im Sessel zu sitzen, mit einem Buch, bewegungslos, kann sich die Rast- und Ruhelose nicht vorstellen. Sie muss aufspringen, in der Küche nach ein Glas Wasser holen, nachsehen, ob eine neue Mail eingetroffen ist, bei der Gelegenheit im Internet recherchieren, sich die Fingernägel lackieren, einen Friseurtermin vereinbaren. Am besten alles auf einmal. Mit der Folge, dass nichts richtig erledigt wird. Spätere Nachbesserungen nehmen häufig mehr Zeit in Anspruch als sukzessives Abarbeiten. Nicht einmal Iris schafft es, sich auf fünf Dinge gleichzeitig zu konzentrieren. Wenn etwas schief läuft, und es läuft einiges schief, sind die anderen schuld. Nicht etwa Iris, die unvollständige oder falsche Anweisungen gibt, weil sie mit ihren Gedanken anderswo weilt. Und auf Nachfragen unwirsch reagiert.

Es will ihr einfach nicht gelingen, Wesentliches von Unwesentlichem zu unterscheiden. Im Gegenteil. Sie beschäftigt sich vor allem mit Nebensächlichem, kann sich nicht auf das konzentrieren, was wichtig wäre. Keiner macht sie darauf aufmerksam. Sie würde jeden Hinweis sowieso entrüstet zurückweisen. Kritikfähigkeit ist nicht ihre Stärke. Was sie bei anderen oft und gern praktiziert, scheint für die eigene Person ein Unding. Niemand soll an ihr herummäkeln. Man muss sie loben, bewundern, verehren. Idealisieren. Sie schluckt die plumpsten

Schmeicheleien. Ohne jemals nach dem Wahrheitsgehalt zu fragen. Man kann nicht genug übertreiben. Iris braucht Quantität. Qualität spielt keine Rolle. Selbstverliebtheit macht blind. Besonders Iris, die noch nie ein Auge besaß. Für ihre Umwelt. Außer dem wenigen, das sie sich zwangsläufig antrainieren musste. Beschränkte Wahrnehmung. Kein Urteilsvermögen. An dem orientiert, was allgemein als richtig gilt. Jedes Risiko von vornherein ausschließend. Das Risiko, dass die eigene Meinung nicht konform ist mit dem, was erwartet wird. Die Gefahr, in Ungnade zu fallen.

Iris kennt keine ketzerischen Gedanken. Man könnte jederzeit ihre Telefonate belauschen, ihre Briefe und Mails lesen, ja sogar ihren Schädel öffnen, um die Gedanken herauszupräparieren, ohne auf die geringste Abweichung von der öffentlichen, politisch korrekten Meinung zu stoßen. So viel Anpassung müsste eigentlich Verdacht erregen. Aber lassen wir das. Julia beschäftigt sich nicht mit dem, was die Tante denkt. Sie bewundert sie. Ganz ohne Hintergedanken. Allerdings bekommt die Begeisterung mit zunehmendem Alter deutliche Risse. Die sich allmählich zu einem Craquelé verdichten. Doch davon später.

In der Zwischenzeit macht Julia eine interessante Entdeckung. In der ziemlich angestaubten Taschenbuchausgabe von „Vom Winde verweht" findet sie eine Fotografie, die vermutlich einst als Lesezeichen diente und vergessen wurde. Ein Gruppenbild. Wanderer vor einem Berggasthof. Ringsum Wald, darüber felsige Gipfel. Das Haus solide gemauert. Keine Holzhütte. Bruchsteinmauerwerk. Ein umlaufender Holzbalkon. Mit obligatorischen Geranien und Fensterläden. Über dem Eingang ein riesiges Geweih. Auf der Tür mit Kreide: „C + M + B". Die Jahreszahl darunter verwischt. Leider. Sonnenterrasse mit Tischen und Bänken. Ein Zipfel Wiese. Grasende Rinder. Postkartenidyll aus den fünfziger Jahren. Schwarzweiß. Mit unregelmäßig gezacktem weißen Rand. Aufgenommen irgendwo in den österreichischen Alpen. Ein Ausflug in die Berge. Vielleicht weilte man zur Sommerfrische dort. Das Drumherum nimmt Julia kaum zur Kenntnis. Es sind die Personen, die ihre Aufmerksamkeit

fesseln. Fünfzehn oder zwanzig Menschen unterschiedlichen Alters. Erwachsene und Kinder. Die meisten kennt Julia nicht. Bis auf die Großeltern mit den drei Töchtern.

Iris dürfte höchstens vier oder fünf Jahre alt sein. Die erste Bergtour? Sie macht einen erschöpften Eindruck. Diana steht selbstbewusst neben dem Vater, dem sie bereits bis zur Schulter reicht. Groß für ihr Alter. Sie klammert sich an seinen Arm. Er gehört mir, soll das bedeuten. Iris lehnt mit dem Rücken an den Knien der Mutter, die von hinten ihre Schultern umfasst. Leicht über sie gebeugt, als ob sie gerade mit ihr spräche. Clarissa, zwischen den Eltern, schaut unbeteiligt. Der Blick fixiert, über den imaginären Fotografen hinweg, einen Punkt in der Ferne. Julia ist hingerissen – das erste Kinderbild der Mutter. Bei Riedingers wurde nicht fotografiert. Keine prallen Alben wie bei den italienischen Großeltern. Die jede noch so kleine Veränderung des Sohnes dokumentieren mussten. Lückenlos. Von der Taufe an. In Wien gibt es allenfalls ein paar Vergrößerungen in einem Umschlag. Aus dem Fotostudio. Erster Schultag mit Schiefertafel. Erstkommunion. Mehr nicht. Kein Abschlussball. Kein Gruppenbild nach bestandener Matura. Bei Clarissa nicht anders zu erwarten. Doch die beiden anderen? Existieren keine Fotos oder wurden sie entfernt? Gar vernichtet? Einzig das Gruppenbild überlebt unbeschadet in seinem Versteck.

Die Kostümierung mutet wahrhaft exotisch an. Man trägt Tracht. Dirndl mit Schnürmieder, Puffärmelbluse, Schürze. Dazu weiße Kniestrümpfe, derbe flache braune Schnürschuhe. Kleine Rücksäcke aus grünem Segeltuch. Und die Frisuren! Brav geflochtene Zöpfe links und rechts. Bei Iris sind sie ganz kurz. Diana kann sie aufstecken. Wie ein Diadem werden sie um den Kopf drapiert. Männer und Knaben stecken in kurzen Lederhosen und Lodenjankern. Julia kennt das nur aus Heimatfilmen. Unvorstellbar, dass man sich tatsächlich so kleidete. Im wirklichen Leben. Sie sollte ihre Mutter fragen. Die im Dirndl zur Schule ging. Tag für Tag. Die schicken Mädchen trugen frische blauweiße Matrosenkleider. Das erklärt Dianas lebenslange Abneigung gegen jede Art von Trachten-, Landhaus-, Folkloremode.

Und gegen Zöpfe. Irgendwann war genug Taschengeld angespart für den Friseurbesuch. Sie ließ die Haare ganz kurz schneiden. Einen Bubikopf, wie man das damals nannte. Obwohl die Mutter so stolz auf den dicken blonden Zopf ihrer Ältesten war. Sie weinte fast, als sie die abgeschnittenen Haare sah. Für Diana war es die Befreiung. Fortan zog sie kein Dirndl mehr an. Weder in der Schule noch zu Hause. Die Mutter – lenkte ein. Der Anfang vom Ende. Denn die Jüngeren taten es Diana nach. Sogar die brave Iris zeigte sich vom Virus der Insubordination infiziert. Obgleich sie im Grunde nichts gegen Trachtenmode hat. Sie wollte einfach nicht mehr die abgelegten Kleider der anderen auftragen. Etwas für sich. Egal, ob Tracht oder nicht. Hauptsache neu. Auf keinen Fall Second Hand. Oder Vintage, wie man neuerdings sagt. Nie zieht sie ein Stück aus ihrem Archiv an. Mögen sich noch so ausgefallene Kreationen darunter finden.

Julia spricht die Mutter nicht auf das Foto an. Sie wird die Oma in Wien fragen. Die erinnert sich gewiss. Obgleich sie in letzter Zeit etwas vergesslich wird. Die Wohnung, in früheren Tagen als eng empfunden, scheint nach dem Auszug der Töchter und dem Tod des Gatten viel zu geräumig. Wie soll man das alles bewältigen? Die Zimmer der Mädchen dienen als Gästezimmer. Sie werden weder gelüftet noch beheizt. Die Bettlaken fühlen sich klamm an, es riecht modrig. Therese Riedinger lebt im einzig warmen Raum. In der Wohnküche. Dort schläft sie auf dem Sofa. Selbstverständlich könnte sie die gesamte Wohnung beheizen. Der Altbau verfügt zwar über keine moderne Zentral- oder Etagenheizung. Aber in jedem Raum steht ein elektrischer Nachtspeicherofen. Der nur eingeschaltet wird, wenn Diana Julia vorbeibringt und übernachten muss. Sie scheut die Konfrontation mit der Vergangenheit, ginge lieber in ein Hotel. Vollkommen ausgeschlossen, die Mutter vor den Kopf zu stoßen. So verbringt sie eine schlaflose Nacht. Nicht in ihrem alten Mädchenzimmer, sondern in dem der Schwestern. Dort befinden sich zwei Betten und man braucht nur ein Zimmer zu beheizen. Etwas absonderlich, dieser Altersgeiz. Nicht nachvollziehbar, denn die Witwenrente erlaubt durchaus mehr als das Beheizen der Wohnung. Jedoch, gute Ratschläge verhallen ungehört.

Dianas Versuche, die Mutter zum Umzug in eine kleine, modern ausgestattete Wohnung zu bewegen, eine spezielle Wohnanlage für Senioren vielleicht, lösen einen Strom der Entrüstung aus. Von Abschieben ins Heim ist die Rede. Von Entmündigung. Vollkommen aus der Luft gegriffene Anschuldigungen. Der Bitte, dann wenigstens die ganze Wohnung zu heizen, um Schäden an Bausubstanz und Mobiliar zu verhindern, Schimmelbefall oder Ähnliches, wird ebenso wenig entsprochen. Diana schweigt fortan. Sie vermeidet nach Möglichkeit, die Tochter nach Wien zu schicken. Mag es ihr noch so gegen den Strich gehen – Luigis Eltern sind die bessere Alternative. Nur Julia sträubt sich. Sie wohnt gern bei der Großmutter in Wien. Kann nicht verstehen, warum sie neuerdings ständig nach Padua muss. Womit das Problem als solches nicht aus der Welt geschafft ist. Diana spricht mit Luigi. Der sich nicht zuständig fühlt und empfiehlt, die Schwestern zu kontaktieren. Was Diana von einem Monat zum nächsten hinauszögert. Keine Zeit!

Und schließlich – Clarissa und Iris könnten sich selbst um die Mutter kümmern. Die beiden lassen sich nie Wien blicken. Erwarten, dass Diana als Älteste alles regelt. Schlimmer, sie erwarten nichts. Ihnen fehlt das Problembewusstsein. Sie machen sich keine Vorstellung davon, wie die Mutter haust. Wie schrullig sie sich seit einiger Zeit aufführt. Die beiden machen sich nicht einmal mehr die Mühe, ab und an einen Brief zu schreiben. Oder eine Postkarte. Ein kurzer Anruf – Weihnachten, Ostern, Geburtstag – mehr nicht. Ziemlich bequem. Man müsste Iris fragen, wann sie zum letzten Mal in Wien war. Ach so, kürzlich, beim Opernball. Aber nur ganz kurz. Man logierte eine Nacht im Hotel, fuhr am nächsten Morgen nach München zurück. Nein, die Mutter wusste von nichts. Sie hätte es nicht verstanden. „Du weißt doch, wie schnell sie beleidigt ist!“ Man kann es sich einfach machen. Weil Diana die Antwort der Schwester von vornherein kennt, scheut sie die sinnlose Unterredung. Iris versteht es, Argumente beiseite zu wischen, ohne sie zur Kenntnis nehmen. „Ich weiß gar nicht, was du hast. Sie macht doch einen munteren Eindruck. Wenn sie selbst mit der Situation zufrieden ist, warum sollten wir eingreifen?“ Typisch Iris. Denkt nur an sich. So war sie schon immer.

Aber der Liebling der Mutter. Der heimlich etwas zugesteckt wurde. Vom Haushaltsgeld gespart. Dafür gibt es häufiger Griesbrei. Für die Kinder. Keine schöne Erinnerung. Die man besser verdrängt. Diana vergötterte den Vater. Und hasste die Mutter, die ihr unkleidsame Dirndl und altbackene Frisuren aufzwang. Die sie für die Missetaten der kleinen Schwestern zur Rechenschaft zog. – „Als Älteste musst du vernünftiger sein!“ – Die diesen Fratz von Iris verhätschelte, die so angepasst und brav war und der Mutter nach dem Munde redete. Die den Vater überhaupt nicht zu schätzen wusste, sondern ständig nörgelte. Die ihm das Leben zur Hölle machte, ihn in den frühen Tod trieb. Der erste Schlaganfall kurz vor Dianas Hochzeit. Der letzte drei Jahre später.

Eine traurige Feier. Diana wäre lieber nach Wien gefahren. Doch alles war arrangiert. Man durfte keine Zeit verlieren. Bevor die Schwangerschaft sichtbar wurde. Sie hätte sich um den Vater kümmern mögen und fühlte sich maßlos überfordert mit Kleinkind, Karriere, Ehe. Sieben Jahre hatte sie mit Luigi zusammen gelebt, ohne zusammen zu leben. Niemand durfte es wissen. Am wenigsten seine Eltern. Denen sie bei öffentlichen Anlässen als „Kollegin“ vorgestellt wurde. Diana behielt die eigene kleine Wohnung. Obgleich sie die meiste Zeit bei Luigi verbrachte. Sogar bei gemeinsamen Konzertreisen buchte man getrennte Zimmer. Schlich des Nachts heimlich zueinander. Selbst gute Bekannte hielten die beiden lediglich für Freunde. Keiner wusste Bescheid. Diana hätte sich etwas mehr Verbindlichkeit gewünscht. Nicht, weil sie sich seiner unsicher fühlte. Sie wusste, dass er sich im Innern zu ihr bekannte. Öffentlich traute er sich nicht. Die Wünsche der Eltern. Denen er nicht folgen mochte, die er aber ebenso wenig ignorieren konnte. Das Kind veränderte die Situation. Es kränkte Diana, dass er nun die Energie aufbrachte, seinen Eltern entgegenzutreten. Sie erhielt, was sie wollte, ohne glücklich darüber zu sein. Sie hatte es um ihrer selbst willen gewollt, nicht erzwungen durch eine dritte Macht. Sie wollte nicht geheiratet werden, weil sie schwanger war. Fühlte sich weit unter ihrem Wert gehandelt. Sie hatte die Schwangerschaft nicht provoziert, um ihn auf die Probe zu stellen. Im Gegenteil, das Ereignis kam denkbar ungelegen. Keine Frage,

wie man damit umgehen würde. Nur Luigi verhielt sich nicht wie erwartet. Seine Reaktion war nicht vorherzusehen, seine plötzliche Aktivität atypisch. Unverzüglich wurde sie den Eltern als Braut präsentiert. Mit Hochzeitstermin. Die Ereignisse überschlugen sich. Als Diana es endlich schaffte, Luft zu holen und nachzudenken, war alles arrangiert. Erst später erfasste sie – eher Ahnung denn Wissen – den Ursprung jener Verstimmung, welche die gesamte Zeremonie begleitete. Die Kränkung, dass Luigis öffentliches Bekenntnis sich einem Zufall verdankte. Einem Geschehen außerhalb ihrer Person. Denn sie betrachtete diesen Embryo als Fremdkörper. Als etwas, das nichts mit ihr selbst oder mit Luigi zu tun hatte. Als Störfaktor. Etwas war zerstört worden. Am schönen Spiel zu zweit nahm nun ein Dritter teil. Den keiner wollte.

Denn Luigi verlor jedes Interesse an dem Kind. Als er feststellte, dass es kein Sohn war, sondern eine Tochter. Er war sich seiner Sache sicher. Claudio sollte er heißen. Und Giosuè, nach dem berühmten Komponisten, Luigis Lehrer am Konservatorium. Und Alessandro wie der künftige Großvater. Claudio Giosuè Alessandro Lamberti – klingt bedeutend. Die Auswahl des weiblichen Vornamens überließ er seiner Gattin. Die vor der Geburt keinen Gedanken daran verschwendete. Immerhin, das Kind nach der eigenen Mutter Therese oder gar Giovanna wie die Schwiegermutter zu taufen, lehnte sie ab. Auf Julia stieß sie zufällig. Irgendwo. Vielleicht war der Name in Mode. Außerdem ist er im Italienischen wie im Deutschen geläufig. Julia beziehungsweise Giulia Lamberti also. Das genügt.

Ausdrücklich kein zweiter Vornamen. Luigi widersprach nicht. Kein Claudio Giosuè Alessandro. Auch nicht in Zukunft. Nur diese Tochter, mit der er nichts gemein hat. Außer, dass er ihr leiblicher Vater ist. Die er sich am liebsten vom Leib hält. Buchstäblich. Er berührt sie nicht. Weder als Säugling noch später. Bleibt auf Distanz. Was Diana ebenfalls möchte, aber nicht kann. Irgendjemand muss sich um das Wesen kümmern. Das nicht einmal häufig schreit, sondern sich meist lieb und ruhig zeigt. Zufrieden, wenn es satt ist. Wenn es unruhig wird, füttert man es. Gegen den Rat des Kinderarztes, der

es für zu dick hält. Neumodische Theorien. Für Diana, die sozusagen 24 Stunden am Tag auf Diät lebt, bedeutet Nahrung immerhin eine Art von Zuwendung. Die einzige, die sie der Tochter angedeihen lässt. So wird aus dem dicken Baby ein dickes Kind. Schließlich eine dicke Heranwachsende. Als dick bezeichnet Diana die Tochter, die lediglich etwas zu rundlich für den Zeitgeschmack ist. Diana fühlt sich in ihrem Selbstwertgefühl gestärkt, wenn sie, nach rigorosem Fasten sichtbar verschlankt, neben einer Tochter steht, die nicht in die Kleider der Mutter passt. Wobei Diana gleichfalls nicht immer hineinpasst. Denn ganz so diszipliniert, wie sie vorgibt, ist nicht einmal Diana. Phasen der Frustration, ausbleibende Engagements, Fressattacken. Wenn Luigi irgendwo dirigiert. Und sie beim Kind bleiben muss. Wenn sie gemeinsam auftreten, ist es fast wie früher. Ohne Kind.

Keiner macht sich Gedanken, was aus dem Mädchen werden soll. Das sich für keine musikalische Laufbahn eignet. Die nächste Enttäuschung. Sah man sie doch bereits als Operndiva oder Konzertpianistin. Welche Kränkung für musikalisch hoch begabte Eltern. Ein Kind, das vollständig versagt. Das nichts vom dem einlöst, was man erwartet. Stillschweigend. Denn selbstverständlich spricht man nicht darüber. Was den Druck nicht abbaut, sondern verstärkt. Julia bleibt nicht verborgen, dass sie die Erwartungen der Eltern nicht erfüllt. Obwohl sie sich Mühe gibt. Sie möchte nur zu gern schön singen oder virtuos Klavier spielen. Doch wenn jemand zuhört, kippt die Stimme, sie trifft nicht den rechten Ton, ihre Finger verheddern sich, greifen daneben. Keine Bühnenlaufbahn. Musikwissenschaft vielleicht? Die Möglichkeit wird erst gar nicht erwogen. Julia wurde geprüft und für unmusikalisch befunden. Soll sie Abitur machen und studieren, was sie will. Oder auch nicht. Für die Eltern ist sie fortan ein Wesen ohne Eigenschaften. Eine Art Amöbe, die frisst und sich teilt und so fort. Man hält es nicht für möglich, dass in Julias Kopf etwas vorgehen könnte. Man ermuntert sie nicht. Man tadelt sie nicht. Man fragt nicht nach ihren Vorstellungen. Sie ist nahezu inexistent. Als geistiges Wesen. Rein leiblich schon. Man gibt ihr, was sie braucht. Weitaus mehr als das. Allein, Erziehung findet nicht statt.

Julia wächst nebenbei auf. Spricht fließend Italienisch und Deutsch. Alltagssprache. Kein elaborierter Code. Sie liest wahllos Romane. Meist italienische. Oder Übersetzungen ins Italienische. Hört Oper. Italienische. Insgesamt jedoch bleibt ihr die italienische Kultur so fremd wie die österreichisch-deutsche. Zumindest zeigt ihr die Großmutter ein paar Sehenswürdigkeiten. Das Kunsthistorische Museum und Schönbrunn. Ringstraße, Hofburg und den Stephansdom. Ist Julia überhaupt getauft? Bei diesen agnostischen Eltern? Gewiss doch. Im katholischen Italien eine Selbstverständlichkeit. Trotz Kommunion und Firmung weiß sie rein gar nichts über ihre Religion. Die Großmutter versteht die Welt nicht mehr. Kein Glaubensbekenntnis, kein Rosenkranz, keine Kreuzwegstationen. Früher musste man das alles auswendig wissen. Wie sich die Zeiten ändern! Zur sonntäglichen Messe, zur Beichte mindestens zweimal im Jahr, Ostern und Weihnachten, geht man wohl auch nicht mehr? Dabei gibt es gerade in Rom Hunderte von Kirchen.

Julia sucht sie selten auf. Sie sind ihr unheimlich. Sie fürchtet sich vor den juwelenbesetzten Gerippen in den Glassärgen. Auf den Altären der Seitenkapellen. Nicht am Hochaltar. Die Gebeine irgendwelcher Heiligen. Wie gruselig. Für die Älteren ein vertrauter Anblick. Sie wurden als Kinder bei der Vorbereitung auf die erste heilige Kommunion mit Märtyrerlegenden gequält. Von zarten Jungefrauen, die sich selbst allerhand Qualen zufügen, um wie ihr Herr Jesus zu leiden. Clarissa nahm sich das so zu Herzen, dass sie weinend nach Hause kam. Nicht, um es den heiligen Jungfrauen gleichzutun, sondern weil sie keine Märtyrerin werden wollte. Weil sie derartige Selbstquälerei als abartig und sinnlos empfand. Erinnert sich die Großmutter. Ja, wenn man dem Kind wenigsten einen anständigen katholischen Namen gegeben hätte. Mit dazugehöriger Schutzpatronin. Wie man weiß, heißen die eigenen Töchter Diana, Clarissa und Iris. Nicht eben katholische Namen, die Joseph Riedinger aussuchte. Seine Gattin hätte sie Therese, Anna oder Maria genannt. Oder, ganz modisch, Helga, Erika, Anita, Sonja, Manuela oder Marion. Sie setzte sich nicht durch. Zurück zu Julia, denn in einem Punkt irrt die Großmutter. Zwar findet man keine heilige Julia, wohl

aber eine heilige Juliana von Lüttich, eine Augustinerchorfrau, auf deren Vision die Einführung des Fronleichnamfestes im Jahre 1264 zurückgeht. Sowie eine weitere heilige Juliana, die es sogar mit dem Antichrist aufnahm. Mit Buch und Märtyrerkrone, den Teufel als Bittsteller zu ihren Füßen ist sie im Chorgestühl von Sankt Stephan dargestellt. Keiner macht Julia darauf aufmerksam.

Vielleicht fände sie Gefallen daran. An der Kunst, an der Geschichte. Vorausgesetzt, sie hätte einen Lehrer. Jemanden, der ihr die Dinge nahe bringt. Wo eigener Antrieb fehlt. Von sich aus wagt sie sich nicht an Neues. Doch wenn da einer wäre, der sie an der Hand nähme, alles erklärte? Die Hintergründe, die Zusammenhänge. Wer könnte sie lehren zu denken? Die Großmutter schwerlich. Die bringt ihr allenfalls das Kochen bei. Was sie bei den eigenen Töchtern nicht zustande brachte. Mochte man sie noch so zur Küchenarbeit anhalten, sie drückten sich, wo sie nur konnten. Alle drei. Nicht weiter verwunderlich – ihnen wurden ausschließlich langweilige, anstrengende, untergeordnete Aufgaben zugewiesen. Sahne oder Eischnee schlagen mithilfe eines mechanischen Quirls. Nach zehn Minuten spürte man Hände und Unterarme nicht mehr. Die nicht enden wollende Fron des Entsteinens von Kirschen oder Zwetschgen. Erbsen aus der Schale pulen. Bohnen schnibbeln. Erdäpfel schälen. Schlimmer noch, die heißen pellen. Dienstbotengänge aller Art. „Hol mal eben dies! Hol mal eben das!“

Hinterher – Geschirr abtrocknen. Da verliert man den Spaß an der Sache. Dabei hätten sich die drei manches abschauen können. Therese Riedinger kochte nach damaligen Maßstäben gut. Traditionell. Der ganze Cross-over-Schnickschnack kommt erst allmählich auf. Sie wird sich dem zeit ihres Lebens verweigern. Zum Gespött der Töchter. Die zwar selbst unfähig sind, etwas Genießbares zuzubereiten, sich jedoch äußerst beschlagen zeigen, was gängige Strömungen anbelangt. Rein theoretisch. Was in den Trendlokalen gerade aufgetischt wird. Garniert mit neuesten Erkenntnissen auf dem Gebiet der Ökotrophologie. Ausschließlich Rohkost. Trennkost – entweder Karbohydrate oder Proteine. Unter keinen Umständen den

Dickmacher Fett. Proteine mit wenig Karbohydraten ohne Fett. Im Gegenteil, viel Fett und bloß keine Karbohydrate. Metabolic Balance. Obst und Gemüse. Fruchtsäure führt zu Übersäuerung. Basen-Säuren-Gleichgewicht. Nahrungsmittelintoleranzen. Laktose, Gluten. Veganer Verzicht auf quasi alles führt zu Mangelerscheinungen. Schwer sich zurechtzufinden. Das heute Angepriesene wird morgen verworfen.

Auf der Suche nach der idealen Diät hat sich Diana zur Expertin gemausert. Sie informiert sich laufend, kennt die aktuellen Tendenzen. Sie hat alles probiert und nichts entdeckt, was seine Versprechungen eingelöst hätte. Es gibt kein Allheilmittel. Die guten böhmischen Mehlspeisen schlagen unter Umständen weniger an als manche obskure Diät. Im Gegensatz zu jener machen sie darüber hinaus satt und glücklich. Diana denkt immer nur an das Eine. Ans Essen. Eine wahre Obsession. Wenn man von Natur aus schlank ist wie Luigi, kann man sich leicht darüber lustig machen. Der kann Unmengen vertilgen, ohne zuzunehmen. Und tut es schamloserweise.

Zusehen zu müssen, wie andere genießen, und selbst an einem sauren Apfel zu kauen, diese Qual übertrifft jedes Martyrium. Und neuerdings die Tochter, die in der Küche verbotene Speisen herstellt. Es duftet nach warmen Äpfeln, Zimt, Vanille, Rosinen in Rum. Apfelstrudl mit Vanillesauce. Diana verliert den Kampf gegen die eigenen Gelüste. Nur ein kleines, ein ganz winziges Stück zum Probieren. Dann noch ein bisschen. Die Stücke werden immer größer. Bis der Strudl vertilgt ist. Kein Blätterteigkrümel bleibt übrig. Kein Tropfen Vanillesauce.

Irgendwie muss sich Julia beschäftigen. In ihrer Erwachsenenwelt. Ohne Kontakt zu Gleichaltrigen. Nicht einmal ein Haustier ist erlaubt. Ein Goldhamster oder ein Wellensittich. Die aufgrund artfremder Haltung bald vor Gram das Zeitliche segnen. Oder ein Hund. Die Eltern lehnen strikt ab. Sie haben keine Beziehung zu Tieren. Finden sie unhygienisch und unpraktisch. Julias Tierliebe nehmen sie nicht ernst. Eine Phase, die alle Mädchen in Julias Alter durchmachen. Das

legt sich. So läuft es immer ab. Wenn Julia, selten genug, die Initiative ergreift, ihre Wünsche äußert, stößt sie auf Unverständnis. Ihr bleibt nur Verweigerung. Zunächst die Schule. Mit sechzehn kann sie keiner dazu zwingen. Also kein Abitur, kein Studium? Die Eltern horchen auf. Was dann? Eine praktische Ausbildung? Kein Interesse. Sie kann doch nicht einfach nichts tun? Internat? Sprachenschule? Dolmetscherinstitut? Julia will nicht. Die Eltern fühlen sich genervt, da mit anderen Dingen beschäftigt. Wie immer. Also lässt man die Dinge zunächst auf sich beruhen. Julia verbringt ihre Tage im Haus. Für die Eltern ein stummer Vorwurf. Man müsste sich um das Kind kümmern. Kein angenehmes Gefühl. Räumliche Trennung könnte das Problem lösen. Allein, wohin mit Julia? Zur Großmutter nach Wien, die immer absonderlicher wird? Nach Padua, wo Luigis Mutter mit ihrem betagten Gatten und dessen Krankheiten vollkommen ausgelastet ist? Da alle Mittel versagen, begibt man sich auf Konzertreise. Ohne Julia. Die, befreit von der Schulpflicht durchaus mitfahren könnte. Nein, Julia hütet das Haus. Eine befriedigende Zwischenlösung. Distanz schaffen. Man wird sehen.

Oder auch nicht. Nach der Rückkehr muss vieles erledigt werden. In der Zeit der Abwesenheit Aufgelaufenes. Außerdem kündigt sich Besuch an. Der Kunsthistoriker Guido Guisoni, ein Freund Luigis aus Studententagen. Frisch vermählt. Seine Angetraute, eine junge Ungarin, gewiss ein Vierteljahrhundert jünger, mit dickem Zopf und kräftigen Waden in gemusterten Strümpfen, spricht kein Wort Italienisch. Wer hätte gedacht, dass der alte Junggeselle, der in Venedig bei seiner Mutter lebt, sich doch noch entschließt? Luigi gewiss nicht. Er wüsste gern, wie sich die beiden kennen lernten. Doch Guido schweigt. In ihn zu dringen verbietet der Takt. Die Zeiten freundschaftlicher Vertrautheit liegen lange zurück. In den letzten Jahren beschränkte sich der Kontakt auf Weihnachtsgrüße. Jetzt macht Guido die „Grand Tout“ bei allen mehr oder weniger Bekannten, um voll Stolz die junge Gattin zu präsentieren. Man spricht – ausnahmsweise nicht über Musik. Sondern über Kunst. Für Julia ungewohnt. Faszinierend. Guidos Enthusiasmus wirkt ansteckend. Warum nicht Kunstgeschichte studieren? Dazu braucht

sie Abitur. Zunächst eine Ausbildung zur Restauratorin, wirft Guido in die Debatte. Auf diese Weise erwirbt sie solides Grundwissen über künstlerische Techniken und Malmaterial. Hält sich alle Optionen offen. Sie kann das Abitur nachholen und später studieren. Kunsthistoriker mit praktischen Kenntnissen sind gefragt. Die Kombination von Theorie und Praxis findet sich selten. In leuchtenden Farben schildert Guido die Arbeitswelt eines Restaurators. Der bevorzugt in Schlössern und Palästen seiner detektivischen Tätigkeit nachgeht. Um auf unentdeckte Schätze zu stoßen. Unter einem bedeutungslosen Gemälde des 17. Jahrhunderts entdeckt man so nebenbei ein längst verloren geglaubtes Hauptwerk von Tizian.

Julia lauscht gebannt. Was für ein Abenteuer! Sie will Restauratorin werden. Und Guido, ganz Mann der Tat, stellt gleich den Kontakt her. Zu einem bekannten Restaurator. Julia darf sofort anfangen. Zur Probe zunächst. Die Eltern sind entlastet. Sie können sich wenig darunter vorstellen. Hauptsache, die Tochter packt irgendetwas an. Wenn es ihr gefällt, umso besser. Selten genug, dass sie sich für etwas begeistert. Angeregt durch Guidos Prophezeiungen sieht man Julia bereits als diplomierte Restauratorin und promovierte Kunsthistorikerin mit eigener großer Werkstatt nebst zahlreichen Angestellten. Für die weniger angenehmen Tätigkeiten. Während Julia als ausgewiesene Expertin die Welt bereist. Vorträge hält. Bücher schreibt. Interviews gibt. Als Honorarprofessorin an der Universität lehrt. Alles ist möglich, glaubt man Guidos Visionen. Welch rosige Zukunftsperspektive!

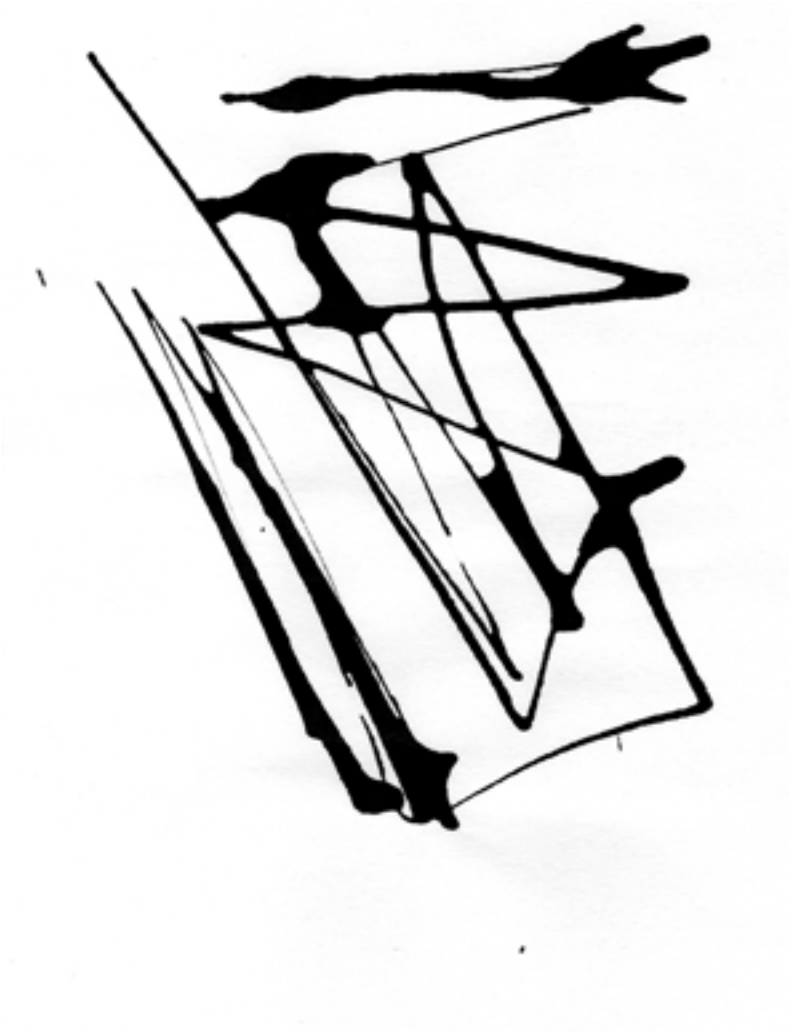
Es kommt anders. Julia verliebt sich. In einen Kollegen, den sie am ersten Arbeitstag kennen lernt. Seine Ausbildung ist beendet. Er verlässt Rom. Um sich zu spezialisieren. Am Doerner Institut in München. Ein kleiner Umtrunk zum Abschied. Ein wenig Smalltalk. Mehr nicht. Man weiß wenig über ihn. Nicht einmal die Kollegen, mit denen er einige Jahre arbeitete. Was Guido so verlockend ausmalte, löst der Alltag nicht ein. Vielmehr – frühes Aufstehen, körperliche Anstrengung. Arbeit auf wackligen Gerüsten, in Staub und Schmutz. Nie enden wollendes Ablösen alter Firnissschichten

von öden Hintergrundflächen. Wenn es spannend wird, übernehmen Kollegen vom dritten Lehrjahr. Oder der Meister selbst. Falls es sich um bedeutende Künstler handelt. Was selten der Fall ist. Überwiegend hat man es mit Schrott zu tun. Wie Julia, die das gar nicht beurteilen kann, altklug anmerkt. Enttäuschung auf der ganzen Linie. Sie gewinnt der Arbeit nichts Positives ab. Weil sie in Gedanken anderswo weilt. Selbst bei anspruchsvollen Aufgaben, zu denen sie handwerklich gar nicht befähigt wäre, empfände sie denselben Überdruss. Die Begegnung mit jenem im Übrigen völlig unbedeutenden jungen Mann bewirkt eine Entladung, die lang verborgene Empfindungen frei setzt. Die Früchte wahlloser exzessiver Lektüre verdichten sich zu Julias eigenem Roman. Die intensiven Gefühle, die sie imaginiert, überträgt sie auf den Jüngling.

Gewiss verzehrt er sich nach ihr. Ohne die geringste Aussicht, mit ihr in Kontakt zu treten. Er kennt nicht einmal ihren Namen. Wie glücklich müsste er sein, sie wieder zu finden. Jedoch, wäre es nicht leicht, Julias Namen und Telefonnummer zu eruieren? Wenn ihm so viel an ihr liegt? Gewiss ist er zu schüchtern. Oder fürchtet Zurückweisung? Würde Julia entgegnen. Die unter nahezu vollständiger Ausblendung jeglicher Realität nur noch ein Ziel kennt. Den Geliebten in München wieder zu finden. Lebt nicht die Patentante dort? Julia geht geschickt vor. Sie entwickelt ungeahnte Fähigkeiten. Kein Wort von Frustration. Nur vorsichtiges Anklingenlassen, dass der Ausbildungsplatz den eigenen hohen Ansprüchen nicht genügt. Das Doerner Institut als lohnende Zukunftsperspektive. Natürlich erst nach Abschluss der Ausbildung. Doch wäre es unter Umständen nicht sinnvoll, die Lehre gleich vor Ort zu absolvieren? Dem kann man nur entgegenhalten, dass solche Pläne das Einverständnis der künftigen Gasteltern voraussetzen. Was man eher skeptisch beurteilt. Wie sollte man ahnen, dass man bei Iris offene Türen einrennt. Und Thomas hat sowieso nichts zu sagen.

Zur vorsichtigen Sondierung der Lage lädt man beide ein. Um nach drei Tagen Goodwill mit üppigem kulturellem und kulinarischem Programm endlich mit der Sprache herauszurücken. Ein wenig

verbrämt, eher vage. Zukunftschancen, die nur München böte einerseits, häufige Absenz der Eltern ebenfalls irgendwie. Dazu Julia, die ihrerseits urplötzlich eine tiefe Neigung zur deutschen Sprache entdeckt. Schließlich Iris, deren erwartete Wenns und Abers ausbleiben. Die einfach und ohne Umschweife ja sagt. Thomas wird überrumpelt. Besser hätte es sich nicht entwickeln können. Eine Ansicht, die alle vertreten. Mit Ausnahme von Thomas.



Ein Mann und zwei Frauen

Julia erweist sich als nicht so störend wie erwartet. Thomas bekommt sie selten zu Gesicht. Iris beansprucht sie für sich. Der Gästetrakt ist wohnlich umgestaltet. Gelegenheit für Iris, sich dort ein weiteres Refugium zu schaffen. „Wir Mädels müssen zusammenhalten!“ Sie trägt Julia als neues Accessoire, das sie mit Besitzerstolz präsentiert. Das Kind soll sich zunächst akklimatisieren. Bevor man schwerwiegende Dinge angeht wie Ausbildung. Warum eigentlich überhaupt? Es ist gut so, wie es ist. Iris fühlt sich – fast könnte man sagen – glücklich. Endlich ein Geschöpf nach ihren Vorstellungen. Thomas hat sich ihrem Willen verweigert, Julia hängt an ihren Lippen. Bereit, jedem Wunsch der Tante zu entsprechen.

Für Julia eine neue Erfahrung, im Mittelpunkt zu stehen. Plötzliches Objekt von Interesse und Zuwendung. Nicht länger störende Dritte. Nicht mehr dummes Ding, sondern ernst genommen. Gleichberechtigt in geheimer Komplizenschaft gegen das Andere. Den Mann. Thomas. Und Iris, die am liebsten regredierte zur fünfjährigen Geburtstagsprinzessin in Rosa. Ganz Krönchen und Tüll und Flitter. Um das nachzuholen, was ihr die Kindheit versagt hat. Leider ist Julia jenem Stadium längst entwachsen. In ihrem Alter kränkt das. Die rosa Prinzessin liegt längst hinter ihr. Sie will in die Welt der Erwachsenen. Das Leben kosten. Was immer sich dahinter verbirgt. Was immer sie sich zusammenreimt. Ein riesiger Honigtopf zum Naschen. Das verhindert die Zahnspange, die Iris ihr verordnet. Nicht nur das. Julia soll abnehmen. Keine Süßigkeiten. Stattdessen Rohkost. Der gute Wille ist da. Die Umsetzung birgt Probleme. Kein Leidensdruck fördert das Unternehmen. Julia fühlt sich wohl in ihrer Haut. Ein paar Pfunde zu viel, ein schiefer Schneidezahn? Kein Grund, sich aufzuregen. Jedoch wenig förderlich für den Zusammenhalt der Girl-Group. Fehlende Unterwerfung wird bestraft. Iris fährt allein nach Köln. Sie weiß nicht, dass Julia gern zu Hause bleibt. Bei Thomas. Froh, wenn Iris endlich im Flieger sitzt. Dieses Getue wegen einer banalen Talk-Show. Thema: Schönheit. Etwas vage. Neben der renommierten Mode-Expertin Iris treten auf: die Inhaberin

einer Model-Agentur, ein Kommunikationswissenschaftler, eine Kunstpädagogin, eine Feministin. Kein Grund zur Sorge. Keiner, der Iris die Show stiehlt. Den Kommunikationswissenschaftler wird sie an die Wand drücken. Nicht durch überzeugende Argumente, sondern via eines rasend unkontrollierten Wortschwalls. Bevor der versucht, den Mund aufzutun, einen Satz zu formulieren, hat Iris bereits ihr rhetorisches Feuerwerk gezündet. Die Agenturchefin grenzt man als hirnloses Ex-Model aus, die Feministin als reizloses Neutrum. Mit dem Moderator flirtet man selbstverständlich. Kopfzerbrechen bereitet die Kunstpädagogin. Von der Universität Bremen. Pädagogen wissen bekanntermaßen alles – besser. Iris wappnet sich. Sie rekapituliert: kleiner Unterschied, feiner Unterschied. Sich unterscheiden, anders sein, sich abheben, aber nicht zu sehr, um nicht aus der Norm zu fallen. Also kleiner Unterschied? Oder feiner? Egal.

Und dann Frau als Geschlechtswesen. Halbweltmode. Wie in der Operette. Bestens bekannt. „Heut' geh ich ins Maxim!" Und so weiter. Jede Frau eine Kokotte. Die zeigt, was sie hat. Viel Dekolleté. Hoch geschnürte Brüste sehen nach mehr aus. Ausladendes Gesäß. Viel Bein. Alles gerät durcheinander. Wildes, Barbarisches, Dekadentes. Aberglaube und Religion. Kult, Magie. Trophäe und Amulett. Simmel und Veblen und Mauss. Karl Marx. Warenfetischismus. Dazwischen der Mann. Seit der Französischen Revolution nur nützlich, nicht mehr schön. Die große Entsagung. – Doch dann kommt der Überraschungsgast: Ruth Linzer. Die Starköchin. Halb so alt wie Iris. Attraktiv. Nach gängigen Vorstellungen. Lange Haare. Großer Busen. Was hat die eigentlich in dieser Runde verloren? Alle sind hingerissen. So ein frischer Wind tut einfach gut. In ihrem belanglosen Gequatsche findet jeder das seine. Den unverstellten Blick, den feministischen Ansatz, die Praxis des Produzierens. Furchtbar. Um Iris kümmert sich keiner. Die kann sagen, was sie will. Man nimmt es nicht zur Kenntnis. Die reizende Ruth Linzer wird es weit bringen. In ein paar Jahren hat sie ihre eigene Koch-Show. Ganz im Trend. Aber ging es nicht um das Thema Schönheit? Und was sollte eine Köchin dazu beitragen? Wer wird denn so kleinlich sein? Ruth Linzer versteht es, sich in Szene zu setzen. Schönheit reklamiert sie

als Domäne des Weiblichen. Das ureigenste Gebiet der Frau. Wasser auf die Mühlen der Feministin. Iris kocht innerlich. Sie weiß es besser. „Ja, aber in der Renaissance kleideten sich die Männer weitaus prächtiger als …" – „Ach was, Renaissance. Das ist lang her. Wen interessiert das?" Unbeirrt führt Ruth Linzer aus, Kleidung will etwas sagen. Selbstverständlich, narrative Funktion. Hier befindet sich der Kommunikationswissenschaftler auf vertrautem Terrain. Ruth Linzer gibt ihm Gelegenheit, seine Kompetenz unter Beweis zu stellen. Er darf Rad schlagen wie ein Pfau. Nach zwei Minuten sinkt er erschöpft in seinen Sessel zurück. Zufrieden mit seiner Performance. Im Anschluss ein Duett mit der Agenturchefin. Diese, im früheren Leben Top-Model, hat ein blühendes Unternehmen aufgebaut. Mit dem Geld ihres Gatten, der das Ganze als Abschreibungsmodell betrachtet. Dieser Punkt wird geflissentlich übergangen. Agenturchefin und Köchin, beide Size 0, also klapperdürr, schwadronieren über die Wonnen kulinarischer Genüsse. Sie können sich nicht genug versichern, dass sie alles, wirklich alles essen, was ihnen schmeckt. In exorbitanten Mengen. Der Zuschauer gewinnt den Eindruck, beide Damen seien mit nichts anderem beschäftigt als mit Nahrungsaufnahme. Der Kommunikationswissenschaftler schweigt. Erschöpft von seinem verbalen Exzess. Es steht ihm als Mann sowieso nicht an, weibliches Essverhalten zu kommentieren. Schließlich weiß er, was sich gehört.

Die Feministin, ist sie überhaupt noch anwesend? Iris, ebenfalls dünn, könnte manches zum Thema beitragen. Allerdings das Falsche, denn sie isst nicht gern. Außerdem will man kein Terzett. Duett genügt. Sogar der Moderator hält sich zartfühlend im Hintergrund. „Ich esse auch alles, was mir schmeckt, und so viel, wie ich möchte, und bin trotzdem nicht so dürr. Glücklicherweise, denn das schadet bloß der Gesundheit. Ich fühle mich wohl, so wie ich bin. Ich muss mich nicht provozierend anziehen. Man kann in bequemen Sachen sehr wohl sexy sein. Ausstrahlung ist keine Frage des Aussehens. Es sind die inneren Werte, die zählen!" Schlusswort der Kunstpädagogin, das im Abspann untergeht. Später, im Hotel, fällt Iris ein, was sie unbedingt hätte anbringen sollen. Natürlich, warum man ausgerechnet zu diesem Thema keinen Modeschöpfer einlädt? Als einzigen Fachmann,

der – von Iris selbst einmal abgesehen – Substanzielles hätte beitragen können. Einen der Großen. Wie Gert Hartenberg. Wer weiß, vielleicht wollte man ja, bekam ihn nicht. Einem Gert Hartenberg ist das zu trivial. Andrerseits, publicitybesessen wie der nun einmal ist, lässt er keine Gelegenheit verstreichen, sich in den Medien zu präsentieren. Und sei sie noch so banal. Wie dem auch sei, Iris hätte es besser gemacht. Warum bietet man ihr keine eigene Sendung an? Die sie konzipiert, moderiert. Die Iris-Riedinger-Show zu aktuellen Themen der Mode. Ein paar Experten, aber die richtigen, ein bisschen Fashion-Gossip, Prominente. Eine spannende Mixtur. Handverlesen. Leider zeigen die Öffentlich-Rechtlichen kein Interesse. Schade. Gerade die Kulturkanäle müssten sich darum reißen. Also eher die Privaten? Iris hätte es lieber seriös. Im Hinblick auf ihre Hochschulkarriere. Die noch nicht abgeschrieben ist. Andrerseits? Vielleicht taugen die Privaten als Einstieg?

So ist sie, unsere Iris. Immer aktiv, vom Neuen fasziniert. Große Projekte. Nur die Ausführung lässt zu wünschen übrig. Vorbei die Zielstrebigkeit der Studentenzeit. Man wird älter. Existenzielle Sicherheit macht bequem. Iris braucht sich nicht mehr abzumühen. Sie hat erreicht, was sie wollte. Nun gönnt sie sich den Luxus, ihr Betätigungsfeld frei zu wählen. Ganz nach Lust und Laune. Und nach Belieben aufzugeben, wenn ihr der Sinn nach anderem steht. Nur ihr hektisches Temperament lässt sich nicht zügeln. Obgleich es mittlerweile ziemlich deplaciert wirkt. Sie kann eben nicht aus ihrer Haut. Das nervt alle. Weshalb man sie am liebsten weit weg weiß. Ihre Anrufe kann man immerhin ignorieren. Man ist lediglich mit der Stimme konfrontiert. Die lässt sich eher ertragen als das Gesamtarrangement inklusive ruheloser Mimik und Gestik. Man redet ihr folglich gern zu, die Gelegenheit zu nutzen, wenn sie schon einmal in Köln weilt, um, sagen wir, einen Abstecher nach Hamburg ins Museum für Kunst und Gewerbe zu machen. Nur ist Hamburg mehr als einen Katzensprung von Köln entfernt. Außerdem, was soll Iris ausgerechnet im Museum für Kunst und Gewerbe? Wollte sie denn nicht immer schon …? Nein, Thomas hat offensichtlich etwas missverstanden. Keine Jugendfreundin, die es ins Bergische

Land verschlagen hätte? Überhaupt niemand, dem sie einen Besuch abstatten könnte? Leider nein. Doch halt, die CPD in Düsseldorf! Der wunderbare Vorschlag kommt unerwartet von Julia. Das darf sich Iris nicht entgehen lassen. Ein wenig Überredungskunst, schon stimmt sie zu. Mit gewissem Vorbehalt. Denn eigentlich ist eine Textilmesse unter ihrem Niveau. Ihr Thema sind die großen Trends vom Laufsteg, nicht deren Umsetzung in Allerweltsmode für Allerweltsfrauen. Früher sagte man Lieschen Müller. Eben, genau, der soziologische Aspekt. Mode in der Gesellschaft. Wollte sie sich nicht mehr auf die Wissenschaft fokussieren? Eine gute Gelegenheit, praktische Feldstudien zu betreiben. Iris zöge es vor, beim nächsten Chanel-Defilé in Paris in der ersten Reihe zu sitzen. Neben den Chefredakteurinnen einflussreicher Hochglanzmagazine. Neben den Reichen und Schönen, den Auserwählten, die sich Haute Couture leisten können. Russische Oligarchen-Gattinnen. Frauen von Petrodollarscheichs. Wer so viel Geld investiert, hat Anspruch auf einen Platz ganz vorn. Trotz deren bemerkenswertem Einsatz an finanziellen Ressourcen bleibt die Haute Couture ein Verlustgeschäft. Oder eine gigantische Werbeveranstaltung für die Dinge, die Gewinn bringen. Wie Prêt-à-Porter. Und vor allem Accessoires. Tücher, Gürtel, Schuhe, Handtaschen, Sonnenbrillen. Parfums und Kosmetika. Eine wahre Goldgrube. Allerdings, ohne den Mythos Haute Couture nicht halb so begehrenswert. Nicht einmal Iris als ausgewiesene Expertin kann sich der Faszination entziehen. Sie weiß, was sie ihrer Stellung schuldig ist. Paradigmenwechsel nach der Birte-Mettmann-Phase. Etwas Neues muss her. Sie hat genug von dem Boutiquenkram, will richtige Designermode. Wenigstens Prêt-à-Porter. Sie kann es sich leisten. Das Archiv wirft genug ab. Dazu Fernsehauftritte, Vorträge, Artikel, Expertisen. Sie braucht sich nichts schenken zu lassen.

Schade eigentlich. Denn Thomas freut sich, wenn er jemand beschenken darf. Und errät oft die geheimen Wünsche. Es hätte ihm Vergnügen bereitet, Iris das lang ersehnte Chanel-Kostüm zu kaufen. Oder die It-Bag, mit der sie so lange liebäugelt. Die kurze Phase der Häuslichkeit scheint vorbei. Iris nimmt ihre Reisetätigkeit wieder auf. Thomas bleibt zurück. Mit Julia. Die das Alleinsein kennt. Sie

stört nicht. Eine angenehme Hausgenossin. Zum ersten Mal nutzt jemand die Küche. Außer der Haushälterin. Plötzlich sitzt man am Tisch, isst und trinkt, redet. Stundenlang. Thomas legt nach kurzer Zeit sein wohlwollend-herablassendes Erwachsenengetue ab. Dieses Das-verstehst-du-nicht-weil-du-noch-ein-Kind-Bist. Nein, Julia ist kein Kind mehr. Thomas betrachtet sie, nimmt sie zum ersten Mal richtig wahr. Die ist richtig hübsch geworden. Ein ganz anderer Typ als Iris. Ein bisschen mollig, blond, mit hellem Teint. Ganz das Ebenbild ihrer Mutter in jungen Jahren. Als diese noch nicht vom Magerwahn besessen war. Julia kann zuhören. Eine wahre Wohltat für Thomas, einen Gedanken in Ruhe auszubreiten, ohne dass Iris sofort dazwischen fährt. Julia bewundert Thomas. Sie lauscht gebannt seinen Ausführungen über Fotografie, über Architektur, über Malerei. Die beiden verbringen mehr und mehr Zeit miteinander. Das fällt sogar Iris auf. Die sich entlastet fühlt, wenn sie sich weder um die eine noch um den anderen kümmern muss. Wenn sie ungestört die eigenen Ziele verfolgen kann. Die Portraitaufnahmen, die Thomas von Julia macht, findet sie ausgesprochen gelungen. „Von mir hast du nie solche Fotos gemacht!“ Das ist nicht als Anklage zu verstehen, sondern als Scherz.

Iris ist nicht eifersüchtig. Für offizielle Anlässe wie die Klappentexte ihrer Bücher, die Website, den Wikipedia-Eintrag verwendet sie selbstverständlich eine Portraitaufnahme von Dietlinde Hartlaub. Jeder, der etwas auf sich hält, lässt sich von Dietlinde Hartlaub ablichten. Der diesbezügliche Copyrigth-Hinweis neben jeder Reproduktion erweist sich als Gütesiegel. Als Nachweis, dass man es mit einer bedeutenden Persönlichkeit zu tun hat. Nicht einfach mit irgendwem. Da spielt es keine Rolle, ob das Bild Aussagekraft besitzt oder gestellt wirkt. Wie bei Iris. Die fatalerweise aussieht, wie auf dem Kommunionfoto. Allem Anschein von Lockerheit zum Trotz schimmert Verkrampftes, Gekünsteltes durch. Vielleicht, weil das Unverkrampfte so offensichtlich gespielt ist, dass es zur Grimasse gerinnt. Vielleicht liegt es an den Augen, die den Betrachter nie direkt fixieren, sondern einen Punkt außerhalb suchen. Starr wie bei einem aufgeschreckten Huhn. Findet Thomas. Behält sein Urteil

jedoch wohlweislich für sich. In solchen Dingen versteht Iris keinen Spaß. Ihr fehlt jeder Sinn für Humor. Sie sieht nicht und hört nicht, sondern tastet sich durchs Leben. Ihr Zugang ist ein rein haptischer. Aus diesem Grund kann sie sich seitenlang über textile Beschaffenheit auslassen, ohne jemals auf das einzugehen, was sich ihrem Blick darbietet. Kein visueller Befund. Sie erkennt nichts. Leider erweist sich das Haptische als wenig zielführend. Also sucht sie Zuflucht in aktuellen Gesellschaftstheorien. Gewiss kann man entgegenhalten, dass sich die visuelle Annäherung ebenfalls oft als Sackgasse erweist. Nämlich dann, wenn das Gesehene in keinen oder den falschen Kontext gesetzt wird. Vollkommen richtig! Jedoch liefert die reine platte Auflistung visueller Daten mehr Material als jede Beschreibung von Texturen. Form und Farbe sind nun einmal visuelle Parameter. Keine haptischen. Die Kostümhistorikerin Iris müsste das wissen. Ihr Ausgangsmaterial sind Bilder. Zweifelt sie jemals an sich? Eigentlich nicht. Gewiss, sie spürt Erwartungsdruck von außen. Sie kämpft, wenn ihr nichts einfallen will. Man muss sich eben anstrengen. Das funktioniert. Durch entsprechenden Willenseinsatz erreicht man alles. Was erstrebenswert scheint. Nicht gerade viel aufgrund eines beschränkten Horizonts, aber immerhin genug. Man muss nur wollen. Und so quält sie sich abends in irgendeinem jener Hotelzimmer, die alle gleich aussehen, unverdrossen durch aktuelle Gesellschaftstheorien, die sie nicht versteht. Obwohl sie lieber den Fernseher einschalten würde. Vielleicht besser so. Ruth Linzer auf allen Kanälen hebt nicht gerade die Stimmung. Zu Hause kommt man anscheinend gut ohne sie zurecht. Hauptsache, es läuft. Iris macht sich grundsätzlich keine Gedanken, wenn sie nicht muss. Weil es Ärger gibt. So lange sie nicht involviert ist, verwendet sie ihre kostbare Zeit lieber auf Wichtigeres. Ob sich Thomas und Julia zusammenraufen oder nicht, tangiert Iris nicht. Ja, auch Julia ist abgehakt. Untauglich als Tochter-Ersatz. Viel zu träge. Wie die Mutter. Was zwar nicht stimmt, von Iris in durchaus gehässiger Absicht aber einfach so hingestellt wird. Sie mögen sich eben nicht. Diana und Iris.

Thomas überrascht Julia mit einem Hund. Zum 17. Geburtstag, den Iris vergisst. Sie suchen ihn gemeinsam aus. Im Tierheim. Ein

halbhoher Mischling aus Terrier, Schnauzer und wer weiß noch was sonst. Lebhaft, mit schwarzem Zottelfell. Ein rechter kleiner Teufel. Julia nennt ihn Mr. Snagsby. Sie liest gerade Dickens und findet den Namen spaßig. Irgendwie passend. Mr. Snagsby hält Julia und Thomas auf Trab. Deren beschauliche Existenz ein jähes Ende nimmt. Lange Spaziergänge in den Isarauen, im Englischen Garten, im Nymphenburger Park, im Hirschgarten. Hundeschule, um ihm bessere Manieren beizubringen. Allein, Mr. Snagsbys eigenwilliges Temperament erweist sich als bildungsresistent. Julia ist nachsichtig. Sie bringt es nicht übers Herz, ihrem Hund etwas zu verbieten, ihn gar zu strafen. Sie ist einfach nur selig, dass Thomas ihren Herzenswunsch erfüllt. So etabliert sich Mr. Snagsby als Herr im Haus. Er schläft in Julias Bett, nicht etwa in seinem Körbchen, und bestimmt, wer neben ihm auf dem Sofa Platz nehmen darf. Und wer nicht. Zum Beispiel Iris, die mit Zähnefletschen und Drohgebell vertrieben wird. Sie hat keinerlei Affinität zu Tieren, wird vor vollendete Tatsachen gestellt. Der Hund ist einfach da. Thomas nutzt zudem ganz schamlos die Tatsache, dass Iris Julias Geburtstag vergessen hat. Noch bevor diese Einwände äußern kann. Sie hat es nicht leicht.

Mr. Snagsbys Frechheiten zielen vor allem auf sie. Er zerfetzt ihr einziges Paar sorgsam gehüteter und geschonter Manolo Blahniks, die ein Vermögen kosten. Er schleppt die übel riechenden, verfaulten Knochen, die er im Garten vergräbt, in ihr Büro. Er überfällt sie mit lautem Gekläff, wenn sie sich – ausnahmsweise – auf der Terrasse im Liegestuhl einem kleinen Mittagsschlaf überlässt. Dann wünscht sie sich einen großen, dicken, fetten, furchterregenden Kater mit glühenden Augen und scharfen Krallen, der den kleinen Kläffer Mores lehrt. Allein, sie mag Katzen noch weniger als Hunde. Alles, was flattert, ist sowieso suspekt, weil unberechenbar. Sie findet nicht einmal an Zierfischen Gefallen, die wirklich keinem etwas tun. Deshalb hält sie sich selten im Garten auf. Die Natur ist ihr unheimlich. Unhygienisch und fruchteinflößend zugleich. Krabbeltiere. Insekten aller Art. Kriechend, fliegend, surrend, stechend. Extrem gefährlich. Vögel, die ihren Kot an unpassender Stelle absetzen. Nicht einmal die putzigen Eichhörnchen können Iris ein Lächeln entlocken.

Und nun – der Feind in den eigenen vier Wänden. In Gestalt von Mr. Snagsby. Welch idiotischer Name für einen Hund! Konnte man ihn nicht ganz banal Struppi nennen oder Strolch? Oder Waldi? Oder einfach „Hund“? „Hund komm her!“ Mr. Snagsby tut so, als ob er nicht gemeint sei. Er lacht sie aus. Geschickt weicht er dem Buch aus, das sie im Zorn nach ihm wirft. „Mich kriegst du nicht!“, scheint sein Blick zu sagen. „Mich wirst du nicht mehr los!“ Damit hat er leider Recht. Die kriminelle Energie ihn umzubringen fehlt Iris. Auch wenn sie sich nichts sehnlicher wünscht. Könnte er nicht von einem Auto überfahren werden, versehentlich ein wenig Rattengift fressen? Er schlingt doch sonst alles hinunter, was er bekommen kann. In kurzer Zeit hat er sein Gewicht fast verdoppelt. Weil Julia und Thomas ihn ständig füttern, wenn er bettelt. Vielleicht erledigt sich das Problem auf diese Weise. Herzverfettung. Exitus.

Für Julia fliegen die Tage nur so dahin. Über all dem Trubel hat sie ihr ursprüngliches Anliegen ganz aus den Augen verloren. Den Jüngling, in den sie sich verliebt glaubte. Je mehr Zeit vergeht, desto seltener denkt Julia an ihn. Schließlich kann sie sich nicht einmal mehr an sein Gesicht erinnern. Der junge Mann, das Doerner Institut, die Restauratoren-Ausbildung rücken in weite Ferne. Julia denkt nicht mehr an die ersten Wochen in neuer Umgebung. Als die Tante nicht von ihrer Seite wich. So viel Interesse schmeichelt zwar, aber es strengt an. Die beständige Hektik. Vorhaltungen. „Sitz gerade!“ – „Iss nicht so viel!“ – „Du musst deine Haare waschen, so können wir nicht einkaufen gehen!“ Den lieben langen Tag. Sogar Julia in ihrer jugendlichen Unbedarftheit durchschaut bald, dass Iris selbst nicht unbedingt ein leuchtendes Vorbild abgibt für das, was sie anderen predigt. Gut, sie ist dünn. Aber nur, weil ihr das Essen nicht schmeckt. Etwas Bewegung, Sport, täten ihr trotzdem gut. Sie kommt in das Alter, in dem das Bindegewebe nachlässt. Wenn man nichts dagegen unternimmt. Vielleicht denkt sie, ihr ständiges Herumgezapple reiche aus. Welch ein Irrtum! Julia weiß das besser. Von ihrer Mutter. Der Expertin in Sachen Fitness und Schönheit. Leider zeigt sich Iris absolut unaufgeschlossen. Was guten Rat anbelangt. Iris im ärmellosen Sommerkleid: „Wie sehe ich aus?“

Und Julia die wahrheitsgemäß antwortet, dass sie besser eine Jacke oder ein Tuch darüber tragen sollte. „Viel zu warm!“ Oder ein Kleid mit Ärmeln. „Wie altbacken!“ Oder dass sie etwas für die Oberarme tun müsse. Liegstütze, Hanteln. Was für eine Unverschämheit! Was bildet sich das Gör ein? Iris hat keine Figurprobleme. Diana ja, aber Iris doch nicht. Jedermann bewundert ihre knabenhafte Schlankheit. Eine echte Garçonne. Und da kommt dieser fette Teenager und weiß alles besser. Selbst resistent gegen wohlgemeinten Rat. Dann eben nicht.

Iris sieht sich als eine Art Pygmalion. Der etwas aus Julia macht. Soll sie fad und fett bleiben, wenn sie will. Iris drängt sich nicht auf. Das hat sie nicht nötig. Auf sie warten andere Aufgaben. Dieses Ich-fühle-mich-jugendlicher-als-meine-Nichte-Getue fing sowieso an, langweilig zu werden. Da opfert man sich auf, verschwendet kostbare Zeit, will dem Kind helfen. Stellt Wichtigeres zurück, um sich mit diesem nichts sagenden Geschöpf abzugeben. Und was ist der Dank? Schmähliche Angriffe, wo man es am wenigsten erwartet. Noch nie hat jemand gewagt, Kritik an ihrer Figur zu üben. Einfach impertinent! Iris spricht den ursprünglich aus dem Lateinischen stammenden Begriff französisch aus. Wie Philippe, der smarte Architektenfreund von Thomas. Der sich äußerst frankophon gab. Dauernd in Paris. Oder zumindest im Elsass. Stolz auf seine französischen Vorfahren. Alte Hugenottenfamilie. Das beeindruckt Iris nicht wenig. Umso weniger darf man Julias Frechheiten dulden. Man straft sie mit Nichtachtung. Iris verlässt die beiden Langweiler Julia und Thomas bei jeder sich bietenden Gelegenheit. Sollen sie machen, was sie wollen. Soll Thomas ein Haus bauen. Mit Unterstützung von Philippe. Iris legt kein Veto ein. Es tangiert sie nicht. Dabei denkt sie weder an Trennung noch an Scheidung. Weil das Experiment Julia anders verläuft als geplant, nimmt sie ihr früheres Leben wieder auf. Das sie führte, bevor Julia ins Haus kam. Der Wunsch, mithilfe dieser Ersatztochter eine Art von Häuslichkeit zu schaffen, die Thomas an Iris bindet, scheint gescheitert. Iris weiß keinen Rat. Selten genug. Wie soll es weitergehen? „Tu comprends, tu comprends, qu cela ne peut pas durer plus longstemps?“ Iris erinnert sich an die Zeilen aus Jacques Offenbachs „Belle Hélène“,

die ihr wie ein Menetekel erscheinen. Sie hat Angst. Vor dem Sturz ins Bodenlose. Dass es nicht mehr weitergeht. Dass alles, für das sie sich abmüht, verloren sein könnte. Dass sie vor dem Nichts steht. Und keiner, der ihr hilft. Und Julia, die neuerdings Sätze von sich gibt wie: „Das kannst du nicht tragen. Das ist doch vollkommen uncool!“ Wo sie das nur wieder aufgeschnappt hat? Früher kümmerte sie doch nicht, was gerade „cool“ oder „in“ war? Trug Tag für Tag Formlosjeans, ausgeleiertes Sweatshirt, abgetragene Sneakers. Deren ursprüngliches Weiß man nicht einmal mehr erahnt. Und Thomas gibt ihr zu allem Überfluss Recht. Iris habe anscheinend den letzten Paradigmenwechsel in Sachen Mode verschlafen. Sagt er wörtlich. Er, der sich nie dafür interessierte, wie Iris sich anzog. Dem Trends und Tendenzen der Damenmode vollkommen gleichgültig waren.

Am allermeisten verblüffte Iris aber der vollkommen unerwartete „Paradigmenwechsel“. Liest er heimlich irgendwelche Fachliteratur? Sie sollte besser fragen, was Thomas mit jenem ominösen Paradigmenwechsel meint. Den die große Modeexpertin anscheinend übersieht. Doch Iris fehlt der Sinn fürs Wesentliche. Sie verschwendet ihre Kräfte an Nebensächlichkeiten. Und keift zurück: „Du weißt doch gar nicht, was das bedeutet, Paradigmenwechsel.“ Thomas hat genug. Er geht mit dem Hund spazieren. Julia schließt sich den beiden an. Iris wird nicht gefragt. Nicht einmal anstandshalber. Sie hasst Spaziergänge. Trotzdem möchte sie nicht ausgeschlossen werden. Man muss sie fragen, damit sie ablehnen kann. Sie möchte ablehnen, nicht übergangen werden. Sie sagt dann jedes Mal das Gleiche: „Ihr wisst doch, dass ich nicht gern spazieren gehe und außerdem bin ich allergisch gegen die Birken-, Haselnuss-, Gras- oder sonstigen Pollen, die gerade fliegen!“ – Irgendetwas fliegt bekanntlich immer. – „Und dann muss ich unbedingt telefonieren, mailen, lesen, schreiben.“ Allein, das bedeutet keineswegs, dass man sie beim Wort nehmen darf. Dass man die Prozedur abkürzt, indem man sie erst gar nicht fragt, um auf die stereotype Antwort zu warten. Die drei – denn Iris betrachtet den Hund ebenfalls als Person – sind sich einig. Machen Front gegen sie. Aus ihren Händen nimmt Mr. Snagsby nichts an. Nicht einmal den begehrtesten Leckerbissen. Er, der verfressenste aller Hunde, hat

Charakter. Er ahnt, von Iris kommt nichts Gutes. Gerade dann nicht, wenn sie sich einschmeichelt. Obwohl sie ihn nicht ausstehen kann. Sie passt einfach nicht in die friedliche Gemeinschaft. Diese Auffassung teilen Thomas und Julia. Sie formulieren es vielleicht weniger explizit. Sondern atmen heimlich auf, wenn Iris die Koffer packt. Man hat sich gut eingerichtet ohne sie. In diesem Punkt herrscht Konsens. In den meisten anderen übrigens ebenso. Das muss sogar Iris irgendwann auffallen. Diese Harmonie, diese Übereinstimmung. Als ob man es nicht mit zwei Individuen zu tun hätte, sondern mit einem Geist, der sich in zwei unterschiedlichen Körpern inkarniert. Von der Differenz in der Erscheinung abgesehen absolut identisch. Identisch und gleichzeitig paradoxerweise komplementär. In dem Sinn, dass der eine hat, was dem anderen fehlt, dass er Defizite ausgleicht, Schwächen abmildert. So dass beide zusammen ein vollkommenes Ganzes bilden.

Iris Reflexionen reichen nicht so weit. Sie stellt fest: „Keine Probleme. Gut." Und wendet sich ihren Angelegenheiten zu. Kurzzeitig auftretende Irritationen werden rasch beiseite geschoben. In Aktivität erstickt. Nur die Sache mit dem Paradigmenwechsel geht ihr nicht aus dem Kopf. Die heile Modewelt der Achtziger liegt in Trümmern. Kein Trend mehr, den man klar benennen könnte, sondern deren viele. Widersprüchliche. Wohin soll das führen? Bislang gab es eine hierarchische Ordnung. Es gab Oben und Unten. Eindeutige Regeln und Vorgaben. Für das, was man tut oder besser unterlässt. Solches reduziert den individuellen Handlungsspielraum ganz enorm. Kein langes Nachdenken, sondern schnelle Entscheidungen nach dem Schema ja – nein. Und nun diese plötzliche Vielfalt! Wie soll man Phänomene widersprüchlicher Art unter einen Hut bringen? „Gar nicht", würde ein reflektierter Mensch antworten, „eben das ist der Witz an der Sache." Doch Iris bemüht sich umsonst um die Quadratur des Kreises, während alles unter ihren Fingern zerfließt. Sie stößt an die Grenze ihres Wissens. Das sich angesichts dieses Härtetests als unzureichend erweist. Ein Schubladensystem. Vertikal gestapelt. Chronologisch. Zunächst a, dann b, dann c. Sukzessiv. Was aber, wenn a und b und c plötzlich simultan auftreten? Eine horizontale Ordnung. Unvorstellbar. Eine Revolution. Rückkehr vom Monotheismus zur

Vielgötterei. In Iris Augen Blasphemie. Die Mode hat ihre normative Kraft eingebüßt. Was bleibt ist Orientierungslosigkeit. Man kann sich so kleiden, aber auch anders. Vorbei die Zeiten, in denen ein Trend herrschte, die einzige Wahl darin bestand, ihm zu folgen oder ihn zu ignorieren. Denn in den Geschäften, von der Nobel-Boutique bis zur Billigkette, war nichts anderes zu haben. Das, was gerade angesagt war. Es war – bequem. Die Entscheidung trafen andere. Das Ideal hieß Uniformität. Böse Zungen sprachen vom „Diktat der Mode". Individualität war nicht gefragt. Wem der augenblickliche Trend nicht schmeichelte, der hatte eben Pech. Und musste auf künftige Trends hoffen, die den bestehenden bald ablösten. Nun soll man plötzlich wählen? Oder alles auf einmal tragen? Welches Statement will man abgeben? Gewiss das richtige, nicht das falsche. Was aber ist richtig und was falsch? Was unter gewissen Bedingungen richtig ist, kann unter anderen vollkommen deplaciert erscheinen. Und umgekehrt. Doch es gilt nicht nur den Anlass zu berücksichtigen und seine spezifische modische Gestaltungshöhe, sondern die Gesellschaftsschicht, die man repräsentieren will. Man muss wählen. Wie sehe ich mich selbst? Wie möchte ich gesehen werden? Fragen von geradezu religiöser Dimension. Für Iris zweifellos, die die Gebote der Mode blind befolgt. Was keine besondere Anstrengung verlangt. Vorausgesetzt man verfügt über ausreichende finanzielle Ressourcen. Im Übrigen gibt es Menschen, denen Mode einfach Vergnügen bereitet. Nicht mehr und nicht weniger. Die sich gern damit auseinandersetzen, die Freude empfinden an der eigenen Erscheinung, ohne damit einen Zweck zu verbinden. Ohne Wirkung erzielen zu wollen. Auf Personen oder Gruppen.

Nicht so Iris. Für die Mode nicht Selbstzweck ist, sondern Arbeit. Im Grunde beneidet sie Julia um ihr entspanntes Verhältnis zu diesen Dingen. Wie gern würde sie morgens ohne großes Nachdenken in die nächst besten Klamotten schlüpfen. Hauptsache bequem. Statt bereits am Vorabend das Passende zusammenzustellen. Elegante Kleidung erfordert Disziplin. Schmerzende Füße in viel zu schmalen Schuhen, einschnürende Taillen, die einem die Luft zum Atmen nehmen. Schmale Jacken schränken den Bewegungsspielraum der Arme ein.

Man muss lernen, auf hohen Absätzen graziös zu schreiten und gleichzeitig den Körper neu ausbalancieren. Kurzum, die einfachsten Bewegungsabläufe erfordern ein Höchstmaß an Anstrengung.

„Blondinen sollten kein Grün tragen", Iris nörgelt immer an Julia herum, wenn sie unzufrieden mit sich selbst ist. Dabei sieht Julia in ihrem lindgrünen Poloshirt ganz entzückend aus. Eben das verstimmt Iris. Julia trägt häufig Grün. Ihre Lieblingsfarbe lässt sie überhaupt nicht fad wirken. Die frische Luft, die sie dank Mr. Snagsbys Bedürfnissen in reichlichen Mengen konsumiert, bekommt ihr gut. Rosige Wangen, ein Anflug von Bräune, ein paar Sommersprossen. Thomas findet Julia von Tag zu Tag hübscher. Äußert das ungeniert. Iris horcht auf. Ihr hat er nie solche Komplimente gemacht. Es mag daran liegen, dass Julia ihn über alle Maßen bewundert. Für Thomas ungewohnt. Denn Iris tendiert bekanntlich zur Kritik. Natürlich schmeichelt das seinem Ego. In diesem Jahr wird er 40. Da kommt die Midlife-Krise, man orientiert sich neu. Oder auch nicht. Kurzum, er idealisiert Julia, weil sie ihn idealisiert. Eine Phase, die vorüber geht. Früher oder später. So etwas dauert bei Thomas nie lange. Iris kennt ihren Wert. Sie braucht keine Eifersucht. Thomas betrügt sie nicht. Weder mit den bildschönen Mädchen, die er früher fotografierte, noch mit einer unbedarften Siebzehnjährigen.

Iris hält alles am Laufen. Ohne sie wäre Thomas vollkommen hilflos. In ihrer Vorstellung ist er vom begehrenswerten Mann, wohlhabend, unabhängig, mit künstlerischen Ambitionen, zum greinenden Männchen am Herd geschrumpft. Ein langweiliger Typ, der nichts mit sich anzufangen weiß, nichts auf die Reihe bringt, sondern zu Hause herumsitzt und nervt. Was nicht bedeutet, dass Iris eine Veränderung dieser Situation wünscht. Im Gegenteil. Ein größeres Unglück wäre kaum vorstellbar. Die Angst bleibt, Thomas könne die eheliche Gemeinschaft aufkündigen. Denn das traut sie ihm trotz allem zu. Nimmt sich Iris deshalb keine Liebhaber? Wohl kaum. Im Grunde geht ihr Trachten vor allem auf gesellschaftlichen Erfolg. Etwas erreichen, bewundert werden. Dem männlichen Geschlecht kommt keine erotische Rolle zu. Iris setzt weibliche Reize ein, jedoch

nur zu einem gewissen Grad. Weiter geht sie nicht. Es gibt Grenzen. Die weder aus Klugheit noch aus Loyalität zu Thomas gezogen werden. Sondern weil sie keinen Sinn im Geschlechtlichen erkennt. Außer, ganz altmodisch, eheliche Nachkommenschaft zu produzieren. Befriedigung findet sie anderswo.

Iris setzt voraus, dass es sich bei Thomas ähnlich verhält. Man spricht nicht darüber. Iris hat im Laufe der Jahre verlernt, Anteil an Thomas zu nehmen. Sie nimmt ihn kaum mehr wahr. Seit die anfänglichen Bemühungen fehlschlugen, ihn nach ihren Vorstellungen zu formen. Ihn in seiner Andersartigkeit zu akzeptieren, vermag sie nicht. Für sie existieren zwei Arten von Menschen. Diejenigen, von denen sie abhängt. An die passt sie sich an. Die anderen werden als unterlegen betrachtet. Man kann sie dominieren. Stößt man dabei auf Widerstand, zieht man sich beleidigt zurück. Iris deutet mangelndes Dominanzstreben automatisch als Schwäche und wundert sich, wenn ihr Widerstand entgegengesetzt wird. Sie definiert ihre Mitmenschen ausschließlich als Funktion der eigenen Person. Deren Wünsche, Empfindungen, Hoffnungen, Ängste sind ohne Belang, handelt es sich doch nicht um fühlende Wesen, sondern lediglich um Handlungsträger mit eingeschränkter Kompetenz. Assistenzfiguren. Denen eine bestimmte Aufgabe zugewiesen wird. Darüber hinaus sind sie nutzlos.

Thomas? Der ist nicht so leicht zu durchschauen. Er hat irgendwann die innere Emigration gewählt. Um seine Ruhe zu haben. Er lässt Iris reden. Er widerspricht nicht. Tut ebenso wenig das, was sie erwartet. Er entzieht sich. Fühlt er sich wohl dabei? Eher nicht. Er möchte sich einem Gegenüber mitteilen. Iris sucht zu Hause Entspannung. Thomas fühlt sich isoliert. Er möchte heraus, schafft es nicht. Der Einbruch Julias in sein Territorium bedeutet zunächst Stress. Unlust, sich mit einer Fremden auseinanderzusetzen. Gut, dass Iris die Nichte für sich reklamiert, dass er nichts mit dem Eindringling zu tun hat. Als Iris den Spaß an der „Tochter" verliert, ändert sich die Situation – zunächst nicht. Befürchtungen, er müsse künftig ihren Platz einnehmen, den Übervater für Julia spielen, erweisen sich überraschenderweise als unbegründet. Julia ist gewohnt, allein

zurechtzukommen. Sie belästigt Thomas nicht. Er hört und sieht sie kaum. Jedoch, das häusliche Leben wird angenehmer. Julia kümmert sich um manches, was zur Bequemlichkeit beiträgt. Ohne ein Wort darüber zu verlieren. Als die Haushälterin Urlaub macht, übernimmt sie deren Aufgaben. Es gibt geregelte Mahlzeiten. Man sitzt am Tisch. Man isst. Man redet. Julia versteht, es zuzuhören. Sie unterbricht Thomas nicht. Wie Iris das zu tun pflegt. Thomas und Julia verbringen mehr Zeit miteinander. Sie bewundert ihn. Endlich ein Mensch, dem sie etwas bedeutet. Der Anteil nimmt. Denn nicht nur Thomas teilt sich mit. Ganz allmählich öffnet sich auch Julia. Sie hat Vertrauen gefasst. Thomas behandelt sie als Erwachsene. Nicht diese Mischung aus Anbiederung und Herumkommandieren wie bei Iris. Bei der man rasch erkennt, dass sie einen nicht ernst nimmt. Teenie-Getue zum Zeitvertreib. Hat sie genug davon, lässt sie einen einfach stehen oder mäkelt grundlos herum. Julia entgeht nicht, dass Iris den Gatten ebenso behandelt. Nur, dass der sich besser zu wehren weiß.

Thomas lässt Julia so, wie sie ist. Er drängt zu nichts, was sie nicht selbst möchte. Heikle Themen wie Schule und Ausbildung sind tabu. Julia darf guten Gewissens in den Tag hinein leben. Ihre Möglichkeiten erproben. Thomas meint, man müsse sie nur lassen. Dann werde sie früher oder später erkennen, auf welchem Gebiet ihre Neigungen liegen. Nichts wird ausgeschlossen. Auch nicht die Musik. Die doch nach Ansicht von Julias Eltern ein- für allemal abgehakt schien. Thomas ermutigt sie. Und entdeckt die Musik für sich selbst neu. Weil sich kein Instrument im Haus findet, greift man zu Tonkonserven. Oder geht in die Oper. Oder ins Konzert. Lange her, dass Thomas zum letzten Mal eine Aufführung besuchte. Mit Iris ein Ding der Unmöglichkeit. Die braucht mindestens vier Wochen Vorlauf, um das perfekte Outfit zusammenzustellen. Musik langweilt sie. Letztendlich ist alles eine Modefrage. Ihre Aufmerksamkeit richtet sich ausschließlich auf die Toilette der anderen Damen. Gelungen der Abend, bei dessen Ausklang sie zufrieden resümiert, dass sie wieder einmal mit Abstand die schönste, eleganteste, attraktivste gewesen sei. Vergnügen findet sie allenfalls an der leichten Muse, die Thomas wiederum verabscheut. Er goûtiert das Sentimentale

nicht. Im Gegensatz zu Iris. Für die Operettenschnulzen ein wahres Gefühlsstimulans darstellen. Je seichter und verlogener, desto besser. Da vergießt man beim Happy End sogar das eine oder andere Tränchen. Gerade wenn man sonst nie weint. Iris schwadroniert dann großspurig von Katharsis. Weil das bedeutend klingt.

Thomas bewundert Julias Musikverständnis, entdeckt die Welt der Töne. Er findet Gefallen daran, seit er nicht mehr nur Geräusche wahrnimmt, sondern die Musik als Sprache. Zusammenhanglose akustische Reize, einst als störend empfunden, strukturieren sich nun zu einer Gesamtheit. Lärm wird Klang. Julia selbst stellt mit Verwunderung fest, dass ihr musikalisches Wissen recht fundiert ist. Einzelnes verknüpft sich, wird Zusammenhang. Was lange als passives Wissen irgendwo präsent war, ohne dass man davon wusste, steigt an die Oberfläche. Und ergibt Sinn. Als ob plötzlich ein Vorhang zurückgezogen wird, das Verborgene, Rätselhafte klar und deutlich zutage tritt. Zunächst erkennt man es mit Staunen selbst. Dann teilt man es anderen mit. Die nicht über jenes Wissen verfügen. Man wird ein anderer. Julia ordnet sich Iris nicht mehr unter. Sie vertritt ihren eigenen Standpunkt. Selbstbewusst und dezidiert. Was Iris nicht behagt. Doch sie hat keine Zeit, sich mit Nebensächlichkeiten abzugeben. Das wird schon. Sie ignoriert die Sticheleien der Bekannten. Dass man Thomas und Julia neuerdings nur noch gemeinsam zu Gesicht bekomme. Wie siamesische Zwillinge. Man kaschiert die Anspielung als Scherz, gewiss, aber man meint etwas anderes. Iris will nichts hören. Umso besser, wenn sich die beiden miteinander beschäftigen, statt sich die Köpfe einzuschlagen. Sonst müsste sie sich darum kümmern.

Iris quälen andere Sorgen. Ausnahmsweise nicht das Dauerthema wissenschaftlicher Bearbeitung der Mode. Das natürlich auch, aber etwas anderes kommt hinzu. Zu ihrem großen Kummer muss sie feststellen – etwas Wichtiges fehlt! Unverzichtbar für jemand mit ihrem Anspruch. Jetzt weiß sie es. Seit sie Horst Wörner kennt, den berühmten Sammler. Traum jedes Galeristen und Kunsthändlers. Der alle paar Jahre seine Inneneinrichtung komplett erneuert. Inklusive

dazu passender Kunst. Er kann es sich leisten. Mit der Produktion einer Broschüre, die kostenlos in beinahe allen Apotheken ausliegt, verdient er eine Menge Geld. Die Werbeeinnahmen. Sie erlauben Horst Wörner, als Mäzen aufzutreten, der – quasi aus der Portokasse – der Pinakothek den alten Meister spendiert, mit dem man schon lange liebäugelt, für den jedoch die Mittel fehlen. Oder die Publikationen kunsthistorischer Auslandsinstitute fördert, indem er ein paar Farbtafeln zusätzlich übernimmt. Ein verdienstvoller Mann, dieser Horst Wörner. Zweifellos. Zudem versteht er, anregend über seine Kunst zu plaudern. Sogar Iris lauscht fasziniert. Nur die Frage: „Was sammeln Sie?“ bringt sie aus der Fassung. Sie murmelt etwas von „Modezeichnungen“. Wohl wissend, dass man damit keinen Eindruck macht. Wie peinlich! So vorgeführt zu werden.

Schuld an der Misere trägt selbstverständlich Thomas. Wer sonst? Das Visuelle ist eindeutig sein Metier. Er müsste sammeln. Soll sie etwa Galerien und Auktionshäuser durchforsten? Dafür hat sie keine Zeit. Eine Aufgabe, wie geschaffen für Thomas und Julia. Mal eben eine Kunstsammlung aufzubauen. Wenn Horst Wörner das zustande bringt, warum nicht Thomas? Der früher gern in Galerien herumstöberte. In Zürich. Mit Philippe. Der kannte sich aus. Wusste genau, was gerade angesagt war. Allein in München machte es keinen Spaß mehr. Ohne passendes Gegenüber. Mit dem man sich austauscht. Die Begeisterung für die angebotenen Werke teilt. Oder über die anderen Besucher lästert. Mit Iris absolut unmöglich. Also stellt Thomas seine Aktivitäten allmählich ein. Ordnet sich unter. Iris, ihre Interessen, ihre Arbeit, ihre Wünsche. Dabei weiß sie nicht einmal zu schätzen, dass er alles aufgibt. Im Gegenteil. Schließlich bemängelt man seine Interesselosigkeit. Keine Gemeinsamkeit. Iris verfolgt ihre Ziele. Thomas hat keine Ziele. Iris wünscht keine Zweisamkeit. Zu viel Nähe empfindet sie als unheimlich. Sie spricht dann abfällig von „Kuhwärme“. Die sie nicht braucht. In ihren Augen etwas für Verlierer, für Weicheier. Für sie zählt nur eines – Erfolg.

Als Guido Guisoni die bayerische Landeshauptstadt besucht, ist Iris nicht anwesend. Guisoni berichtet, sozusagen als Venedig-

Korrespondent, für eine Kunstzeitschrift namens „Parthenon“ mit Sitz in München über bedeutende Kunstereignisse. Die Biennale, die großen Ausstellungen im Palazzo Grassi. Er würde gern mehr publizieren und hofft insgeheim, die Chefredakteurin im persönlichen Gespräch zu seinen Gunsten zu beeinflussen. Weshalb er Text und Reproduktionsvorlagen nicht wie gewöhnlich der Post anvertraut, sondern höchstselbst überbringt. Das Gespräch verläuft kurz und unerfreulich. In seiner Frustration erinnert Guido sich an Julia. Man könnte sich nach ihrem beruflichen Fortgang erkundigen. Als Freund der Familie. Nun gibt es in dieser Hinsicht zwar wenig zu berichten, jedoch besteht Thomas darauf, Guisoni einzuladen. Man trifft sich zum Abendessen. Guido kennt nur ein Thema: Kunst. Thomas und Julia mittlerweile hoch willkommen. Die Drei finden kein Ende. Erst als die letzte Bar in der Maximilianstraße schließt, verabschiedet man sich. Nicht ohne sich für den nächsten Tag in der Galerie Klauenthaler zu verabreden. In der Alfredo Morava, bedeutender venezianischer Maler und enger Freund Giudos, gerade ausstellt.

Guido hat Zeit. Das Hotelzimmer ist für zwei Nächte gebucht, die Rückfahrt im Schlafwagen reserviert. Nun, da kein weiteres Treffen mit der Chefredakteurin ansteht, bleibt ein Tag zur freien Verfügung. Die Enttäuschung schluckt er hinunter. „Alles bestens gelaufen“, berichtet er der Gattin beim morgendlichen Telefonat. Er darf nicht versäumen, ein Mitbringsel zu besorgen, bevor er zu Klauenthaler geht. Die Galerie liegt in der noblen Brienner Straße. Man durchschreitet ein edles Portal, überquert einen edlen Hof und findet – edle Galerieräume. Alles glänzend und blitzend. In Chrom und Messing und Glas. Ganz ohne den obligatorisch heruntergekommenen Charme der Hinterhofgalerien des Gärtnerplatzviertels. Keine Arte Povera. Maximilianstraße, Brienner Straße – ein klares Statement: Hier wohnt das Geld. Schicke Galerien mit angesagter Kunst, Flagshipstores großer Couturehäuser. Alles vom Feinsten. Wie sich das in unmittelbarer Nachbarschaft zu Residenz, Nationaltheater, Feldherrnhalle, Theatinerkirche, Hofgarten, Ludwigsstraße gehört. Ein Ensemble, unwirklich wie Disneyland. Oder San Gimignano. Nur größer. Zwischen Wittelsbacher Platz und Max-Joseph-

Platz, Kurfürst Maximilian zu Pferd und König Max I. Joseph auf dem Thron. Bei aller Unterschiedlichkeit beides Produkte des 19. Jahrhunderts. Sankt Kajetan in behäbigem Ockergelb. Neuerdings diskutiert man ein angeblich authentisches Greige. Zwei schlanke Türme rahmen die Fassade und variieren mit ihren kleinen Kuppeln das Motiv der dominanten grün patinierten Vierungskuppel. Das einstige Odeon. Die Feldherrnhalle genannte Kopie der Loggia dei Lanzi. Der Hofgarten mit seinen Arkaden. Hier trinkt man unter Kastanien ein Bier, bevor man zu Klauenthaler schlendert. Julia bevorzugt Eiskaffee. Guido hat noch kein Souvenir für seine Frau, bittet Julia um Rat. Etwas typisch Münchnerisches muss es sein. Kein Gucci oder Missoni. Das gibt es in Venedig besser. „Kauf ihr doch etwas bei Loden Lenz. Ein Dirndl oder einen Janker. Bayerische Tracht." Genial!

Doch zunächst die Kunst. Die Werke Moravas hängen verloren zwischen Bauhausmöbeln in Chrom und schwarzem Leder. Ihr expressiver Duktus will nicht zur unterkühlten Bestimmtheit passen. Man erwartet keine intensive Farbigkeit, sondern Reduktion. Schwarz und Weiß. Allenfalls ein wenig Rot. Die Action Paintings von Fredericksborg wären wie geschaffen für dieses Ambiente. Oder seine Oberleitungen. Das evoziert Technik, Sachlichkeit. Kunst für Rennfahrer und Piloten, um einen bekannten Kunsthistoriker zu zitieren. Leider muss Guido an die Heimreise denken. Er kann nicht länger in München bleiben. Sonst hätte er die beiden mit einem anderen Künstlerfreund bekannt gemacht. Mit Lukas Angermayer, dem Direktor der hiesigen Kunstakademie. Bereits auf dem Bahnsteig, kurz vor der Abfahrt notiert er Angermayers Telefonnummer. Er wird ihm aus Venedig ein paar Zeilen schreiben, ihren Anruf avisieren. Sie müssen ihn unbedingt treffen. Und danke fürs Auswählen des Präsents. Dies an Julias Adresse. Grüße an Iris unbekannterweise. Ebenso an Guidos Gattin. Wie heißt sie eigentlich?

Sie hat keinen Vornamen, denn Guido spricht immer nur von seiner Gattin, mia moglie. Dies oft und gern. Ob das Mitbringsel, ein Walkjanker in Tannengrün, Gefallen fand, ist nicht überliefert. Guido

wird München so bald nicht mehr aufsuchen. Die Zusammenarbeit mit der Kunstzeitschrift in der Nymphenburger Straße endet im Streit. Guido will es partout wissen, überspannt den Bogen. Stattdessen flattert irgendwann eine Geburtsanzeige ins Haus. Guido und Elisabetta Guisoni vermelden die glückliche Geburt einer Tochter. Die Kleine heißt Maria nach der Großmutter väterlicherseits. Mehrere Fotos liegen bei. Der Säugling im Taufkleidchen. Großmutter und Enkelin. Und die heilige Familie. Elisabetta mit dickem Zopf und kräftigen Waden, sitzend mit der Tochter im Arm. Dahinter aufgepflanzt der stolze Vater. Ein Bär von einem Mann. Gewiss an die 1,90 Meter, ziemlich stattlich. Mit gelichtetem Haar und dicken Brillengläsern. Ein paar handschriftliche Zeilen von Guido liegen bei. Seine Gattin und er würden sich freuen, Thomas und Julia – und selbstverständlich Iris, vorausgesetzt sie ist nicht anderweitig beschäftigt – als Gäste in Venedig begrüßen zu dürfen. Ein reizender Vorschlag.

Thomas und Julia sind damit beschäftigt, die Münchner Kunstszene für sich zu entdecken. Dank des Kontakts zu Lukas Angermayer werden sie mit zahlreichen Einladungen beschickt und verkehren bald in Künstlerkreisen. Was Iris wiederum missfällt, die sich ausgeschlossen fühlt. Obwohl sie sich nichts aus Kunst macht, die nicht klar erkennbar Mode abbildet. Gegenständlich. Portraits. Gruppenbilder. Keine Stillleben, Landschaften, Veduten, Interieurs. Keine „Thusnelda im Triumphzug des Germanicus". Im Auftrag des Textilverbands der Taschentuchhersteller gibt sie gerade eine Festschrift heraus. Anlass ist irgendein rundes Jubiläum. „Das Taschentuch als Accessoire im Wandel der Zeit" lautet der Titel ihres Einleitungsessays. Welch ein Vergnügen! Endlich wieder etwas Handfestes. Nicht diese Gesellschaftstheorien, die kein Mensch versteht. Da Iris stets rein quantitativ vorgeht – fürs Qualitative fehlt ihr der Sinn –, hat sie die Theorie sozialer Systeme von Tobias Buhlmann gewählt. Ihr scheint, dass selbige am häufigsten Anwendung findet. Zwar nicht im Hinblick auf die Mode, wie sie selbst einräumen muss, doch das macht nichts. Man kann nahezu alles auf das Thema Mode applizieren, wenn man Iris Riedinger heißt. Kühn setzt sie die Theorie der Mode als „selbstreferentielles System operativer Geschlossenheit"

der Darwinschen Evolutionstheorie gleich. Nicht nur das, die Mode entspricht ebenso der Komplexität von E- und U-Musik. Wobei die Konklusion E-Musik gleich Haute Couture, U-Musik gleich Massenware ziemlich unerwartet erfolgt. Offenkundig lediglich das Bestreben, alles zu verwerten, was gerade diskutiert wird. Ganz gleich was oder wie. Mode als Autopoiesis eben. Kleidung als Form, Mode als Medium. Sollte Iris, die keine Gelegenheit auslässt, Begriffe auf ihre lateinische Wurzel zurückzuführen, eine für den Leser äußerst ermüdende Unart, etwa entgangen sein, dass sich Medium von medius, in der Mitte befindlich, ableitet. Was aber vermittelt nun die Mode? Darauf bleibt Iris die Antwort schuldig. Denn Mode ist als Medium ihrer Ansicht nach unsichtbar, visualisiert sich in der Form, nämlich der Kleidung. Hat sie dabei gar an Okkultismus gedacht? Das Medium als faktische greifbare Person, die das Unsichtbare zur Erscheinung bringt? – Dann doch lieber das gute alte Taschentuch und seine mannigfaltigen Verwendungsmöglichkeiten. Nicht nur zum banalen Schnäuzen wie in der Neuzeit. Einst schnäuzte man sich mit den Fingern in die Luft. Rühmliche Ausnahme – Iris entgeht nichts! – war angeblich Erasmus von Rotterdam, der zu diesem Zweck Taschentücher benutzte, angeblich 39 Stück besaß.

Solche Trouvaillen machen Iris glücklich. Wo andere darüber klagen, sich durch Abertausende langweiliger Buchseiten kämpfen zu müssen, um auf die wenigen relevanten Passagen zu stoßen, gar von Ineffizienz sprechen, findet Iris ein Höchstmaß an Befriedigung. Die Masse des bewältigten Materials dient als Indikator des Erfolgs. Eine Sammlerin. Sie sollte dabei bleiben. Wozu sinnlose Ausflüge ins Dickicht der Wissenschaftstheorie? Sie müsste sich das nicht antun. Sollte über den Dingen stehen. Brauchte sich nicht zu ärgern über ignorante Rezensenten, die ihr scheinheiliges Lob mit verborgenem Tadel würzen: „Iris Riedinger konzentriert sich auf das, was sie am besten kann: akribisches Sammeln von Fakten. Das macht ihr keiner nach. Klugerweise überlässt sie die Deutung, die Verortung des Phänomens Mode in der Gesellschaft anderen." Es folgt ein Lobgesang auf Dorothea Vischers neueste Abhandlung zum Thema. Das tut weh. Die große Konkurrentin besitzt so manches, was Iris nicht hat.

Jedoch gern hätte. Zum Beispiel einen Professorentitel. Ordentlich. C4. Für Romanistik. Als Literaturwissenschaftlerin befasst sie sich mit Mode quasi nebenbei. Grundlagenwissen in Kostümkunde und Kunstgeschichte braucht sie nicht. Doch darüber mokiert sich erstaunlicherweise keiner. Ihre Medienpräsenz ist phänomenal. Überall ist sie als Expertin gefragt. Für Iris eine echte Bedrohung. Sie meint, es der Welt und sich selbst beweisen zu müssen. Dass sie das besser kann. Dass sie über die Fähigkeiten und Fertigkeiten verfügt, eine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Thema Mode zu wagen. So beginnt ihr Martyrium. Doch das weiß sie nicht. Sie hätte besser die Finger davon gelassen. Wozu sich abquälen, wenn von vornherein feststeht, dass sie keine Chance hat? Sie kommt nicht an gegen Dorothea Vischer. Dagegen ist man machtlos. Man holt sich allenfalls eine blutige Nase. Womit wir wieder beim Taschentuch wären. Das Iris im Augenblick glücklicherweise nicht benötigt. Allerdings, etwas Entspannung täte ihr gut. Die Neigung, sich allzu angestrengt in bestimmte Aufgaben zu verbeißen, hinterlässt deutliche Spuren. Ringe unter den Augen, Falten auf der Stirn, ein verkniffener Zug um den Mund. Sie sollte mehr auf sich achten. Thomas und Julia meinen, eine Kur täte ihr gut. Julia hat gerade eine Verfilmung von Schnitzlers „Badearzt Dr. Grässler" gesehen. Als stimmige Location wählte man die berühmten Budapester Jugendstilbäder. Beeindruckend. Aber nicht für Iris. Die sich von Julias phantasievoll geschildertem Szenario leider nicht inspirieren lässt. Wenn überhaupt, assoziiert sie zum Thema Thomas Manns „Zauberberg". Sanatorium, hüstelnde Schwindsüchtige, stundenlanges bewegungsloses Verharren im Liegestuhl auf dem Balkon. Grenzenlose Langeweile, früher Tod. Und Madame Chauchat? Nein, Iris findet kein Gefallen an dieser Vorstellung. Fürs Flirten ist sie zu rastlos. Zu zielorientiert. Nicht ergebnisoffen. Außerdem – sie würde sich in der Abgeschiedenheit eines Schweizers Luftkurorts sogleich via Internet mit dem Rest der Welt verbinden, um die Liegekur mit Laptop auf dem Schoß sinnvoll zu nutzen. Kein Talent zur Muße. Was will man machen? Sie in Ketten legen und zur Ruhe zwingen? Ihr gut zureden? Sie findet garantiert das Haar in der Suppe. Irgendetwas passt ihr immer nicht. Ihre Vorstellungskraft kapriziert sich stets aufs Negative.

Während sie mit einer Sache beschäftigt ist, plant sie bereits die nächste. Oder übernächste. Was der Konzentration schadet. Sie kann sich nicht einer Sache ausschließlich widmen. Sie kann sich nicht fallen lassen. Wenn sie beim Friseur eine Kopfmassage erhält, eine recht angenehme Prozedur, die von den meisten Kunden geschätzt wird, zuckt sie zusammen. Verkrampft sich. Der ganze Körper versteift in Ablehnung, die Finger umklammern die Armlehnen, bis die Knöchel weiß hervortreten. Sie lässt sich nur ungern berühren, fasst selber nichts Lebendiges an. Nur Unbelebtes. Für Iris nicht gleich bedeutend mit leblos. Stoffe reagieren auf Berührung. Sie entwickeln je nach Beschaffenheit ihr jeweils spezifisches Repertoire an Falten. Sie sind nicht stumm. Sie geben stumpfe und spitze Töne von sich. Rascheln und knistern. Sie legen sich steif und fest wie eine Rüstung um den Körper. Schützen und verbergen ihn. Sie modellieren ihn, indem sie sich ganz eng anschmiegen und jede Linie herausarbeiten. Als transparente Schleier vermitteln sie die Illusion von Verhüllung, um nur deutlicher das präsentieren, was sie zu verbergen vorgeben. Ein artifizielles Spiel, dessen Regeln wenige verstehen. Das seinen Zauber verliert, wenn das Spielerische verloren geht. Mode als das bewusst Mehrdeutige. Ständiger Wechsel der Bedeutungsebenen. Gewollte Irritation. Das eben nicht exakt Definierbare, genau Festzulegende. Das Andere der Wissenschaft. Kunst?

Zurück zu Iris, die derartige Reflexionen nicht pflegt. Mode ist Mittel zum Zweck. Sie könnte sich ebenso mit anderem beschäftigen. Es hat sich nur so ergeben. Ganz ohne innere Notwendigkeit. Wie manch andere Lebensentscheidung. Thomas und Julia sich lassen auch nur treiben. Mit dem einzigen Unterschied, dass sie nicht vorgeben, ein Ziel zu verfolgen. Während Iris geradezu besessen davon scheint. Das Ziel als Rechtfertigung der Existenz. Ohne festgeschriebenes Ziel, wäre ihr Leben sinnlos. Mit Ziel ebenso. Es verbaut den Zugang zum Spielerischen. Die kürzeste Verbindung zwischen zwei Punkten, muss nicht zwangsläufig die direkte sein, und Umwege führen zuweilen rascher zum Ziel.

Ein weiterer Mann

In Philippes Erinnerung scheint das Jahr 1983 als blaues Jahr auf. Ein rundum positives Jahr. Philippe erwarb sein Diplom als Architekt, heiratete, wurde Vater, trat seine erste Stelle an. Bei der Staatlichen Hochbauverwaltung des Landes Baden-Württemberg. Bereits vor Studienabschluss zugesichert, unter Vorbehalt der alsbald erfolgreich absolvierten Prüfung. Woran keiner zweifelte. Philippe am wenigsten. Ein Jahr, in dem alles gelang. Ein glückliches Jahr. Sein künftiges Betätigungsfeld: Planung und Bauleitung der denkmalgerechten Wiederherstellung des Ensembles „Weissenhofsiedlung". Als einer von zwei freien Mitarbeitern direkt dem Projektleiter zugeordnet. Der Kollege, man kennt sich vom Studium, hat bereits im Jahr zuvor seine Stelle angetreten. Man musste jedoch bald feststellen, dass ein einziger Mitarbeiter die ausufernden Baumaßnahmen auf keinen Fall bewältigen konnte.

Ein weiterer Architekt musste eingestellt werden. Warum die Wahl ausgerechnet auf Philippe fiel, der keine besonderen Kenntnisse in Bezug auf die Baukunst der zwanziger Jahre besaß – im Gegensatz zu manch anderem Bewerber –, weiß man nicht. Auf jeden Fall passte er gut ins Team. Ein angenehmer Kollege. Ruhig und sachlich. Kein Angeber und Wichtigtuer. Als Architekt solide. Kein Überflieger. Für seine 26 Jahre hat er einiges erreicht. Das Studium, zunächst in Zürich, dann in Stuttgart, wurde zügig abgewickelt. Suo anno sozusagen. Philippe strebt nach geordneten Verhältnissen. Schon als junger Mann. Im Gegensatz zu seinen Altersgenossen goûtiert er die studentischen Freiheiten nicht besonders. Pflegt einen Hang zur bürgerlichen Daseinsform, die ihm selbst in Kindheit und Jugend versagt blieb. Schwierige Familienverhältnisse. Großbürgertum ohne entsprechende Mittel. Man lebt von der Vergangenheit.

Philippe will es anders machen. Er will etwas leisten. Im Beruf. Auf eigenen Beinen stehen. Er will Familie. Ganz konservativ. Der Mann verdient das Geld. Die Frau kümmert sich um Haushalt und Kinder. Philippe hat keine Jugendliebe, kaum Affären. Irgendwann begegnet

er einem Mädchen, das ihn will. Das hartnäckig ist und einfach bleibt. Das ihm mitten in der Abschlussprüfung ihre Schwangerschaft gesteht. Zu diesem Zeitpunkt ist sie bereits im vierten Monat. Man heiratet. Thomas ist Trauzeuge. Eine Hochzeit im allerengsten Kreis. Standesamt. Anschließend ein kleiner Sektempfang. Thomas bleibt nicht einmal über Nacht.

Fünf Monate später wird die Tochter Charlotte geboren. Philippe hat, was er wollte. Eine Familie. Ob er glücklich ist? Zunächst bleibt wenig Zeit, darüber nachzudenken. Zu dritt haust man provisorisch in der studentischen Zweizimmerwohnung. Das Kleinkind schreit, die Gattin nörgelt. Immer allein, so hat sie sich das Eheleben nicht vorgestellt. Philippe arbeitet sogar am Wochenende. Im Büro. Zu Hause findet er keine Ruhe. Geschweige denn Platz, das Reißbrett aufzustellen. Seine Tätigkeit wird nicht schlecht entlohnt. Allein, große Sprünge kann er sich nicht erlauben, jetzt, da er für drei Personen aufkommen muss. Eine bezahlbare Wohnung in angemessener Größe zu finden, erweist sich als schwierig. Zumal die Vorstellungen auseinander gehen. Er träumt von einer geräumigen Altbauwohnung im Zentrum. Mit Stuck und hohen Decken. Sie möchte ein Haus im Grünen. Mit Garten. Unerschwinglich. Dann wenigstens ein Reihenhaus. Philippe graust bereits bei dem Gedanken. Eine Eigentumsimmobilie ist sowieso nicht zu finanzieren. Vielleicht später. Wenn Philippe beim Weissenhofprojekt Erfahrungen gesammelt hat, wird er sich selbstständig machen. Ein eigenes Architekturbüro. Seine Gattin träumt weiterhin von der Villa mit Park.

Die Mietwohnung, die man schließlich bezieht, gefällt weder ihm noch ihr. Jeder hat das, was er eigentlich nicht will. Wie meist bei Kompromissen. Man rauft sich nicht zusammen, sondern driftet immer mehr auseinander. Die Geburt der zweiten Tochter verschärft die Lage. Er wollte das Kind nicht so bald. Wollte sich auf die Arbeit konzentrieren, nicht schon wieder eine neue Wohnung suchen. Nicht schon wieder einen schreienden Säugling, kaum dass der erste etwas ruhiger ist. 1987 ist das Weissenhofprojekt abgeschlossen. Philippes Werkvertrag läuft aus. Er könnte sich um eine Festanstellung beim

Hochbauamt bewerben, wären nicht die Träume vom eigenen Büro. Er wagt den Schritt, gemeinsam mit dem Kollegen vom Weissenhofprojekt. Der Kredit, den er zu diesem Zwecke aufnehmen muss, verursacht schlaflose Nächte. Doch das Geschäft prosperiert. Der Zeitpunkt ist glücklich gewählt – oder, wie Philippe sagen würde, blau – und die Aufträge können kaum bewältigt werde. Die Schulden sind bald abbezahlt, man stellt Mitarbeiter ein, zieht um in luxuriöse Räumlichkeiten in bester Lage. Philippe erwirbt zu einem mehr als günstigen Preis eine Altbauvilla am Herdweg. Einstmals Wohnhaus und Atelier eines bekannten Bildhauers. Nach gründlicher Sanierung und behutsamem Umbau ein wahres Juwel. Um das ihn jeder beneidet. Das schmeichelt sogar seiner Frau, bei der alles stets ganz neu sein muss. In diesem Punkt setzte sich Philippe durch. Es folgen ein paar ruhige Jahre. Das Planungsbüro erwirtschaftet viel Geld. Das gesellschaftliche Leben ist rege. Die Ehepartner haben wenig miteinander zu tun, abgesehen von gemeinsamen Repräsentationspflichten.

Das viele Geld kompensiert die Langeweile der Frau. Immerhin kann sie shoppen gehen. Sonst interessiert sie nichts. Sie könnte sich bilden, für etwas engagieren. Philippes Vorschläge stoßen auf taube Ohren. Warum sollte sie? Sie hat erreicht, was sie wollte. Mit geringem Aufwand. Seit der zweiten Schwangerschaft hat sie beträchtlich zugenommen. Sie isst undiszipliniert und bewegt sich kaum. Möchte aber gern dünn sein, wie die Models in den Hochglanzmagazinen, ihre einzige Lektüre. Trotz Erfüllung aller Konsumwünsche wächst ihre Unzufriedenheit. Sie erwartet, unterhalten zu werden. Allein langweilt sie sich. Sie findet nicht einmal Befriedigung in der Erziehung ihrer Töchter. Obwohl sie vor der Ehe als Kindergärtnerin tätig war. Sie vermag keinen Haushalt zu führen. Sie hat es nie gelernt.

Philippes Vorstellung vom idealen Familienleben – die Wohnung, sauber und aufgeräumt, die Gattin, gepflegt und freundlich, das wohlschmeckende Essen, auf dem Tisch, die Kinder, im Bett –, werden nicht eingelöst. Seine warme Mahlzeit muss er selbst zubereiten oder im Restaurant einnehmen. Leider findet er immer weniger Zeit zu

kochen. Früher stand er häufig am Herd. Probierte manches aus, nicht nur die studentische Einheitsgerichte. Sammelte Kochbücher. Er kochte auf hohem Niveau, fast wie ein Profi. Allein, im Chaos der heimischen Küche vergeht ihm die Lust. Er meidet das Haus, das er mit so großem Aufwand, mit so viel Herzblut exakt nach seinen Vorstellungen gestaltet hat. Häufig übernachtet er im Büro. Wenn er bis spät in die Nacht arbeitet. Er findet dort alles, was er braucht. Frische Kleidung zum Wechseln, eine Dusche, eine saubere Teeküche mit gefülltem Kühlschrank. Seine Gattin argwöhnt, eine andere Frau stecke dahinter. Sie macht ihm Vorhaltungen, obwohl es sie im Grunde nicht berührt. Er ist für sie ein fremder Mann, der bezahlt. So lange das Geld fließt, besteht keine Veranlassung, an Veränderung zu denken. Sie macht sich keine Sorgen. Geld wird immer fließen.

Und Philippe? Denkt er an Trennung? Nein, er fühlt sich schuldig. Weil er seine Vorstellungen nicht einlöst. Er hat versagt. Und übernimmt die Verantwortung. Besonders gegenüber den Kindern. Eine verworrene Konstellation. Er empfindet noch mehr Schuld, als nach Jahren ständigen Wachstums die Aufträge plötzlich ausbleiben. Man Mitarbeiter entlassen muss und daran denkt, sich räumlich zu verkleinern. 500 Quadratmeter in bester Innenstadtlage haben ihren Preis. Ein geschrumpftes Team benötigt weniger Platz. Die Mieten an der Peripherie sind günstiger. Trotzdem schreibt man rote Zahlen. Alle Hoffnung ruht auf der Ausschreibung für ein Großprojekt. Ein neues Museum. Die Lösung aller Probleme. Verbissen stürzt man sich auf das Vorhaben. Stellt alles andere zurück. Allzu viel gibt es sowieso nicht. Setzt sämtliche Ressourcen ein. Nimmt Geld auf zur Deckung der laufenden Kosten. Bis an die Grenze des Machbaren. „Ernst Bloch sagt: ‚Man muss in das Gelingen verliebt sein.‘ “, zitiert der Geschäftspartner und Freund. Verliebt vielleicht, doch die beiden sind besessen. Setzen alles auf eine Karte, um das Glück zu zwingen. Es muss gelingen.

Sie denken nicht ans Scheitern. Wer ans Scheitern denkt, hat bereits verloren. Man muss daran glauben. Der Entwurf – brillant. Ein Museum der Zukunft. Kein Schuhkarton, quadratisch, praktisch,

gut. Mit fader Enfilade. Überraschend versetzte Baukörper – rund, dreieckig, trapezförmig, vieleckig – verdichten sich zu immer neuen Raumperspektiven. Exakt abgestimmt auf die jeweils ausgestellte Kunst. Unterschiedliche Ebenen, verbunden durch Treppen und Rampen. Indirekte Belichtung. Ein Feuerwerk an Innovation. Zu innovativ für den Auftraggeber. Den Zuschlag erhält eine konventionelle Lösung. Das Ende für Philippe und seinen Partner. Insolvenz. Die Gattin reicht die Scheidung ein. Sie verkauft die Villa, die im Grundbuch auf ihren Namen läuft und somit nicht in die Konkursmasse fällt. Mit 37 Jahren steht Philippe vor dem Nichts. Er hat alles verloren. 1994 ist wahrlich kein blaues Jahr.

Seinen Freunden gilt Philippe als Mann von Geschmack. Seine Eheschließung löste ziemliches Erstaunen aus. Zu sehr widersprach die Erscheinung der Auserwählten dem, was man als Philippes ästhetisches Empfinden kannte. Man hatte etwas Besonderes erwartet. Klug und schön, akademisch gebildet und beruflich engagiert. Eine selbstbewusste und selbstständige Frau. Keine Kindergärtnerin. Ein unscheinbares Geschöpf, dessen auffallende und ein wenig billige Aufmachung in doppeltem Kontrast zu ihrem farblosen Aussehen stand. Was will man von einer Neunzehnjährigen erwarten? Aber musste es gerade sie sein? Und warum so früh, so überstürzt? Philippe hätte noch zehn oder fünfzehn Jahre warten können. Sich auf das berufliche Fortkommen konzentrieren. Das Leben genießen. Reisen, etwas von der Welt sehen. So viele Möglichkeiten. Die Heirat zog einen Schlussstrich unter alle verlockenden Zukunftsperspektiven.

Es führt kein Weg zurück. Eine Einbahnstraße. Zwar kann man den Ehevertrag lösen, allein der Status ante quem stellt sich dadurch nicht wieder ein. Er bleibt absolut unerreichbar. Schon deshalb, weil man zehn oder fünfzehn Jahre älter geworden ist. Jeder Altersstufe entspricht ihre spezifische Daseinsweise. Und der Versuch, eine überholte Form zu konservieren, ist von vornherein zum Scheitern verurteilt. Den ewig Jungen, die sich immer wie zwanzig fühlen, entsprechend kleiden und benehmen, eignet etwas abgrundtief Peinliches. Sie biedern sich den wirklich Jungen an in der Hoffnung,

vom Glanz der Jugend werde etwas für sie abfallen, ernten nichts als Spott und Hohn. Was sie gekonnt ignorieren. Während man hinter ihrem Rücken tuschelt. Wir schweifen ab. Zurück zu Philippe, dem weder Kindheit noch Jugend in besonders guter Erinnerung blieben. Von der Zeit im Internat abgesehen, den ersten Semestern in Zürich. Die Freundschaft mit Thomas. Seltene Beständigkeit in einem unsteten Leben. Die Familie, hugenottischen Ursprungs und einst außerordentlich reich, hatte ihr Vermögen verloren. Die Ehe der Eltern – problematisch. Philippe, das einzige Kind, wuchs bei den Großeltern auf. Später schickte man ihn aufs Internat. Ein stilles, schüchternes Kind. Unauffällig. Angepasst, nie resistent. Distanziert. Keine Nähe zulassend. Philippe schien immer genau zu wissen, was er wollte. Klare Vorstellungen. Architekt. Infolgedessen Konzentration auf die mathematisch- naturwissenschaftlichen Fächer. Mit Literatur, bildender Kunst, Musik weiß er wenig anzufangen. Kein Interesse für die Phänomene jenseits der Natur. Die Deutschaufsätze – ein Gräuel. Er ist nüchtern, ohne einen Hauch von Phantasie. Auch Thomas musische Neigungen vermögen ihn nicht an das heranzuführen, was außerhalb seines Horizonts liegt.

Stattdessen überdurchschnittlich entwickeltes räumliches Vorstellungsvermögen. Die Lehrer erinnern sich an einen vernünftigen Schüler. Der sich nicht an den Streichen der Kameraden beteiligt. Konstant in seinen Leistungen. Hervorragende Noten in den naturwissenschaftlichen Fächern und Mathematik. Die eben noch zufrieden stellenden Noten im sprachlichen und musischen Bereich drücken den Schnitt nach unten. Schade. Die Mitschüler wissen nicht, wie sie Philippe einschätzen sollen. Er fällt aus dem Rahmen. Ein Außenseiter. Wie Thomas. Trotz unterschiedlicher Begabungen verbindet die beiden eine enge Freundschaft. Voraussetzungslos, wie es nur Jugendfreundschaften sein können. Philippe wird sich nie wieder einem Menschen so öffnen wie Thomas. Die beiden sind in einer Ausschließlichkeit aufeinander bezogen, die Pädagogen zum Grübeln veranlasst. Überflüssigerweise, denn beide verbindet nicht das, was deren schlüpfrige Phantasie evoziert. Das am allerwenigsten. Nicht einmal gesprächsweise. Es ist einfach nicht wichtig.

Wichtig vielmehr, hinauszugehen in die Welt, aus dem strengen Reglement des Internats in die Freiheit einer selbst gewählten und selbst bestimmten Existenz. Gemeinsam will man Architektur studieren. An der Eidgenössischen Technischen Hochschule in Zürich. Dann Stuttgart, das Mekka des Hochbaus. Später. Zunächst lebt man in Zürich. Eine wunderbare Zeit. Für beide. Nicht nur im Rückblick. Erfüllte Gegenwart, nicht bloß schön imaginierte Vergangenheit. Danach verliert man sich aus den Augen. Philippe geht nach Stuttgart, Thomas zieht es nach München. Dennoch, bei Philippes Vermählung fungiert Thomas als Trauzeuge. Philippe umgekehrt bei Thomas. Fünf Jahre später. Er beneidet den Freund. Iris macht Eindruck. Ein Glückspilz, dieser Thomas. Damals geht es Philippe gut. Das aufstrebende Architekturbüro, zwei reizende Töchter. Schade, dass man sich so selten sieht. Freilich, Philippe ist ziemlich eingespannt. Da bleibt keine Zeit für gemeinsame Unternehmungen. Philippe kann sich nicht vorstellen, dass eine Frau wie Iris Gefallen an der Konversation seiner Gattin fände. Er schämt sich ihretwegen. Im direkten Vergleich mit Iris, die all das verkörpern scheint, was er sich jemals erträumte. Redet er sich jedenfalls ein. Vollkommen unzutreffenderweise. Denn Philippe hätte sich niemals in Iris verliebt. Er legt quasi beide Frauen in die Waagschale – und befindet Iris als bedeutender. Er bewundert sie. Nicht als Mensch, sondern in dem, was sie vermittelt. Ihre Weltgewandtheit. Er imaginiert sich an ihre Seite. Nimmt den Platz von Thomas ein. Er gönnt dem Freund diese wunderbare Frau nicht. Versucht, den Gedanken zu verdrängen, wie anders sein Leben verlaufen wäre. Mit ihr.

Dabei kennt er sie gar nicht. Er sieht sie bei ihrer Hochzeit zum ersten Mal. Zu seiner Hochzeit erschien Thomas ohne Begleitung. Seine Beziehung zu Iris war damals unverbindlich. Es wäre ihm nie eingefallen, sie offiziell zu präsentieren. Nicht einmal als Freundin. Eine in alle Richtungen offene Beziehung. Keine übereilten Aktionen wie bei Philippe. Der sich – nicht ganz zu Unrecht – als Opfer fühlt. Durchaus nachvollziehbar, dass er seine Frau – die übrigens auf den Namen Anita hört, den Philippe ganz unmöglich findet und nur unter Zwang ausspricht – inzwischen hasst. Ihr die Alleinschuld

an allem Ungemach zuweist. Nun gut, er hätte nein sagen können. Vor der Schwangerschaft. Keiner zwang ihn zu heiraten. Trotz Schwangerschaft. Wenn überhaupt, ist er Opfer der eigenen Vorstellungen. Man beschreitet den Weg des geringsten Widerstands, indem man sich so verhält, wie das erwartet wird. Im Grunde weiß Philippe ebenso wenig, was er will, wie alle anderen. Er tut nur so als ob. Blinder Aktionismus.

Anita hingegen packt nichts an. Sie ist reine Passivität. Fordert. Ständig will sie etwas. Dies oder jenes. Was die Freundinnen besitzen. Allesamt gut verehelicht. Nach kurzer Tätigkeit in einem der typischen weiblichen Ausbildungsberufe. Zahnarzthelferin, Friseurin, Anwaltsgehilfin, Kindergärtnerin. Als gut situierte Gattinnen verspüren sie vor allem das Eine – Langeweile. Der Gatte lebt für den Beruf – jemand muss schließlich das Geld erwirtschaften –, er arbeitet 24 Stunden am Tag inklusive Wochenende. Bleibt quasi unsichtbar. Um die Kinder kümmern sich Kindergarten und Ganztagsschule. Für die Hausarbeit gibt es eine Zugehfrau. Es bleibt nichts zu tun. Der Tag dehnt sich in gleichförmiger Eintönigkeit. Man trifft sich. Zum Einkaufen, zum Essen. Die Konversation beschränkt sich auf den üblichen Klatsch. Aus dem eigenen Bekanntenkreis oder von der so genannten Prominenz. Viel gibt das nicht her. Die Unterhaltung gerät ins Stocken. Man pflegt weder geistige noch musische Neigungen. Nicht einmal ein praktisches Hobby, wie Stricken oder Nähen oder Rosen züchten. Man will unterhalten sein. Sich bequem zurücklehnen und konsumieren. Man hat genug geleistet. Indem man den richtigen Mann geheiratet hat. Nach diesem Kraftaufwand ist es mehr als billig, den Rest seiner Tage im Müßiggang zu verleben. Man hat es geschafft und braucht sich nicht mehr anzustrengen.

„In meinem Elternhaus hingen keine Gainsboroughs […]“, dichtet Gottfried Benn, der zeit seines Lebens die Armut und kleinbürgerliche Enge seiner Herkunft als Mangel empfand. Bei Philippes Großeltern hingen nicht nur echte Gainsboroughs. Jean Baptiste Dumas besaß einst bedeutende Kunstwerke des 18. Jahrhunderts. Gemälde englischer und französischer Meister nebst einigen jener besonders

seltenen und erlesenen Boulle-Möbel, die in den Jahren 1690 bis 1710 ausschließlich für Ludwig XIV. gefertigt wurden, sowie Preziosen aus der Neuwieder Werkstatt von Abraham und David Roentgen. Ein Kind wie Thomas hätte sich faszinieren lassen von den artifiziellen Einlegearbeiten in Schildpatt, Elfenbein, Kupfer, Zinn, Ebenholz, Perlmutt. Er hätte sich nicht satt gesehen an den zarten Blumenbuketts, kunstvoll arrangierten Vasen, umflattert von exotischen Vögeln und Schmetterlingen. So lebensecht, dass man darauf wartete, sie davonfliegen zu sehen.

Thomas hätte sich dafür begeistert. Wohingegen Philippe zwar räumliche Vorstellungskraft besitzt, jedoch kein Sensorium für visuelle Reize. Geordneter Raum. Vorne, hinten, oben, unten. In Relation zum jeweiligen Bezugspunkt. So oder so. Aber nie so und so. Er betrachtet die Malerei als etwas Abbildhaftes. Deshalb gewinnt er ihr wenig ab. Das leistet die Fotografie besser. Glaubt Philippe, dem nie bewusst wird, dass Fotografie ebenso wenig plattes Abbild bedeuten kann, da bereits der Bildauschnitt einen Akt der Selektion darstellt. Kurzum, Philippe ist ein Mann der Wirklichkeit. Was immer darunter versteht. Der Bereich des Scheins – und Kunst ist scheinhaft – verschließt sich seiner Wahrnehmung. Ihm bedeutet der archaische Torso einen Körper ohne Gliedmaßen und Kopf. Etwas Defizientes, dem Wesentliches fehlt. Kein „Du musst Dein Leben ändern!“, stellt sich ein. Der Torso bleibt Fragment. Mängelbehaftet, weil unvollkommen. Nichts weist über die platte Tatsächlichkeit hinaus. Nichts kommt in Gang.

So betrachtet kann Kunst nur langweilen. Weswegen Philippe sie meidet. Obwohl ihm Stuttgart manches böte. An Museen und Galerien. Die er in Zürich zusammen mit Thomas gern besuchte. Weil er es als angehender Architekt schick fand, sich für Kunst zu interessieren. Gute Unterhaltung. Wenn er jetzt Entspannung braucht, treibt er Sport. Bis zum Exzess. Schwingt sich aufs Rennrad, tritt bis zur Erschöpfung in die Pedale. Oder läuft wie ein Verrückter. Früher spielte er regelmäßig Tennis. Zuweilen wirft er einen Blick in die Tageszeitung. Fachliteratur. Man muss sich informieren. Wenn er

in der Nacht nach Hause kommt, fällt er todmüde ins Bett. Musik erträgt er schon gar nicht. Kein Auge, kein Ohr – nur Geruch- und Geschmackssinn offenbaren sich erstaunlich differenziert. Philippe hasst üble Gerüche und schlechtes Essen. In diesem Punkt zeigt er sich äußerst empfindlich. Jede homöopathische Dosis an Geschmacksverstärker erschnuppert er sofort. Das hat ihm so manches Restaurant verleidet. Zu weich gegartes Gemüse, angedickte Saucen, zähes Fleisch verzeiht er niemals. Er kocht selbst, um den eigenen Ansprüchen an gutes Essen zu genügen.

„Als Koch bist du ein wahrer Künstler, nicht jedoch als Architekt. Denn Architektur ist keine Kunst, sondern Handwerk." Was Thomas durchaus scherzhaft formuliert, macht Philippe betroffen. Er betrachtet seine Entwürfe als Kunst. Wenn nicht die Ausführung, dann zumindest die Entwürfe. Bei der Ausführung wird manches verwässert. Zu viele Kompromisse. Wünsche des Auftraggebers, um die man nicht herumkommt. Aber der Entwurf, die reine Idee. In umgangssprachlicher, nicht in philosophischer Bedeutung. Im Sinne von „concetto". Thomas irrt. Architektur bedeutet nicht Handwerk. Nicht mehr. Architektur ist Konstruktion. Nicht Altbackenes, kleinteilig Ausgeschmücktes, Stuck innen wie außen. Alles nur aufgesetzt. Inszenierung. Schein.

Moderne heißt: Bekenntnis zur Struktur. Nicht mehr schamhaft verborgen, sondern für jedermann sichtbar. Die Schönheit von Stahl, Beton, Glas. Funktionalismus heute. Ornament ist Verbrechen. Keine Paläste, Kirchen, Museen – die Bauaufgabe der Zukunft sind Mietshäuser und Fabrikhallen, Bahnhöfe und Flughäfen. Megacities mit hoher Verdichtung und der atemberaubende Wille zur Mobilität – das sind die neuen Herausforderungen. Der Historismus des 19. Jahrhunderts verkleidete Bahnhöfe als romanische Basiliken, Börsengebäude als griechische Tempel. Ganz zu schweigen vom Museum als „ästhetischer Kirche". Das Profane wurde sakralisiert, weil das Sakrale ausgedient hatte. Die Moderne geht den umgekehrten Weg. Den der Profanierung. Nun gleicht die Kirche aufs Haar der Fabrikhalle. Bis zur Postmoderne, die wiederum aus

dem Repertoire des 19. Jahrhunderts schöpft. Philippe verabscheut diesen Auswuchs. Den Rückfall ins längst überwunden Geglaubte. Wenn schon Historismus, dann wenigsten im Original. Nicht diese aufgepfropften Erker, Türmchen, Balkone, die eine einfallslose Schuhkartonarchitektur aufwerten sollen. Gewissermaßen als Accessoire der üblichen Stahlbetonkonstruktion vorgeblendet. Um darüber hinwegzutäuschen, dass sich hinter geschwungenen Fassaden, Türmen mit Goldkuppeln und Mosaikverzierung und prunkvollen Portalen die immer gleichen einfallslosen Grundrisse viel zu kleiner Wohnungen finden.

Philippe hat beim Weissenhofprojekt viel gelernt. Was er hinterher rasch vergessen musste. Auf ihn warten keine stadtplanerischen Aufgaben. Es gilt nicht, Trabantenstädte aus dem Boden zu stampfen oder innovative Verkehrskonzepte zu entwickeln. Die Fabrikhallen und Stadien, die Flughäfen und Musicaltheater bauen andere. Zu ihm kommt man als Bauherr eines Einfamilienhauses. Was durchaus seinen Reiz haben könnte. Ohne den Bauherrn mit seinen Vorstellungen. Weit entfernt von dem, was Philippe unter Architektur versteht. Da ist Kompromissbereitschaft gefragt. Schließlich muss man von etwas leben. Vergnügen bereitet das nicht. Philippe hatte andere Visionen. Von Architektur, wie sie sein könnte. Wie sie sein sollte. Nicht diese Standardhäuser. Hauptsache protzig. Jeder soll sehen, was man besitzt. Auf den ersten Blick. Hauptsache teuer. Kostspielig gleich schön. Man kann es ihnen nicht ausreden. Irgendwann versucht man es nicht mehr. Man kapituliert. Das bittere Ende kommt für Philippe früh genug. In Form der Insolvenz.

Schlechte Aussichten. Als Student ging es Philippe besser. Nun steht er vor dem Nichts. Denn das Wenige, das ihm bleibt, fließt in die Unterhaltszahlungen für Kinder und Gattin. Philippe ist 37, geschieden, pleite. Der Partner hat es besser getroffen. Er fand nach kurzer Übergangszeit eine Anstellung beim städtischen Hochbauamt, nachdem er rechtzeitig bei den früheren Vorgesetzten vorstellig geworden war. Philippe versinkt in Depression. Er haust in einer winzigen Einzimmerwohnung. Kochnische und Duschbad. In einer

jener gesichtslosen Wohnanlagen. Zwanzig Stockwerke, höher ging nicht. Optimale Nutzung der Fläche. Ein reiner Zweckbau. So billig wie möglich. Lange eintönige Flure. Tür an Tür. Menschenleer. Nur selten bekommt man die Bewohner zu Gesicht. Sie verlassen das Haus früh und kehren erst in der Nacht zurück. Wenn sie Arbeit haben. Viele sind arbeitslos wie Philippe. Sie scheuen soziale Kontakte und verlassen die Wohnung nur zum Einkaufen. Die Infrastruktur ist schlecht, der nächste Supermarkt kaum zu Fuß erreichbar. Philippe bewohnt nun die Architektur, die er immer verabscheute.

Es brauchte nicht die praktische Erfahrung, die Probe aufs Exempel, um zu erkennen, dass man hier nicht leben kann. Allenfalls existieren. Die endlos-monotonen Korridore, über denen ein Grauschleier liegt. Überhaupt, jeder Farbton scheint ins Graue gebrochen. Die Wände – gräulichgelb, der Fußboden – gräulichbraun, die Wohnungstüren – gräulichgrün, die Briefkastenanlage im Erdgeschoss – gräulichblau. Wäre Philippe belesen, würde er das Beklemmende der Atmosphäre vielleicht als kafkaesk bezeichnen. Ausweglos, trostlos. Doch Philippe liest keine Literatur, und Franz Kafka ist ihm kein Begriff. Obwohl er nun alle Zeit der Welt hat. Für das, was er immer schon wollte, jedoch mangels Zeit nie konnte. Ihm fehlt jegliche Energie. Apathisch liegt er im Bett, denkt zuweilen an Selbstmord.

Er versucht, an bessere Zeiten zu denken. Und findet wenig, an das er sich erinnern könnte. Die Zeit, sie verflog im Handumdrehen. Die selbst gesetzten Ziele, die es zu verwirklichen galt. Da grübelt man nicht. Man handelt. Ein junger Mann voller Pläne. Immer vernünftig. Bereits als Schüler. Keiner, der mit dem Kopf in den Wolken schwebt. Ein Praktiker, der sich nicht auf Abenteuer des Geistes einlässt. Kein Metaphysiker. Von Natur aus wenig kommunikativ. Seine Wirkung auf das andere Geschlecht verdankt sich einer blendenden Erscheinung. Der allerdings jegliches Raffinement abgeht. Ein Typus wie aus der Zahnpastawerbung. Mittelgroß, drahtig, dunkelhaarig, gebräunt, mit markanten Zügen. Durchschnittsgeschmack. Zu glatt, um Ressentiments zu erwecken. Ansehnlicher als die meisten, jedoch auf banale Weise. Ein Gesicht ohne Tiefe. Reine Oberfläche. Das

reicht. Niemand liebt das Abgründige. Viel zu riskant. Man bevorzugt festen Boden unter den Füßen. Auch wenn es nur Täuschung ist. In der Tat, Philippe kommt bei den Damen gut an. Er schenkt dem wenig Beachtung. Was ihn umso anziehender macht. So lange der Erfolg anhält. Nach dem Konkurs lassen ihn alle fallen. Nicht einmal die Kinder zeigen nennenswertes Interesse an seiner Person. Sie passen sich ohne Murren den Gegebenheiten an. Der einzige, der sich nicht anpassen will, ist Philippe. Er weigert sich, die Situation zur Kenntnis zu nehmen. Wenn er die Misere nur lang genug ignoriert, wird sie eines Tages verschwinden. Ganz von selbst. Wie ein übler Kopfschmerz. Am besten, man denkt nicht daran. Eines Morgens schlägt man die Augen auf und alles ist wie es war. Die Sonne lacht, der Spuk ist vorüber.

Côte d'Azur 1972. Als fünfzehnjähriger Schüler nahm Philippe an einer Klassenfahrt nach Südfrankreich teil. Per Bus. Über Lyon nach Avignon. Von dort einige Tage die Sehenswürdigkeiten der Umgebung ansteuernd. An die sich Philippe nicht mehr erinnert. Nicht einmal an die Höhepunkte römischer Baukunst, die ihm dort präsentiert werden. Anschließend eine Woche am Meer. In St-Raphaël. Ein kleiner Badeort. Nicht so mondän wie Cannes oder Nizza oder St-Tropez. Selbstverständlich nicht ohne das obligate Kulturprogramm, jedoch in stark eingeschränkter Form. Ein Ausflug nach Marseille, von dem man wenig mehr zu Gesicht bekommt als den Hafen. Man setzte sogleich zur berüchtigten Gefängnisinsel Château d'If über, den meisten ein Begriff. Dank der Lektüre von Alexandre Dumas „Der Graf von Monte Christo". Sogar Philippe konnte dem Unternehmen etwas abgewinnen.

Wohingegen St-Tropez auf ganzer Linie enttäuschte. Es sah nicht anders aus als St-Raphaël. Hafen, Altstadt, Restaurants, Boutiquen. Von Jetset keine Spur. Selbst wenn – in diesem Alter lassen einen solche Phänomene eher unberührt. Was Eindruck hinterließ. Die kleinen Lokale, mit Tischen im Freien unter Sonnenschirmen und Gerichte wie „Moules Marinières", die man in Deutschland kaum kannte. Die jungen Frauen in ihren bunten Hängerchen, die viel Haut

zeigten. An Beinen und Schultern. Denn die Kleidchen – das war neu und modisch – ließen nicht nur die Arme frei, sie besaßen überhaupt keine Träger im herkömmlichen Sinn. Vielmehr wurde der Stoff des Vorderteils um den Hals geführt und im Nacken verknotet, mittels einer Schließe geschlossen oder lief ohne weitere Unterbrechung um den Hals nach vorn. Letzteres nicht eben praktisch, da das Teil beim Ankleiden über den Kopf gezogen werden musste. Auf diese Weise blieben nicht nur Arme und Schultern, sondern auch ein mehr oder minder großes Stück des Rückens unbedeckt. Denn das rückwärtige Dekolleté reichte, je nach Wagemut der Trägerin, zuweilen bis zum Gesäßansatz. Iris wüsste selbstverständlich den Terminus technicus für diesen spezifischen Schnitt: Neckholder. Doch für die Faszination, die jene Kleidchen auf Jünglinge ausübten, bleibt das ohne Belang. Dazu trug man flache Zehensandalen. In der Art der viel später populären Plastikbadelatschen, Flipflops genannt. Jedoch aus Leder und mit Riemchen über Spann und Ferse wie üblich bei Schuhwerk dieser Art. Die Sandale saß einigermaßen fest am Fuß. Kein schmatzendes Geräusch durch Abheben des Fußes von der Schuhsohle stellte sich ein.

Und dann die Nächte am Strand! Wenn die Lehrer schliefen, schlich man sich aus dem Hotel. Unter Mitnahme von Badelaken und hoteleigenen Wolldecken. Es kann empfindlich frisch werden. „Au bord de la mer“ stieß man auf anderes Jungvolk. Schüler, Studenten, Hippies. Manche auf Klassenfahrt wie Philippe, andere auf eigene Faust per Anhalter unterwegs. Einige auf der Durchreise nach Sète, dem Hippy-Treffpunkt. Die Rotweinflasche machte die Runde. Man rauchte. Selbst Gedrehte, Gaulloises, einen Joint. Süßlicher Geruch von Haschisch. Noch ist es lau. Ein Bad im Meer. Nackt. Sand klebt auf salziger Haut. Einer klimpert Sentimentales auf der Gitarre. Georges Moustaki. Allmählich wird es kalt. Die Tramper, gewohnt draußen zu nächtigen, haben Schlafsäcke dabei. Die sie gern teilen. Man kommt sich näher. Oder auch nicht. Schlaf findet man so oder so keinen. Man muss rechtzeitig ins Hotel zurück. Bevor die Lehrer aufwachen. Dort verschläft man den Rest des Tages. Lässt sich von niemand aus dem Bett vertreiben.

Seltsam, dass Philippe sich ausgerechnet jetzt erinnert. Mehr als zwanzig Jahre später. Obwohl sich nichts Spektakuläres zugetragen hatte. Damals. Kein Abenteuer. Nicht einmal ein Flirt. Die Mädchen hielten sich an die älteren Jungs, und Philippe war viel zu schüchtern, selbst die Initiative zu ergreifen. Doch das zählte nicht. Die spezifische Atmosphäre grub sich ins Gedächtnis ein als etwas von der gewohnten Alltäglichkeit Abweichendes. Eine Summe von Eindrücken, die zu einer Gesamtheit verschmelzen. Stimmungspartikel, die das Gehirn im Laufe der Zeit abschleift. Zu einem Konzentrat eindampft. Sozusagen reduziert. Wie eine Sauce. Am Ende bleibt ein winziger Rest höchster Intensität zurück. Erinnerung an Erinnerung. Angenehme Gestimmtheit. Von Philippe sorgsam gehegt. Er hat nicht viel davon.

Thomas nahm an der Südfrankreichfahrt nicht teil. Beide besuchten noch unterschiedliche Klassen. Thomas stieß erst später hinzu. Als Folge abermaligen Wiederholens. Man entdeckte gemeinsame Wurzeln: in Frankfurt am Main geboren und aufgewachsen. Die leichte Andeutung hessischen Zungenschlags. Die Aussprache von sch oder g wie ch, von Nichthessen meist als Lispeln missverstanden. Die sollten Goethe lesen. Faust: „Ach neige, / Du Schmerzenreiche […]“ ergibt nur einen sauberen Reim, wenn „neige“ als „neiche“ gesprochen wird. Der Geheime Rat verleugnete sein Hessisch nie, auch nicht in Weimar. So wenig wie Schelling sein Schwäbisch in Berlin. Wo kaum jemand verstand, dass mit „Ebbes“ „Etwas“ gemeint war. Ein häufig gebrauchter Begriff bei Schelling.

Zuzeiten von Thomas und Philippe sprach die Mehrzahl der Mitschüler im oberschwäbischen Internat Schwäbisch. Honoratiorenschwäbisch im Unterricht, in der Freizeit die unverkünstelte Originalversion. Hessisches oder kurpfälzisches Idiom dünkte exotisch. Schüler aus Regionen nördlich der Mainlinie gab es nicht. Das galt ebenso für den Lehrkörper. Nur der Deutschlehrer – „Ich spreche druckreif und dasselbe erwarte ich auch von Ihnen!“ – befleißigte sich lupenreinen Hochdeutschs. Ein kleiner Mann mit scharf gebogener Nase, die Haare über nicht unerheblichen Geheimratsecken steil noch oben frisiert. Ein Haupt, das an einen angriffslustigen Wiedehopf mit

gesträubten Kopffedern erinnerte. Sei Steckenpferd war denn auch, ganz ohne Scherz, die Ornithologie. Eine Art jener physiognomischer Wahlverwandtschaft, die sich zuweilen zwischen Herr und Hund, Pferd und Reiter einstellen mag. „Es ist der Geist, der sich den Körper baut“, womit wir wiederum bei Goethen wären, um den man nicht so leicht herumkommt. Oder gleich zurück zu den Griechen mit ihrer Kalokagathie. Was Philippe und Thomas nicht wissen müssen. Denn sie besuchen kein humanistisches Gymnasium, nicht einmal ein neusprachliches, sondern den mathematisch-naturwissenschaftlichen Zweig. Folglich allenfalls ein wenig Englisch und Französisch. Keine alten Sprachen, mit denen sich die meisten schwer tun. Die Plackerei bleibt den beiden erspart. Besser so. An ihnen sind der Welt wahrlich keine Altphilologen verloren gegangen. Obwohl man das nie so genau wissen kann. Außerdem, es gibt Exotischeres als Latein oder Altgriechisch. Farsi, Urdu, Sanskrit, Hindi. Russisch kommt allmählich in Mode. Spanisch als Weltsprache. Japanisch. Chinesisch.

Es wird seine Zeit brauchen, bis derartiges Eingang in die Lehrpläne findet. Für die Reise nach London – berufsbedingt oder zum Zeitvertreib – reicht das Schulenglisch allemal. Für die unumgängliche Fachliteratur sowieso. Man reist ins Elsass, um gepflegt zu speisen. Zuweilen nach Italien. Der Osten – Terra incognita. Philippe würde gern die Vereinigten Staaten bereisen, der Architektur wegen. New York, Chicago. Die Häuser von Frank Lloyd Wright. Man muss das im Original sehen. Grundrisse und Reproduktionen vermitteln nur einen dürftigen Eindruck. Nicht einmal überdurchschnittliche räumliche Vorstellungskraft vermag Abhilfe zu schaffen. Und Computersimulationen gibt es damals noch nicht. Die dem Betrachter das Gefühl geben, höchstselbst ein Bauwerk zu durchschreiten. Sogar eines, das längst nicht mehr existiert. Bei Philippe kommt man doch immer wieder auf die Architektur zurück. Seine einzige Leidenschaft. Er will etwas Bleibendes schaffen. Was in die Geschichtsbücher eingeht. An dem sich künftige Generationen orientieren. Etwas Innovatives. Wie zum Beispiel die Zeltdachkonstruktion des Münchner Olympiastadions. Stattdessen – Einfamilienhäuser. Wahrlich keine Herausforderung. Eins wie das andere. Serialität. Der

Philippe auf seine Weise ebenso unterliegt. Auch wenn er das nicht wahrhaben will. Ein Architekt wie aus dem Bilderbuch. Mit runder Le-Corbusier-Brille in Rot, Tweedjackett, Cordhose und Pfeife. Selbstverständlich fährt er einen Volvo. Er sammelt Bauhausklassiker. Le-Corbusier-Sitzmöbel und die berühmte Liege, selbstverständlich mit dem schwarzweiß gefleckten Bezug. Marcel Breuers Wassily-Sessel, Mies van der Rohes Barcelona-Ensemble. Den Rietveld-Stuhl. Repliken. Die Originale sind unbezahlbar. Er legt größten Wert auf gutes Design. Gerade bei den Dingen des täglichen Gebrauchs. Bis zum Salz-und-Pfeffer-Set, „Max und Moritz“ genannt, das Wilhelm Wagenfeld für die Württembergische Metallwarenfabrik in Geislingen entwarf. Das Teeservice von Walter Gropius. Elektrogeräte nur von Braun. Dazu passend die Gattin in Comme des Garçons oder Yohji Yamamoto? Leider nein. Anita favorisiert einen ganz anderen Look. Das genaue Gegenteil. Boutiquenmode im Versace-Stil. Neobarock, üppig, viel Gold und Glitzer, auffällige Muster, Rüschen und Volants. Traum jeder neureichen Gattin. Man sieht, dass es teuer ist. Man kann es sich leisten. Komplett mit passenden Accessoires. Mode für Popstars und Frauen von Fußballspielern. Zeig dein Geld!

Das Auto avanciert zum Statussymbol Nummer eins. Warum? Weil jeder die Botschaft versteht: Hier wurde richtig viel Geld ausgegeben. Was sich bei anderen Objekten nicht so ohne weiteres abschätzen lässt. Nicht einmal bei Schmuck. Denn die protzigen Edelsteine könnten nachgeahmt sein. Und manchem unscheinbaren Chronometer sieht man nicht an, dass sein Besitzer dafür den Preis eines Kleinwagens entrichten musste. Was aber nützt ein Statussymbol, das nicht von jedermann auf den ersten Blick als solches zu identifizieren ist? Gar nichts. Weswegen Anita Philippe schon lange in den Ohren liegt, den Volvo gegen ein standesgemäßes Gefährt einzutauschen. Das nervt. Philippe reagiert mittlerweile geradezu allergisch auf seine Gattin. Was sie plappert, wie sie aussieht. Er kann sie nicht mehr riechen. Obwohl sie keinerlei Körpergeruch aufweist, sondern nach einem teuren Parfum duftet. Ein orientalisch-schwüles, ziemlich schweres Bukett. Moschus, Weihrauch, Würznoten, synthetische Komponenten. Philippes Nase diagnostiziert anderes. Zweifellos, es

riecht nach Friedhof. Friedhof im Sommer. Als Kind zu Besuch bei den Großeltern mütterlicherseits. Auf dem Land. Die Grabpflanzen brauchen Wasser. Gießkannen und Brunnen finden sich bei der Leichenhalle. Der Weg führt vorbei am Komposthaufen. Hier werden verblühte Sträuße und andere Pflanzenabfälle entsorgt. In der Hitze zersetzen sie sich im Handumdrehen. Im Wasser der Grabvasen sind die Stängel längst zu einer schleimigen, extrem übel riechenden Masse vergoren. Der Komposthaufen muss mehrmals passiert werden. Eine Gießkanne reicht nicht. Der Gestank – infernalisch. Es hilft nicht, die Nase zuzuhalten. Die Fäulnis findet ihren Weg. Man kann nicht wegriechen, wie man wegschauen kann.

Furchtbarer Geruch, die Hitze, das Ambiente von Tod und Verwesung. Die Vorstellung, dass hinter den Türen der Leichenkammern Leiber verfaulen. Das alles flößt Philippe entsetzliches Grauen ein. Ihm graust vor jenem Ort. Nie hat er sich einen Spaß daraus gemacht, durch eines der hoch gelegenen kleinen Fenster zu spähen. Wie andere Kinder. Die zu diesem auf die Schultern eines Kameraden stiegen. Leichenschauen – eine beliebte Unterhaltung. Ein makaberer Spaß, an dem Philippe kein Gefallen findet. Die Unbekümmertheit der Kinder schreckt ihn. Ihr Umgang mit den natürlichen Dingen des Lebens. Geburt und Tod. Er ist glücklich, wenn er in die Stadt zurückkehrt. Die Natur ist ihm unheimlich. Erschreckend und unberechenbar. Besser, man blendet jenen Bereich aus. Philippe besucht weder Krankenhäuser noch Seniorenheime. Nicht einmal bei der Geburt der Töchter ist er anwesend. Was man ihm übel anrechnet. Man erwartet vom künftigen Vater, dass er sich einbringt. Dass er quasi ebenfalls schwanger geht. Inklusive Schwangerschaftsgymnastik und Gewichtszunahme.

Anita kennt sich aus. Als Kindergärtnerin. Sie selbst bezeichnet sich als Pädagogin. „Wir Pädagogen wissen, wie wichtig die Bindung an den Vater ist. Schon vor der Geburt." Obwohl sie ihren Beruf nur kurze Zeit ausüben durfte, schöpft sie aus einem unermesslichen Schatz an praktischer Erfahrung. Die Betonung liegt auf praktisch. Denn mit der Theorie hapert es. Also keine Entwicklungsstufen nach Piaget.

Viel zu verkopft. Denn: „Wir Pädagogen sind Praktiker." In Sachen frühkindlicher Förderung hält sie sich beim eigenen Nachwuchs tunlichst zurück. Wiewohl sie keiner beruflichen Tätigkeit nachgeht, werden die beiden Mädchen, Charlotte und Natalie, so bald wie möglich in die Obhut einer staatlichen Einrichtung, Tagesstätte beziehungsweise Kindergarten, gegeben. Im Sinne einer wohl überlegten Konfliktvermeidungsstrategie, erhalten sie alles, was sie sich wünschen. Pädagogisch nutzloses bis fragwürdiges Spielzeug. Rosa Plastikkram. Keine Musikschule. Nicht einmal Kinderbücher. Wer sollte daraus vorlesen? Anita hat Besseres zu tun. Und Philippe? Verbringt die meiste Zeit im Büro. Obgleich mit Kultur groß geworden, hält sich sein Interesse daran in Grenzen. Für ihn zählt der gesellschaftliche Nutzen. Man besucht derartige Veranstaltungen, um die richtigen Leute zu treffen. Um zu signalisieren, dass man dazu gehört.

Er erwägt den Beitritt zu einer Fördereinrichtung. Zu irgendeinem „Verein der Freunde des Ichweißnichtwas". Später trägt man ihm gewiss eine Mitgliedschaft bei den Rotariern oder im Lions Club an. Was noch? Wer weiß, vielleicht eine Honorarprofessur. Der Konkurs zieht einen unerwarteten Schlussstrich unter die schöne Zukunftsperspektive. Interessant bleibt die Frage, ob er sich im Erfolgsfall von der Gattin, die so gar nicht in den angestrebten Rahmen passt, getrennt oder sich mit einer Geliebten begnügt hätte? Oder keins von beidem. Er könnte seine Kochkunst kultivieren und zwanzig Kilo zunehmen. Was ihm so oder so bevorsteht. Er kommt in das Alter, in dem die jünglingshafte Hagerkeit den Hamsterbacken Platz macht. Üppiges Essen, reichlich genossener Alkohol, mangelnde Bewegung – das alles hinterlässt Spuren. Wenn er das Rauchen aufgibt, brechen alle Dämme. Gut, noch kommt er rank und schlank daher und zieht an seiner Pfeife. Der Stress! Jedoch, das wird nicht so bleiben. Philippe wird füllig werden. Wie sein Freund Thomas. Den er kaum erkennt, als man sich nach langer Zeit trifft. Die Haare – weniger. Die Figur – mehr. So um die Vierzig werden plötzlich Hemden, die man ewig getragen hat, am Kragen eng. Der Gürtel kneift in der Taille. Und beim Friseur entschließt man sich ganz spontan zum Verzicht auf die lange gehegte Haarpracht: „Bitte ganz kurz!"

Nicht nur die Männer verändern sich, die Frauen gleichermaßen. Alle außer Iris. Die, zumindest was die Figur anbelangt, fraglos für zwanzig durchgehen könnte. Bewundernswert. Doch es ist nicht Iris, mit der Thomas über die Königsstraße bummelt, sondern Julia. Etwas irritierend. Für Philippe, der nicht weiß, wie er die Begleiterin einordnen soll. Zu alt als Tochter, als Geliebte zu jung. Ach so, die Nichte der Gattin. Alles klar. Und Iris selbst? Hält einen Vortrag in Leipzig. Nach Mauerfall und Wiedervereinigung spekuliert sie auf eine Professur in den neuen Bundesländern. Da tut sich viel. Warum nicht auch für Iris? Also tingelt sie von einer Universität zu nächsten. Ohne nennenswert weiterzukommen. „Und selbst?" Kaum zu übersehen, dass es Philippe nicht gut geht.

Das Zusammentreffen berührt ihn peinlich. Er will sich nicht offenbaren. Schon gar nicht in Gegenwart von Julia. Wirklich bedauerlich, dass er mit den beiden nicht essen kann. Ein wichtiger Termin. Thomas bedrängt ihn nicht weiter. Schlägt einen Besuch in München vor. Am besten länger. Wenn das möglich ist. Es gibt viel zu besprechen. Philippe willigt ein. Verabschiedet sich rasch. Ohne zu fragen, was es denn Wichtiges zu besprechen gibt. Fast eine Flucht. Man könnte es als Unhöflichkeit auslegen. Was man nicht tut. Thomas und Julia haben ihr Programm. Ein ausgedehntes Mittagessen hätte alles durcheinander gebracht. Außerdem wird Mr. Snagsby rasch ungeduldig. Es wäre besser, ihn zu Hause zu lassen. Aber er bleibt nicht bei fremden Menschen. Was soll man machen? Freilich, mit ihm im Schlepptau, muss man auf manches verzichten. Ein bisschen Königsstraße, ein Spaziergang durch den Schlossgarten. Dann fährt man nach Hause zurück.

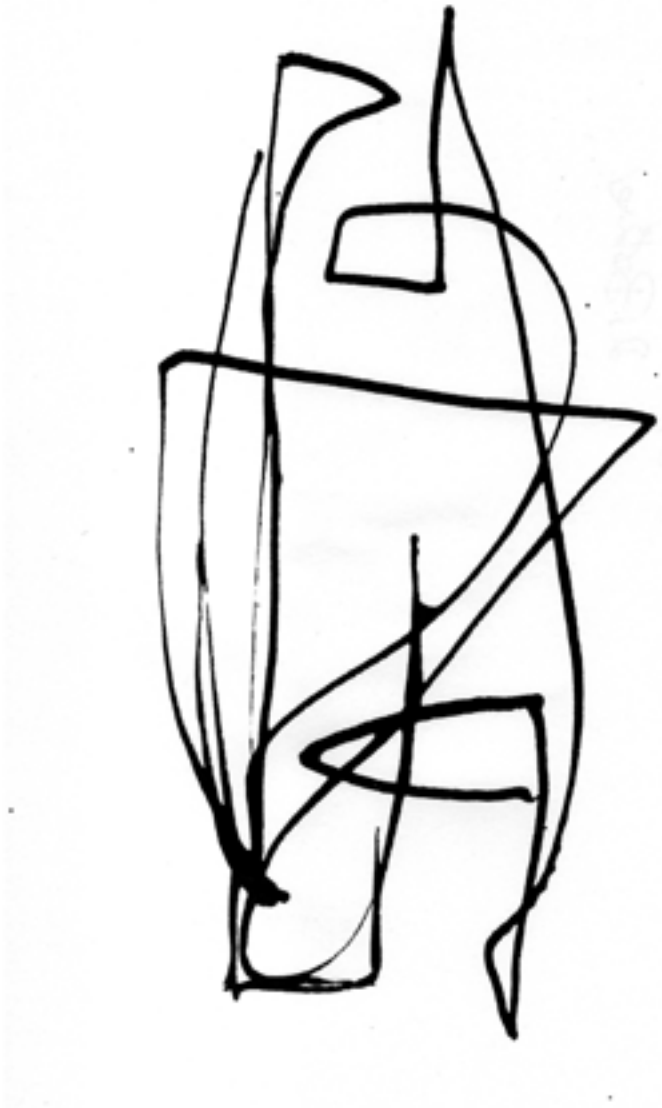
Philippe hingegen denkt an Flucht. Nichts wie weg. Unvorstellbar, Thomas in München aufzusuchen. Vollkommen undenkbar. Doch, je länger er mit dem Gedanken umgeht, desto mehr bröckelt seine Entschlossenheit. Warum eigentlich nicht? Was hat er schon zu verlieren? Ein paar Tage heraus aus allem. Hier fällt ihm nur die Decke auf den Kopf. Es wäre schön, Iris wieder zu sehen. Er beschließt, es als eine Art Urlaub zu betrachten, den er nicht hat.

Ferien, Tapetenwechsel. Neue Eindrücke. Thomas hat nicht erwartet, so bald von Philippe zu hören. Er freut sich. „Du kommst mit der Bahn? Das ist vernünftig. Julia und ich holen dich ab. Iris? Die kommt am Wochenende. Wir sehen uns morgen!" Wie lange ist es her, dass Philippe zum letzten Mal mit dem Zug verreist ist? Seit er denken kann, fuhr er im eigenen Wagen. Genauer gesagt, seit dem Abitur. Nun, da er den Volvo verkaufen musste, hat er keine Wahl. Im Intercity zwei Stunden. Die Abteile sind komfortabler als früher. Großraum, bequeme Sitze. Fast wie im Flieger.

Das befreiende Gefühl, Stuttgart hinter sich zu lassen. Die Stadt als Synonym für alles Belastende und Deprimierende. Das Neckartal mit seinen Weinbergen, die weithin sichtbare Grabkapelle der Württemberger Herzöge auf dem Roten Berg. In klassizistischer Rundbau mit Säulenportiken, ganz im Geschmack der Zeit. Palladianismus pur. Dicht besiedelt. Links und rechts der Geleise wenig Sehenswertes – Großmärkte, Bauhöfe, Industrie. Esslingen, einst freie Reichsstadt, mit seinen Kirchtürmen. In Plochingen wendet sich der Neckar nach Süden, die Bahnlinie nach Tübingen folgt ihm. Der Zug rollt nun durch das Filstal. Nach Göppingen wird es idyllisch. Streuobstwiesen, Hügel, Wälder. Im Norden Burgen. Hohenstaufen, Staufeneck, Ramsberg. Hügelketten auch im Süden.

Die Fünftälerstadt Geislingen. Sitz der Württembergischen Metallwarenfabrik. Der Albanstieg. Mitte des 19. Jahrhunderts durch ein kühnes Projekt überwunden. Die Steige mit einer Höhendifferenz von fast 120 Meter. Früher musste eine zweite Lokomotive angehängt werden. Die steilen Hänge des Rohrbachtals. Die Bahnlinie hält sich eng am Fels. Auf halber Höhe, exakt zwischen Wien und Paris, eine kleine Anlage mit Gedenkstein für den Erbauer. Der Blick fällt auf dunkle Tannen. Tief unter schlängeln sich Bach und Straße. Fast wird einem schwindlig. Wie im Hochgebirge. Bald erreicht man die Hochebene. Ulms Münsterturm und die Donau. Günzburg. Augsburg. Eindrucksvoll nur bei Föhn. Wenn die Alpenkette im Süden ganz nah liegt. Dann ist man fast angekommen. S-Bahn-Stationen künden die Nähe zur Stadt. Pasing, Laim, Donnersberger

Brücke, Hackerbrücke, Hauptbahnhof. Ein Kopfbahnhof wie Stuttgart. Doch ganz anders. Die feierlich- düstere Monumentalität des kubischen Muschelkalkquaderbaus mit dem markanten Turm lässt sein Münchner Pendant bedeutungslos erscheinen. Zahllose Modernisierungen haben alles Charakteristische abgeschliffen. Ein moderner Bahnhof aus Glas und Stahl mit einer Fassade im rührenden Fünfzigerjahrschick. Ein Durchgangsort für die Seen- und Alpenbesucher. Kein Platz zum Verweilen.



Zwei Männer

Von der ersten Stunde an fühlte Philippe sich heimisch. Kein Empfinden von Fremdheit, das sich in unbekannter Umgebung einstellt. Wie von Marcel Proust unnachahmlich am Beispiel des Hotelzimmers in Balbec charakterisiert. Hier hingegen – nichts Bedrohliches. Der Charme des weitläufigen alten Hauses gemahnt an glücklichere Tage. Warum überhaupt etwas Neues bauen? Ein paar Veränderungen, moderne Haustechnik – mehr braucht es nicht. Im Grunde nicht einmal das. Die Villa scheint Philippe auf ihre Weise vollkommen. Er hält seinen Kommentar zurück. Schließlich eröffnet ihm der geplante Neubau eine verlockende Perspektive. Endlich Boden unter den Füßen. Thomas bietet ihm eine Anstellung als Architekt und Bauleiter. Ganz offiziell. Für die nächsten drei Jahre. Wenn nötig länger. Philippes Einwände lässt er nicht gelten. „Ich brauche dich!" Ein taktvoller Mensch. Der sich einzufühlen weiß. Der sich vorstellen kann, wie dem Freund zumute ist. Mag ihm selbst Existenzangst unbekannt sein. Philippe soll sich nicht als Almosenempfänger fühlen. Vielmehr umgekehrt, er ist es, der Thomas einen Gefallen erweist, ihm aus einer Notlage hilft. Thomas begibt sich gern in die Rolle des Bittstellers. Um den Freund für sein Vorhaben zu gewinnen, ohne dass dessen Stolz leidet. Bevor Philippe es sich anders überlegen kann, ist der Vertrag unterzeichnet. Er soll möglichst bald nach München übersiedeln. Die Zelte in Stuttgart sind schnell abgebrochen. Der Mietvertrag gekündigt, die wenigen Habseligkeiten eingelagert, die Koffer gepackt. Ein neuer Lebensabschnitt beginnt.

Seit er Philippe vor Ort weiß, hat es Thomas nicht besonders eilig mit seinem Projekt. Philippe soll sich einleben. Die neue Umgebung kennen lernen. Er bezieht zunächst das Gartenhaus. Vorläufig. Später wartet eine größere Wohnung auf ihn. Mindestens drei Zimmer, in der Nähe. Doch Philippe findet das Gartenhaus ideal. Ein Pavillon im hinteren Bereich des parkartigen Anwesens, einst für den Gärtner gedacht. Großer Wohnraum mit Küchenzeile, kleines Schlafzimmer, Bad. Was will man mehr? Das Hauptgebäude ist nah, aber nicht zu nah. Kurze Wege beschleunigen den Informationsaustausch. Es wird

manches geben, das der raschen Klärung bedarf. Erfahrungsgemäß. Bliebe die Frage der Büros. Man wird die noch ungenützten Kellerräume beziehen. So findet sich Philippe alsbald Wand an Wand mit Iris Archiv. Keine unerwünschte Nachbarschaft. Sollte die Dame des Hauses einmal nicht unterwegs sein. Thomas Entschluss hat sie überrumpelt. Sie fühlt sich übergangen. In ihrer Entfaltungsfreiheit eingeschränkt durch die Anwesenheit einer fremden Person. Sie kennt Philippe nur aus den Erzählungen ihres Gatten. Misstrauisch beäugt sie die Vertrautheit der beiden. Obwohl sie sich in den letzten zehn Jahren kaum gesehen haben, stecken sie dauernd zusammen. Als ob sie ihr gesamtes Leben miteinander verbracht hätten. Jugendfreundschaften! Die Männer bleiben unter sich. Das kränkt nicht allein Iris. Auch Julia fühlt sich um die Zeit betrogen, die sie bislang mit Thomas verbrachte. Umso tiefer der Groll. Ein Sündenbock findet sich rasch. Nicht etwa Thomas, dessen Entscheidung die unliebsame Veränderung bewirkte, sondern Philippe. Der Eindringling, der Fremdkörper. Dem Thomas sich so ausschließlich zuwendet, beide Frauen in ihren vermeintlich angestammten Rechten beschneidend. Gemeinsamer Hass verbindet. Weitaus mehr als gemeinsame Zuneigung. Gemeinsame Zuneigung bedeutet, teilen zu müssen. Während sich gemeinsamer Hass potenziert.

Bleibt Mr. Snagsby. Aus unerklärlichen Gründen hat er einen Narren an Philippe gefressen. Obwohl – oder gerade weil? – sich dieser überhaupt nicht um ihn kümmert. Er fürchtet sich vor Hunden. Doch Mr. Snagsby begrüßt ihn mit ekstatischem Schwanzwedeln wie einen guten alten Bekannten. Er lässt keine Gelegenheit aus, an ihm hochzuspringen. Oder sich auf seinem Schoß gemütlich einzurichten. Er dreht sich noch einmal um die eigene Achse, bevor er sich ausstreckt, Kopf auf den Pfoten, mit aufforderndem Blick. Was so viel heißen mag wie: „Jetzt bitte kraulen!“ So ein Verräter! Julia ist enttäuscht. Dass ihr Hund die Seiten wechselt. Mr. Snagsby wird fortan als Mitglied der Männergesellschaft klassifiziert, der künftig die Sorge für sein Wohlergehen obliegt. Kurzum, Gassi gehen in neuer Konstellation. Nicht mehr Mr. Snagsby, Julia, Thomas. Sondern Mr. Snagsby, Thomas, Philippe. Und Iris, die sich gerade mit Gender

Studies beschäftigt, merkt weise an, dass Julia möglicherweise besser daran getan hätte, einen Hundedame zu wählen. Nein, Julia steht der Sinn überhaupt nicht mehr nach Hund. So wenig wie nach Iris Gender-Diskurs. Diese betrachtet die Welt bloß noch unter einem einzigen Aspekt: dem des Geschlechts. Alles fein säuberlich geschieden – Iris bezeichnet das als „ausgegendert“ – in weiblich gleich gut und männlich gleich böse. Regression in die Mädels-Phase unter wissenschaftlichem Vorzeichen? Es ist zurzeit schick, alles zu gendern. Die Frauennetzwerke funktionieren. Zeit für Iris, sich diesbezüglich einzubringen. Schluss mit Autopoiesis! Was sowieso keiner versteht. Iris am allerwenigsten. Was sie nie und nimmer zugäbe. Sie verkleidet das gern in Aussagen wie: „Die Systemtheorie hat sich als Ansatz für die Erkenntnis modischer Phänomene als wenig fruchtbar erwiesen.“ Wenig, nicht überhaupt nicht, denn eine kleine Hintertür sollte man sich immer offen halten. Wer weiß?

Iris ist beschäftigt, Julia ratlos. Was aber treibt die Männergesellschaft? Außer langen Spaziergängen mit Mr. Snagsby am Isarhochufer, längeren Abenden mit Alkohol und Tabak? In der Tat, Philippe raucht wieder. Beim Umzug fielen ihm die alten Pfeifen in die Hand. Er brachte es nicht über sich, sie wegzuwerfen. Teure Stücke, mit viel Zeitaufwand eingeraucht. Also nahm er sie mit. Und siehe da, im neuen Domizil, wo keine Gattin nörgelnd Rücksicht auf die Gesundheit der Kinder verlangt, nimmt er sie wieder in Gebrauch. Thomas tut es ihm nach, besorgt Zigarren.

Nach und nach entwickelt sich der Gartenpavillon zum Headquarters. Zunächst zieht man sich nach gemeinsamem Essen zum ungestörten Rauchen zurück. Dann nimmt man die Mahlzeiten dort ein. Praktischerweise, denn man hat manches zu bereden, was die Damen nur langweilt. Dann übernachtet Thomas auf dem Sofa. Und irgendwann wohnen beide dort. Was sie zu besprechen haben? Vermutlich genießen sie zuförderst ungestört Tabak und Alkohol. Man konzentriert sich auf Pfeife oder Zigarre, greift ab und an zum Glas – und schweigt. Etwas, das Iris sich kaum vorstellen kann. Deren Mundwerk sich ebenso hyperaktiv verhält wie der Rest der Person.

Es steht nie still. Ständig sondert es Sätze ab, die absolut überflüssig, gar sinnlos sind. Was Wunder, wenn man die Gesellschaft von Mr. Snagsby vorzieht, den kein Tabakqualm stört. Der ruhig daliegt, Kopf auf den Pfoten, und keine Sätze ablässt wie: „Musst du noch eine Flasche Wein öffnen?“

Das kann ewig so weitergehen. Irgendwann entdeckt Philippe die Küche, fängt wieder an zu kochen. Beide sind zufrieden. Sie leben fast wie in Studentenzeiten. Hören die alten Jazz-Platten. Keine CDs, sondern ganz authentisches Vinyl. Das Bauprojekt wird nach außen hin aufrechterhalten. Pro forma. Doch ohne nennenswerten Einsatz. Man fährt durch die Gegend. Auf der Suche nach dem idealen Bauplatz. Grundvoraussetzung für einen Neubau. Ein schwieriges Unterfangen, sogar dann, wenn Geld keine Rolle spielt. Auf gar keinen Fall will Thomas ins Umland. Wo Reihenhaussiedlungen für junge Familien aus dem Boden schießen. Enge Kaninchenställe, die viel zu viel kosten. Ebenso wenig ins Zentrum. Und erst recht nicht in die Nähe sozialer Brennpunkte im Norden oder Osten. Vielmehr Bogenhausen oder Harlaching. Oder Nymphenburg-Gern. In Sichtweite des Schlossparks. Grünwald lieber nicht, da wohnen allenfalls die Neureichen, ein paar abgehalfterte C-List-Promis und die Fußballstars von Bayern München. Solln wäre möglich. Also dort, wo man bereits lebt.

Am liebsten ließe Thomas die alte Villa abreißen. Allein, Haus und Garten, nicht zuletzt die alten Bäume, stehen unter Denkmalschutz. Schade. Thomas fehlt das Sensorium für das Flair der Jugendstilvilla. Ihm schwebt etwas in der Art von Frank Lloyd Wright vor. Haus über dem Wasserfall. Ein riesengroßer Wohnraum, nach allen Seiten verglast, mit atemberaubendem Ausblick auf urwüchsige Natur. Doch wo findet man solche in der dicht besiedelten Bundesrepublik? Man kann die Villa nicht einfach in die Ebene versetzen. Angrenzende Grundstücke auf allen Seiten, Mauern, Hecken, Zäune, Zufahrtsstraßen engen den Blick ein. Mag das Grundstück noch so großzügig bemessen sein. Nicht einmal im Nymphenburger Park käme sie recht zur Geltung. Flachbau in der Ebene wirkt nicht. Das

muss erhöht stehen. Mit Blick ins Tal. In ein gewaltiges Tal. Ohne die Konkurrenz angrenzender Gebäude. Ein Solitär. Thomas sträubt sich gegen die die unliebsame Erkenntnis. Philippe probiert es anders. Mit praktischen Argumenten. Dass ein Haus mit einem Wohnraum, in dem fünf Reihenhäuser Platz fänden, so man sie quadratmetermäßig auf einer Ebene ausbreitetete, reine Energieverschwendung sei. Wie soll man den Ballsaal im Winter warm halten? Oder zieht man sich tunlichst in eines der kuscheligen Schlafzimmer von der ungefähren Größe einer Klosterzelle zurück? Er stößt bei Thomas auf taube Ohren. Iris möchte ohnehin lieber eine Etagenwohnung der Luxusklasse in Toplage. Ultramodernes Penthouse oder nobler Altbau. Sie braucht keine Villa mit Garten. Den sie sowieso nicht nutzt. Ein Dachgarten oder großer Balkon – mehr will sie nicht. Alles andere bedeutet zusätzlichen Aufwand. Jemand muss sich schließlich darum kümmern. Unnütze Geldverschwendung. Für Thomas wiederum kommt eine Wohnung, egal wie luxuriös, nicht in Frage. Er will ein Haus mit Garten. Nicht mehr und nicht weniger. So kommt man nicht weiter. Man bewegt sich im Kreis. Vielleicht ist der Plan das Ziel? Wie so oft. Thomas bildet da keine Ausnahme. Viele Menschen leben in der Möglichkeitsform. Zehren von dem, was sie tun könnten, tun möchten. Nicht von dem, was sie machen. Sie machen nämlich – nichts. Weil sie ausschließlich mit dem Möglichen befasst sind, bleibt keine Zeit fürs Wirkliche. Man spinnt sich ein in seine Phantasieprojekte – und ehe man sich versieht ist das Leben vorbei. Ohne dass Nennenswerte zustande gekommen wäre.

Iris hat keine Meinung zur Architektur. Hauptsache repräsentativ und pflegeleicht. Zentral wäre nicht schlecht. Der Schwabinger Altbau, den Birte Mettmann und ihr Lebensgefährte bewohnen, hat sie beeindruckt. Ihrem Status gemäß müsste sie das selbstverständlich überbieten. Aber sie findet nicht die Zeit, sich darum zu kümmern. Und Thomas verweigert sich aus bekannten Motiven. Zeigt sich förmlich besessen vom abstrusen Plan des Hausbaus. Er erwägt ernsthaft eine Reise in die Staaten, um dort, zusammen mit Philippe, vor Ort die Architektur seines Idols zu studieren. Ein Plan, der auch Philippe begeistert. Obgleich sich zahlreiche Beispiele fortschrittlichen

Bauens in unmittelbarer Nachbarschaft finden ließen. Für Thomas zählt das nicht. Die Postgebäude von Vorhölzer, die Borstei – keine Einfamilienhäuser. Die Weissenhofsiedlung, von der er nur ein paar Fotos kennt – viel zu eng. Wer wäre besser geeignet als Philippe dort den Cicerone zu spielen? Das greifbar Naheliegende erscheint Thomas viel zu banal. Er kapriziert sich lieber auf Unerreichbares. Ein Flug in die Staaten ist zwar keine Nordpolexpedition. Allerdings setzt die Planung ein gewisses Maß an aktiver Eigenleistung voraus. Weshalb die Realisation in diesem Fall unterbleibt. Man verharrt weiterhin in Tatenlosigkeit.

Sogar Philippe gewöhnt sich schnell daran, nichts zu tun. Ein sorgloses Dasein, das als durchaus angenehm empfunden wird. Verfiele nun jemand auf den Gedanken, Kritik daran zu üben, bliebe als letzte Rechtfertigung immer noch der große Plan. Mit dem man sich bekanntermaßen Tag und Nacht beschäftigt. Dass es nur zögerlich vorangeht, wenn überhaupt, ist widrigen Umständen geschuldet, nicht etwa mangelnder Tatkraft. In der Praxis bedarf es dieses Totschlagarguments ohnehin nicht, denn es gibt keine Kritik. Oder sie wird nicht artikuliert. Wer sollte auch? Iris konzentriert sich auf eigene Aktivitäten. Und Julia muss den Schock verarbeiten, sich vollkommen unerwartet auf dem Abstellgleis zu finden. Ausrangiert. An Thomas Seite keine andere Frau, sondern Philippe. Durch Thomas Zuwendungen erhielt Julias Dasein Bedeutung. Nun fällt es in den Ausgangszustand zurück. Sie fühlt sich bedeutungslos, quasi inexistent. Schatten der Vergangenheit. Längst überwunden Geglaubtes steigt wieder auf.

Thomas, Urheber allen Ungemachs, ahnt nicht das Geringste. Warum sollte er? Er behandelt Julia mit der gleichen formalisierten, neutralen Liebenswürdigkeit wie zu Beginn ihrer Bekanntschaft. Ein Umgangston, der Überlegenheit impliziert. Den man nicht unter Gleichgestellten anschlägt. So spricht man mit Dienstboten oder kleinen Kindern. Personen in abhängiger Stellung oder – qua Alter oder Intellekt – geistig unterlegen. Eine herablassende heuchlerische Form von Freundlichkeit, die jeglicher Wärme entbehrt. Der Dünkel,

den man so gern verbergen möchte, tritt umso offensichtlicher zutage. Krude Unhöflichkeit wäre unter Umständen weniger verletzend. Zumindest gibt sie nicht vor zu sein, was sie nicht ist. So Julias Sicht der Dinge. Wir kennen Thomas als Person frei von Standesdenken. Selbige sind Iris Metier. Er plant keineswegs, Julia fallen zu lassen. Er sieht das ganz locker. Jetzt ist Philippe an der Reihe, der sich eingewöhnen muss. Man hat sich lange nicht gesprochen, also verbringt man viel Zeit miteinander. Das wird nicht so bleiben. Eine Übergangsphase. Thomas hegt nicht den geringsten Zweifel, dass Julia die Situation ebenso beurteilt. Mag sein, dass er sich ein wenig überfordert fühlt durch das Übermaß an Julias Zuwendung, gewiss recht schmeichelhaft, aber eben auch anstrengend. Kurzum, er möchte seine Ruhe und die findet er bei Philippe. Ein Gesprächspartner von Format. Ihre Phantasie sprengt alle Grenzen. Für den geplanten Bau türmt man im Geiste Felsen auf – oder versetzt ihn ins Panorama der Allgäuer Alpenkette.

Warum nicht ein künstlicher See? Ein Haus, umgeben vom Wasser. Mit Spiegelungen und Lichtbrechungen. Je nach Tages- und Jahreszeit. Schwimmende Gärten. Seerosen, Lotosblumen. Paradis artificiels. Philippe hält sie mit dem Zeichenstift fest. Ein wahrer Künstler. Findet Thomas. Der sich für kein Version entscheiden mag, am liebsten alles auf einmal hätte. Ein Berg im künstlichen See. Meeresbrandung wäre noch reizvoller. Ein Pfahlbau, umtost vom Atlantik. Wellenkämme. Sehnsucht des zivilisierten Menschen nach der Natur. Selbstverständlich mit Fußbodenheizung und fließend Warmwasser. Mit Flughafenanbindung. Die natürliche Natur erweist sich leider als – unbequem. Was man im Grunde will ist Natur light. Den Blick aus dem Panoramafenster auf das, was man Landschaft nennt. Will heißen unter ästhetischem Blickwinkel betrachtete Natur. Im Hinterkopf die Schere für den Bildausschnitt. Fürs Foto oder Aquarell. Wer Natur sagt, meint jene künstliche Ausgeburt der Vorstellung, nicht tatsächlich Natur.

Thomas und Philippe stehen da nur Pars pro toto. Bleiben den gängigen Klischees verhaftet. Es fehlt der freie Geist. Schade. Dabei

ließe sich am Thema Architektur manches entwickeln. Wenn man sich, statt am Detail zu kleben und Einfamilienhäuser zu planen, den Makrostrukturen zuwenden könnte. Städtebau, eine spannende Aufgabe mit gesellschaftsveränderndem Potenzial. Die Frage: Was macht eine Stadt, eine Wohnumgebung lebenswert? Bei der Planung neuer Quartiere könnte man lernen von den Strukturen alter gewachsener Viertel. Warum leben die Menschen gern dort, während anderswo die Fluktuation überdurchschnittlich hoch ist? Gerade Philippe müsste am Beispiel der Weissenhofsiedlung einiges aufgegangen sein. Indess, das Anliegen, lebenswerte bezahlbare Wohnungen zu bauen, scheint ziemlich démodé. Und Philippe, der sich einst als großer Stadtplaner sah, sich über neureiche Bauherrn und deren Eigenheimträume belustigte, lässt sich nun widerstandslos in Thomas Traumwelt integrieren. Die zwar geschmackvoll sein mag, nichtsdestoweniger in den Bereich Selbstdarstellung gehört. Das Haus als Statussymbol. Nicht anders als bei Philippes Neureichen.

Nicht alles dreht sich um Architektur. Man spricht über manch anderes. Worüber man nicht spricht: Philippes gescheiterte Ehe, Thomas Beziehung zu Iris, zu Julia. Was gäbe es zu sagen? Dass Philippe keine neue Verbindung anstrebt? Dass Thomas und Iris nebeneinander her leben? Die Realität deprimiert. Die Flucht in schöne Architekturträume wird nachvollziehbar. Eine gemeinsame Plattform, jenseits des allzu Persönlichen. Neutrales Terrain. Etwas, das man sachlich erörtert, ohne im Wesenskern berührt zu werden. Ohne zu viel von sich preisgeben zu müssen. Folgenlos. Weil immer im Planungsstadium. Eine Art Flucht? Gewiss. Jeder flüchtet. Iris in die Arbeit. Thomas und Philippe in die Phantasie. Nur Julia bleibt kein Ausweg. Sie ist schlimmer dran als früher. Bei den Eltern in Rom. Denn damals kannte sie es nicht anders. Träumte von einem Glücksversprechen. Das Thomas schließlich einlöste, um es nun zu widerrufen. Deshalb hasst sie Philippe. Der ihr Thomas wegnimmt. Thomas, unschuldiges Opfer von Philippes dunklen Machenschaften. Wie sie selbst. Julia wird gern etwas melodramatisch. Was soll sie in ihrer grenzenlosen Langeweile anderes tun, als einen Roman nach dem anderen zu verschlingen? Apropos verschlingen, sie wird

immer dicker. Was schließlich sogar Iris auffällt. Ohne die richtigen Schlüsse daraus zu ziehen. Die Stimmungen der anderen haben sie noch nie interessiert. Nicht einmal die eigenen. Denn Iris pflegt keine Stimmungen, sie funktioniert. Was man von den drei anderen nicht behaupten kann. Die sorglos in den Tag hinein leben. Meint Iris. Deren Übermaß an Kontrolle jegliche Aktivität anderer im Keim erstickt. Ständig propagiert sie, dass sie allein alles am laufen hält, dass sie sich um alles kümmern muss. Weil die anderen faul und unfähig sind. Was Wunder, dass keiner mehr etwas tut? Jeder verlässt sich darauf, dass Iris alles regelt. Soll sie doch machen! Von Julia und Philippe erwartet Iris nichts. Sie sind Gäste, also nicht in der Verantwortung. Ihre Spitze richtet sich ausschließlich gegen Thomas. Der sich nicht so verhält, wie es Iris das erwartet. Die gute Iris, immer will sie zu viel. Von sich selbst und von anderen. Beim besten Willen kann das nicht eingelöst werden. Sie schafft es nicht einmal, den eigenen Erwartungen zu entsprechen. Niemand kann sie zufrieden stellen. Iris, die fern in der Zukunft lebt. Bereits mit c beschäftigt, wenn a noch nicht abgeschlossen ist. Etwas Ruhe täte ihr gut. Etwas Besinnung auf sich selbst. Die eigenen Ziele, Wünsche, Erwartungen.

Alles stagniert. Nichts rührt sich. Ewig kann das nicht so weitergehen. Zumindest aus der Perspektive von Iris und Julia. Bei denen ganz eindeutig Unzufriedenheit mit der derzeitigen Situation vorherrscht. Im Gegensatz zu den Herrn. Die durchaus zufrieden scheinen. Allein, im Laufe der Zeit büßt das Gespräch unter Männern an Unterhaltungswert ein. Man hat genug geredet. Die Themen sind in all ihren Aspekten beleuchtet, durchdiskutiert, hin und her gewendet. Anregung von außen fehlt. Nichts tritt hinzu. Alles bereits gesehen, gehört, abgehandelt, besprochen. Was sollte man an Neuem angehen? Der gewohnte Trott erweist sich als langweilig, aber bequem. Man kommt nicht heraus. Umstellung erfordert Energie. Nur keine Veränderung!

„In dem schwarzen Rollkragenpullover siehst du aus wie Karl der Kühne“, scherzt Thomas, als er Philippe zum ersten Mal in diesem Outfit für kühlere Tage erblickt. Der weiß damit nichts anzufangen.

Als Architekt greift man eben zu diesem Kleidungsstück. Vielleicht ein postexistenzialistisches Statement? Farben sind eher verpönt. Die Kräftig-Bunten. Pastell sowieso. Grund genug für Thomas, von seiner jugendlichen Schwärmerei für den melancholischen Burgunderherzog zu berichten. Gibt es keine Reproduktion des Gemäldes? Leider nein, die Postkarte ging wohl verloren. In welchem Museum? Gemäldegalerie. Berlin-Dahlem. Keine Abbildung im Katalog, da es sich nur um eine Werkstattkopie handelt. Kein eigenhändiges Werk von Rogier van der Weyden. Jedoch ein Hinweis auf dessen Columba-Altar in München. Der jüngste der drei anbetenden Könige, auf der Mitteltafel ganz rechts dargestellt, soll Karl den Kühnen darstellen. Gehörig idealisiert. Diesmal nicht im strengen Schwarz der burgundischen Hoftracht, sondern unverschämt modisch herausgeputzt. Eine Symphonie in Rot und Gold und Weiß. Absolut „dernier cri". State of the art. Iris könnte gewiss manches dazu beitragen. Kostümkundlich betrachtet. Indess, sie ist nicht mit von der Partie.

Thomas und Philippe treffen in der Alten Pinakothek Lukas Angermayer. Ohne Lebensgefährtin Birte. Eine reine Männerrunde. Angermayer scheint als Akademieprofessor in außerordentlicher Weise kompetent für eine Führung durch die berühmte Gemäldesammlung. Die Thomas, Schande über sein Haupt, noch nie besucht hat. Obwohl er seit über zehn Jahren in München lebt. Philippe sowieso nicht. Der nimmt Museen allenfalls zur Kenntnis, wenn sie neu zu erbauen sind. Betrachtet sie unter rein architektonischem Gesichtspunkt. Umschreitet den Baukörper, prüft die Logizität des Raumkonzepts. Mit dem Grundriss im Hinterkopf wandelt er durch die Säle, ohne einen einzigen Blick auf die Exponate zu riskieren. Nun soll Angermayer den Cicerone geben. Kein übler Führer. Er beginnt launig mit dem eigenen Vornamen. Dass dadurch die Laufbahn als Maler quasi vorbestimmt sei. Was er damit meint? Triumphierend führt sie Angermayer vor das Tafelbild „Der hl. Lukas zeichnet die Madonna", van der Weyden oder Werkstatt. Ach so, der heilige Lukas ist der Schutzpatron der Maler! Deshalb die Lukasgilden! Nun befindet man sich bereits im richtigen Saal und steht vor dem Columba-Altar. Die hochkarätigen Altniederländer stammen übrigens nahezu

ausschließlich aus der Heidelberger Sammlung der Brüder Boisserée. Sulpiz und Melchior. Erworben im Jahre 1827 von Ludwig I. im Hinblick auf seine noch im Bau befindliche Alte Pinakothek. Für ein stolzes Sümmchen. Zur Abrundung der Sammlung. Dürer und Rubens hatte man bereits. Angermayers Redefluss strömt ungehemmt weiter. Zu den Antiken – Skulpturen und Keramik –, die der gute König Ludwig – der erste, nicht der weithin überschätzte zweite mit seinen Zuckergussschlössern und seinem Wagner – vorausschauend für München sicherte. Ägineten, Barberinischer Faun, Vasen schwarz- und rotfigurig. Penthesilea- Maler. Das muss man sehen! Der Königsplatz mit Glyptothek und Antikensammlung liegt quasi nebenan, ein paar Schritte entfernt. Welch schönes Ensemble mit den Propyläen! Seit 1934 leider empfindlich verunstaltet durch Mauereinfassung und Kopfsteinpflaster. Kann nur noch besser werden. Komplettsperrung sowie Begrünung wären vorteilhaft. Und der Verkehr? Die Ost-West-Achse? Thomas und Philippe schwirrt der Kopf. Genug gesehen und gehört. Die Antiken gern ein andermal. Die ungewohnten Eindrücke wollen zunächst verarbeitet sein. So viel Kunst! Schade, Angermayer wüsste noch viel zu erzählen. Eine wahrhaft inspirierende Führung. Sollte man unbedingt wiederholen. Es gibt so viel, was man nicht kennt. Die Pinakotheken, die Antiken, Lenbachhaus, Bayerisches Nationalmuseum, Stadtmuseum.

Eine Sache allerdings bringt Thomas ins Grübeln. Dass Iris als Kunsthistorikerin so gar kein Interesse an diesen Dingen zeigt. Sie behauptet immer, alles bereits genauestens zu kennen. Anscheinend hat sie zu Beginn ihrer Münchner Studienzeit nichts anderes getan, als die hiesigen Museen zu erkunden. Ohne nennenswerten Erkenntnisgewinn. Sie hat einfach kein Auge. So wenig wie Philippe. Der sich am liebsten in einer Welt von Zahlen bewegt. Für ihn quasi lebende Wesen mit individuellen Charakterzügen. Besonders die Grundzahlen. Höhere Zahlenwert betrachtet er eher skeptisch. Da irgendwie unübersichtlich. Akzeptabel allenfalls, wenn durch zwei oder fünf teilbar. Primzahlen ab zwei Stellen verkörpern das zahlgewordene Böse. Im Grunde bereits die Fünf – man denke an das Pentagramm und seine Bedeutung! Ambivalent – das Vielfache

der Drei. Die Drei an sich, die wundervolle Drei, welche das Gegensatzpaar Zwei, Eines und ein Anderes, zum Ausgleich bringt, die Zahl der Vollkommenheit schlechthin, nicht nur in der Theologie, erscheint als sechs oder gar neun in bedenklichem Licht. In der Geheimen Offenbarung steht 666 für das apokalyptische Tier, die Bestie, die Allmacht des Antichrist. Ganz im Gegensatz zur Sieben, wiewohl ungerade und Primzahl die Synthese aus göttlicher Drei und Vier, der Zahl des Kosmos. Vier an der Zahl sind die Elemente. Die Temperamente, Jahreszeiten, Himmelsrichtungen, Erdteile vor der Entdeckung Australiens, die Evangelisten und Kirchenväter. Die Sieben nimmt in der Apokalypse eine Sonderstellung ein. Sieben Engel, sieben Posaunen, sieben Plagen, sieben Siegel. Ferner sieben Sakramente, sieben Gaben des Heiligen Geistes, sieben Tugenden – und Todsünden! –, sieben Freie Künste. Sieben Musen? Leider nein, es bleiben deren neun. Mag der antik-christliche Kontext Philippe nicht geläufig sein, seine Deutung deckt sich weitgehend mit jenen Vorgaben. Eins, zwei, drei, vier, sieben, acht, zehn, zwölf stark positiv besetzt. Fünf eher bedenklich. Sechs, neun, elf, dreizehn – oh je! Nie würde Philippe ein Raster auf diesen Zahlen oder ihrem Vielfachen aufbauen. Nicht in bewusster Ausübung von Praktiken schwarzer Magie, sondern einfach so.

Auf die Frage „Warum nimmst du in diesem Fall kein Neunerraster, das wäre gewiss praktischer?“ wäre Philippe um eine rationale Begründung dieser Entscheidung gewiss nicht verlegen. An die er selbst glaubte. Ihm ist nicht bewusst, wie sehr sein Leben, seine Entscheidungen von seiner Zahlenmagie determiniert sind. Er ist keiner, der das Leben leicht nehmen darf. Wie Thomas. Zahlen bieten Orientierungshilfe. Die Begründung dafür, warum so und nicht anders. Sogar im Nachhinein lässt sich auf diese Weise manches deuten. Zum Beispiel, dass eine Ehe, die am 11. September geschlossen wurde, zum Scheitern verurteilt ist. Damals blieb keine Zeit für solche Überlegung. Die Schwangerschaft war bereits fortgeschritten, Eile folglich geboten. Dass die Verbindung länger gehalten hätte, wenn man sie an einem 4. Mai geschlossen hätte, mag mit Recht bezweifelt werden. Doch Philippe in seiner durchrationalisierten Welt braucht diesen Anker

im Pseudo-Spirituellen. Er findet keine geistige Stütze anderswo. Ist weder religiös, noch mit philosophischen Fragen zur menschlichen Existenz vertraut. Nicht einmal die Kunst steht ihm als Ersatzreligion zur Verfügung. Nur Flucht in den Aberglauben. Unter dem Vorwand, Zahlen seien zutiefst rational. Er spricht mit keinem darüber, am wenigsten mit Thomas. Er kann gar nicht darüber sprechen, da er sich dessen nicht bewusst ist. Und doch werden seine Handlungen mehr und mehr davon bestimmt. Gerade wenn es ihm schlecht geht. Numerische Zwanghaftigkeit gegen Depression. Nach Abschließen der Haustür dreimal ans Türschloss geklopft. Besser siebenmal. Das bringt Glück. Zahl steht für Ordnung. Gute Ordnung, schlechte Ordnung. Letztere muss man meiden. Erstere bringt Stabilität ins Dasein. Wenn alles zerbricht, mancher Lebensentwurf Makulatur wird, muss etwas bleiben, das Halt verspricht. Sonst fällt man ins Bodenlose. Neurose als Versuch des Individuums, sich in einer feindlichen Welt zu behaupten. Was heißt behaupten, es geht ums nackte Überleben.

Immerhin scheint die Talsohle durchschritten. Endlich eine neue Perspektive. Philippe nimmt wieder Anteil an der Welt. Nicht von heute auf morgen. Allmählich. Ein langwieriger Prozess. Rückkehr in die Gesellschaft. Zunächst in die männliche. Er meidet den Kontakt mit Frauen. Zu tief sitzen die Blessuren der Trennung. Das Gefühl, teuer bezahlt zu haben. Wofür? Für nichts. Für ein Wunschbild intakten Familienlebens, das allenfalls in der Werbung existieren mag. Für den verlogenen Traum einer Vater-Mutter-Kind-Idylle. Die Wirklichkeit sieht anders aus. Der Kontakt ist abgebrochen. Die Töchter fragen nicht nach ihm. Anrufe zum Geburtstag werden gleichgültig abgefertigt. Man hat Besseres zu tun. Den Scheck nimmt man gnädig an. Erstaunlich, wie schnell sie ihn aus ihrem Leben entfernen. Nicht einmal eine Schonfrist wird gewährt. Anstandshalber. Oder um den Schein zu wahren. Die jüngere Tochter plappert vom „Freund der Mama“, gibt aber auf Nachfrage nichts preis. Weil sie bereits zu viel gesagt hat, die Mutter einen Wutanfall bekommt, wenn sie es erfährt. Sie will unbedingt wieder heiraten. Diesmal den Richtigen, einen mit Geld, keinen wie Philippe. Bis sie den gefunden hat, amüsiert sie sich

mit Jünglingen, die sie mit kostspieligen Geschenken verwöhnt. Sie ist Anfang dreißig, eine junge Mutter von zwei bald pubertierenden Töchtern. Sie will leben. Gut, dass die Kinder nicht mehr klein sind. Sie stehen dem Selbstverwirklichungswahn der Mutter nicht im Weg, lassen sich gern bestechen. Die Ältere hat mit großer Anstrengung den Sprung aufs Gymnasium geschafft, wird jedoch voraussichtlich nicht bleiben können. Aufgrund der schlechten Erfahrung wird die Jüngere von vornherein auf die Realschule gehen. Mittlerer Abschluss reicht allemal. Die Mädchen wollen sowieso Model werden oder Schauspielerin. Dafür braucht es keine Hochschulreife. Leider haben die beiden so gar nichts im Kopf. Wozu sich darüber grämen, wenn man nichts ändern kann? Je weniger Philippe darüber weiß, desto besser. Ein harter Schnitt. Abschluss eines Lebensabschnitts.

Etwas Neues beginnt. Die unliebsamen Erinnerungen bleiben zurück. Er ist nicht zu alt, um anderswo neu anzufangen. In München oder Frankfurt. Er könnte auswandern. Nach Australien. Später vielleicht. Er ist frei. Kann tun und lassen, was er will. Nichts hält ihn an einem Ort. Was nicht heißen soll, dass er München verlassen möchte. Nicht nur wegen Thomas und seinem Projekt. Zunächst das Haus, dann sieht man weiter. Vielleicht ein eigenes Architekturbüro. In bescheidenerem Umfang. Wozu in die Zukunft planen? Vielleicht bietet sich eine ganz andere Gelegenheit. Von der er nichts ahnt. Allerdings, etwas mit Architektur sollte es schon sein. Philippe kann sich nicht vorstellen, etwas ganz anderes zu tun. Etwa als Koch ein Restaurant zu eröffnen. Nein, Kochen ist Freizeitbeschäftigung, Architektur Beruf. Beide Bereiche säuberlich getrennt. Ein ordentlicher Denker. Nicht kreuz und quer, sondern – strukturiert. Diverse Schränke mit vielen Schubladen. Jeder Gedanke findet darin seinen Platz. Er darf weder im falschen Schrank noch in der falschen Schublade abgelegt werden. Sonst entdeckt man ihn später nicht. Wie praktisch! Nicht eben kreativ. Die Bahnen sind vorgezeichnet. Keine Überraschungen. Vielmehr das Gewohnte. Einübung in die Langeweile oder Angst vor dem Unerwarteten? Das nicht zwangsläufig angenehm ist. Leider kommt es häufig ziemlich unerquicklich daher. Nachvollziehbar, wenn man unter diesen Umständen auf Überraschungen lieber verzichtet.

Die Ruhe genießt. Die Stille in dem großen Büro, überraschend gut belichtet, wiewohl im Keller gelegen. Durch die Fenster kann man beobachten, wer draußen vorbeigeht. Was selten geschieht. Zeichentisch, Reißbrett – Philippe arbeitet lieber auf Papier. Ganz altmodisch. Obwohl er selbstverständlich mit der entsprechenden Software umzugehen weiß. Er schätzt das Virtuelle nicht. Irgendwie unheimlich. Die Rechner nutzt vor allem Thomas. Zum Surfen im Internet. Oder für Spiele. Wenn er sich langweilt, weil Philippe zu lange am Zeichenbrett herumprobiert. In dem Raum könnte man ein ganzes Team unterbringen. Vielleicht braucht man später Unterstützung. Thomas okkupiert den freien Teil des Kellers, bevor sich Iris mit ihrem Archiv noch weiter ausbreitet. Sie kauft ständig an, beansprucht immer mehr Stauraum. Der zu allem Überfluss beheizt sein muss, da die empfindlichen Textilien sonst Schaden nehmen. Warum nicht gleich klimatisiert? Wie bei Kunstwerken. Konstante Temperatur und Luftfeuchtigkeit. Beleuchtung maximal 60 Lux.

Derart ketzerische Gedanken behält Thomas besser für sich. Iris versteht keinen Spaß, wenn es um ihre Sache geht. Sie ist absolut humorfrei. Weshalb sie auf der Bühne das Seichte goutiert, den Kalauer. Man muss sehr dick auftragen, um ihr ein Lachen zu entlocken. Thomas Spott würde an ihr abprallen. Ihre gesammelten Textilien, Handtaschen, Schuhe, Modeschmuckexponate sind in ihren Augen Kunst. Sie unterscheidet nicht zwischen Kunst und Kunsthandwerk. Im Gegenteil – sie betrachtet Gemälde, Zeichnungen, Druckgraphik lediglich als historischen Beleg unterschiedlicher Ausprägungen von Mode. Den Columba-Altar als eine Art Versandhauskatalog des 15. Jahrhunderts, der sämtliche Trends der Epoche abbildet. Vom Schlichten zum Verschwenderischen, vom Konservativen zum Avantgardistischen. Visualisierung. Von unschätzbarem Wert für eine Zeit, die keine Fotografie und keine Reproduktionstechnik kennt. Die nahezu ausschließlich in Schriftquellen überliefert ist. Worunter die Anschauung leidet. Besonders dann, wenn die Beschreibung schlecht formuliert ist. Der neuzeitliche Mensch zeigt sich unverhältnismäßig aufs Bild geprägt. Reine Dominanz visueller Perzeption. Der Sinn für das Wort – ob gesprochen oder

geschrieben – schwindet. Ein Bild sagt mehr als tausend Worte! Mittlerweile bleibt leider auch das Bild stumm. Da es lediglich in Auswahl zur Kenntnis genommen wird. Nicht mehr das Ganze, nur noch das Wenige, das interessiert. Streng selektiv. Fehlte nur noch die Einblendung kurzer lexikalischer Erläuterungstexte. Etwa: „Trippe, die, ma., orientalischen Ursprungs und durch die Kreuzritter in Europa verbreitet. Die dicke hölzerne Untersohle mit langer, spitzer Fasson wird mit einem Steg oder Riemen gehalten. Die T. sind als Schutz gegen Straßenschmutz gedacht, weshalb sie auch durch zwei absatzartige Holzklötze erhöht werden. Man will mit den T. vor allem den Schnabelschuh vor Staub und Straßenkot bewahren." Obwohl, Iris benötigt gewiss keine Erläuterung. Die weiß das einfach. Kann noch im Schlaf die Unterschiede zwischen Riese, Gebende, Kruseler, Hennin, Hörnerhaube erläutern. Zuweilen muss sie nachschlagen. Wann das nun genau getragen wurde. Aber im Großen und Ganzen kennt sie sich aus. Sie beschäftigt sich lange genug damit. Allerdings hat sie in letzter Zeit die Historie etwas aus den Augen verloren, ob der Systemtheorie und der Gender Studies.

Philippe findet ihre Annäherung an die Kunst „imponierend". „Etwas Handfest-Konkretes, mit dem man etwas anfangen kann. Im Gegensatz zu diesem Einfühlungsgedusele." Das Thomas praktiziert. Philippe fühlt sich in nichts und niemanden ein. Am wenigsten in sich selbst. Er bezeichnet sich als „Rationalist". Dabei fehlt ihm bloß Empathie. Auch wenn er es selbst glaubt, wird sein Handeln keineswegs von rationalen Erwägungen bestimmt. Die primitiven chemischen Sinne Geruch und Geschmack, die sich im Laufe der Evolution früh ausprägten, zeigen sich bei ihm überdurchschnittlich entwickelt. Aufgewachsen in bildungsbürgerlichem Ambiente, früh vertraut mit allen Ausprägungen der Hochkultur, dient ihm selbige allenfalls zur Unterhaltung. Literatur, Musik, bildende Kunst bedeuten ihm – nichts. Er braucht sie nicht. Was er braucht? Erfolg im Beruf, ein schnelles Auto, eine schicke Wohnung, eine Frau, um die man ihn beneidet. In eben dieser Reihenfolge. Eine solche Frau sieht er in Iris. Obwohl sie nicht der Typ Frau ist, der ihn anzieht. Sie riecht nach nichts. Selbst die großzügig aufgesprühten Duftwässerchen

verschwinden innerhalb kürzester Zeit. Eine Frau ohne jeglichen Geruch. Julia hingegen, die er überhaupt nicht zur Kenntnis nimmt, duftet angenehm. Nach Zimt und Apfelstrudl und Weihnachten. Vanille. Sehr angenehm. Passt zu ihr. Irgendwie stimmig.

Und Philippe selbst? Bei der eigenen Person versagt seine Nase. Er trägt zu viel auf. Kein Rasierwasser, sondern intensives Eau de Toilette. Betäubend. Ob er bei dieser Dröhnung überhaupt noch Geruchsdifferenzen wahrnimmt? Zu allem Überfluss benutzt er einen Duft, Iris bemerkt es naserümpfend, der in den siebziger Jahren ziemlich angesagt war, inzwischen jedoch absolut démodé ist und eigentlich nur noch von nostalgischen älteren Herrn von 75 aufwärts gekauft wird. Die schwülen Moschuskomponenten, Typ orientalischer Harem, sind längst mehr zeitgemäß. Der moderne Mann bevorzugt frische sportliche Düfte. Moos, Lavendel, Zitrusnoten, Vetiver. Iris erinnert sich an das weibliche Duftpendant. Noch einen Hauch aufdringlicher. Sie trug es damals. Selbstverständlich. Der Damenduft war nach einem Rauschgift benannt. Heroin oder Kokain? Und das Männerparfum nach einem der drei Musketiere. Wie hieß es doch gleich? Porthos oder Athos? Und eben jenem vorgestrigen Musketierduft huldigt Philippe noch immer. Allein das macht ihn in Iris Augen unmöglich. Auch ohne nennenswerten Geruchssinn kommt sie bei den von Philippe applizierten Quanten nicht umhin, diese als Geruchsbelästigung wahrzunehmen.

Und Thomas? Der trägt auf, was Iris ins Bad stellt. Und muss zumindest in dieser Hinsicht keine Kritik fürchten. Man riecht ihn kaum. Ein neutraler Duft nach teurer Seife, frischer Wäsche und Lavendel. Mit einem Wort: dezent. Iris gönnt sich mittlerweile ein Parfum „sur mesure“, individuell nach ihren Wünschen gemischt. Ein kostspieliges Vergnügen. Aber schließlich will man nicht riechen wie alle anderen. Obwohl Iris Haut keinen Unterschied macht zwischen Massenware und Spezialanfertigung. Sie schluckt beide gleichermaßen in kürzester Zeit. Iris könnte im Grunde darauf verzichten. Wäre da nicht der Endorphinschub beim Anblick des Flakons im Badezimmer. Oder wenn man auf die Frage nach dem aktuellen Duft lässig antworten

kann: „Das bekommst du in keiner Parfümerie. Spezialanfertigung!“ Solche Momente schenken Iris ein echtes Glücksgefühl. Sie ist etwas Besonderes. Nicht einfach irgendwer. Der Genuss, sagen zu dürfen: „20 Milliliter kosten 5000 Mark!“ – „Nein, kein Geschenk von Thomas, das habe ich mir selbst gegönnt. Das Archiv läuft ganz gut!“ Sie leistet sich ja sonst nichts. Iris mag keinen Pelz, weil sie fürchtet, als kleine zierliche Person unproportioniert darin zu erscheinen. Und statt zu teuren Juwelen greift sie lieber zu effektvollem Modeschmuck. Sie trägt nicht einmal einen Markenchronometer, sondern modische Uhren aus Plastik, passend zum jeweiligen Outfit. Nicht anders als Julia. Sie kommt in das Alter, in dem man jung erscheinen will. Im Gegensatz zu den wirklich Jungen, die gern älter wären. Aus welchen Motiven auch immer. Es gibt deren genug. Julia zum Beispiel wäre gern zehn Jahre älter, um von Thomas ernst genommen zu werden. Ein Problem, das erst mit Philippes Ankunft überhaupt zum solchen wird. Für Julia.

Thomas empfindet das Mehr an männlicher Präsenz im weiblich dominierten Haushalt als angenehme Abwechslung. Durch Philippe bekommt das ziellose In-den-Tag-hinein-Leben eine Richtung. Man hat eine Aufgabe, konzentriert sich auf eine Sache. Kann unliebsame Entscheidungen zurückstellen. Man hat eine Ausrede. Erst das Projekt, dann sieht man weiter. Wer weiß, was in zwei oder drei Jahren geschieht? Unter Umständen vollkommen Unerwartetes. Das eine ganz andere Planung erfordert. Manches regelt sich sowieso mit der Zeit von selbst. Ohne eigenes Zutun. Wer könnte dem widersprechen? Alle sind zufrieden. Kein schlechtes Gewissen trübt die Nachtruhe. Kein Man-Müsste. Auf das Thomas äußerst empfindlich reagiert. Er löst Probleme, indem er sie ignoriert. „Du siehst mich nicht“, sagt das Kind, das sich die Augen zuhält. So in etwa agiert Thomas. Und in der Tat, wenn er die Augen öffnet, ist das Problem verschwunden. Doch leider nur vordergründig. Das Problem ist beharrlich. Es wartet geduldig im Verborgenen, bis seine Zeit gekommen ist. Dann tritt es fröhlich und neu gestärkt wie nach einem erholsamen Urlaub wieder hervor: „Hier bin ich!“ Wenn man es am wenigsten erwartet. Gönnen wir Thomas die letzten ruhigen Tage. Sie beginnen ohnehin

bereits etwas fad zu werden. Immer nur schweigen und rauchen und Jazzplatten hören. Warum ausgerechnet Jazz? Thomas bevorzugt bekanntlich Klassisches und Philippe hat überhaupt keinen Draht zur Musik. Egal ob E oder U. Ob Pop, Klassik, Jazz oder sonst etwas. Aber irgendetwas muss man schließlich hören. Wenn man raucht und schweigt. Weil alles gesagt ist.

Das selbst gewählte Exil im Gartenpavillon bietet auf Dauer nicht den gewohnten Komfort. Jedes Mal, wenn er sich umkleiden will, muss Thomas ins Hauptgebäude. Die wenigen Schränke sind von Philippe belegt. Es gibt nur ein kleines Bad und ein kleines Schafzimmer. Und keine Haushälterin, die ständig aufräumt. Ein Gästeapartment. Nicht gedacht, um längere Zeit darin zu verbringen. Schon gar nicht mit Ansprüchen, wie Thomas sie pflegt. Irgendwann vermisst man – das weibliche Element? Mr. Snagsby zeigt sich in diesem Fall – wie immer – als Avantgarde. Er zieht sich als erster zurück. In das bequeme Körbchen in Julias Zimmer, das er nächtens mit dem Bett vertauscht. Julia, die ihm ob seiner Treulosigkeit grollen möchte, kann seinen treuen Hundeaugen nicht widerstehen. Nach kurzem, von vornherein aussichtslosem innerem Kampf nimmt sie ihn in Gnaden wieder auf. Der Arme ist ganz dünn geworden! Nicht einmal genug zu fressen hat er bekommen! Jetzt wird er gehörig gemästet. Bald trägt er wieder sein fröhliches Bäuchlein. Unverkennbar freut er sich, wieder bei Julia zu sein. Wo ihm die Aufmerksamkeit zuteil wird, auf die er Anspruch zu haben glaubt.

Ein verwöhnter Hund! Der allen Erziehungsversuchen widersteht. Er weiß sich dem auf clevere Art zu entziehen. Man kann ihm nicht böse sein. Egal, welchen Unsinn er anstellt. Seinem umwerfenden Charme trotzt allenfalls Iris. Nicht einmal sie! Neulich hat sie ihn doch tatsächlich gestreichelt! Heimlich! Er ist einfach putzig, wenn er einen aufgeregt schwanzwedelnd begrüßt. Was er nach seiner Rückkehr aus dem Gartenhaus zum ersten Mal bei Iris praktiziert. Das überwältigt sie. Dass sich ein Wesen so über alle Maßen bei ihrem Anblick freut, hat etwas Rührendes. Sie überwindet ihre Abneigung und krault ihn sacht am Ohr. Erwartet Zurückweisung. Knurren, Zähnefletschen.

Doch der Hund – genießt es, legt sich auf den Rücken, möchte am Bauch gestreichelt werden. Wenn Julia das wüsste!

Bald darauf folgen Thomas und Philippe. Man stellt fest, dass die Heizung nicht einwandfrei funktioniert. Vermutlich braucht man ein neue. Ein Umbau kurz vor Wintereinbruch scheint nicht empfehlenswert. Und so findet man sich wieder selbviert, pardon selbfünft, denn wir wollen Mr. Snagsby nicht vergessen, zusammen. Die Villa ist groß genug, sich aus dem Weg zu gehen. Was man zunächst tut. Jedoch wird die Halle allmählich zum Treffpunkt nach dem Abendessen, Hauptmahlzeit des Tages, die man gemeinsam einnimmt. Zunächst installieren sich Thomas und Philippe vor dem Kamin. Zum Zwecke ungestörten Rauchens. Irgendwann stoßen die Damen hinzu. Lesen, plaudern. Man könnte ein Drama mit verteilten Rollen lesen. Schlägt Julia vor. Wie originell! Zwar sehr 19. Jahrhunderts, aber irgendwie schick. Julia kennt sich aus. Wie man sich beschäftigte in einer Zeit ohne Unterhaltungselektronik. Mit Hausmusik – das berühmte Streichquartett –, Gesangsvortrag, Gedichtrezitationen Theateraufführungen, lebenden Bildern.

Die Zuschauer und Zuhörer fertigten Scherenschnittportraits oder stickten. Monogramme für die Aussteuer. Auf dieses Stichwort springt Iris an, steuert ihrerseits einen fundierten Vortrag über die Kunst des Stickens im frühen 19. Jahrhundert bei. Mit Ausblick auf die fünfziger und sechziger Jahre des 20. Jahrhunderts. Als es noch Brauch war, als kleines Präsent, zum Beispiel zur Erstkommunion, Taschentücher mit breiter Spitzenbordüre und eingesticktem Monogramm zu verschenken. Iris selbst hortet noch einen ganzen Stapel davon. Nie benutzt. Da man alsbald zum stillosen, aber praktischen Papiertaschentuch griff. Vorbei die Zeiten, als man in den ersten Grundschulklassen saubere Fingernägel und Taschentücher vorzeigen musste. Der Aufwand, Mengen von Taschentüchern zu waschen und ordentlich zu bügeln. „Noch schlimmer waren nur die Blusen! Als ich Examen machte, 1982, trug man diese Streifenblusen mit Schleifenkragen. Das war der letzte Schrei. Einmal getragen schon waren Kragen und Manschetten schmutzig. Dauernd musste man sie

waschen. Und bügeln. Die Ärmel waren extrem weit und der Kugel mit tausend Fältchen eingesetzt. Da musste man mit dem Bügelbrett arbeiten. Ein Riesenaufwand! Kein Bug durfte zu sehen sein. Wie bei Herrenhemden oder Hemdblusen. Und die Schleife konnte ich nie richtig schön binden. Ich musste immer meine Nachbarin bitten. Man stylte diese Blusen damals zu Jeans mit schwarzen Lackschuhen und Karojackett. Maskulin, mit breiten, extra ausgepolsterten Schultern.“ Sogar Julia, die damals noch klein war, erinnert sich daran, dass es aufregend war an der Schleife der Tante zu ziehen. „Schwarze Lackschuhe, hoch glänzend oder gecrusht. Mit Ripsschleife. Oder wie ein eleganter Schnürschuh mit glatter Kappe, geschnürt mit einem breiten Samtband. Das war schon etwas. Damals.“ Iris gerät ins Schwärmen. Ja, die Achtziger. So lange ist das nicht her. Ihr allerdings kommt es vor, als ob Welten dazwischen lägen. Zwischen der dreißigjährigen gerade promovierten Kostümhistorikerin und der Frau Anfang vierzig. Wie viele Pläne. Was wurde daraus? Solchen Grübeleien darf man sich nicht hingeben. Das zieht nur hinunter. Positiv denken! Schließlich hat sie manches erreicht. Oder nicht? Den akademischen Abschluss, die nahezu konkurrenzlose Stellung als Modeexpertin, das florierende Archiv. Nicht zuletzt – eine gute Partie. Was wiegen im Vergleich dazu ein paar geringfügige Abstriche? Die wenigen Punkte ihrer Lebensplanung, die nicht mit dem Häkchen „erledigt“ versehen sind? Seltsame Anwandlungen, die Iris neuerdings überkommen. Sie entdeckt ihr Herz – nicht nur für Mr. Snagsby. Sentimentalische Altersmilde?

Philippe lernt eine ganz andere Iris kennen. Als er sie schließlich kennen lernt. Denn zunächst tritt sie kaum in Erscheinung. Besser so. Philippe glaubt, mit dem anderen Geschlecht fertig zu sein. Will er den Rest seines Lebens – und er hat, grob geschätzt, noch die Hälfte vor sich – der Architektur widmen? Nun, er stellt sich gar nichts vor. Bezüglich Zukunft. Er fühlt sich hintergangen, leckt die Wunden. In neuer Umgebung verblasst Vergangenes rasch. Man vergisst es gern, wenn man nicht daran erinnert wird. Irgendwann kriecht man aus dem Schneckenhaus, streckt die Fühler aus: „Hallo Welt!“ Warum sollte es Philippe anders ergehen? Er ist zu jung, um zu resignieren.

Er hat Pech gehabt. Das passiert nicht nur ihm. Das nächste Mal wird alles anders. Meint er. Mag sein. Obgleich die Prognose dafür nicht günstig ausfällt. Gewisse Verhaltensweisen ändern sich nicht. Und außerdem – es anders zu machen bedeutet nicht automatisch, es besser zu machen. Es gibt viele Arten, unglücklich zu sein.

Philippe jedenfalls beginnt ein neues Leben. Nicht etwa, indem er von seiner Vorstellung bürgerlichen Familienidylls ablässt. Aus seiner Sicht ist nicht die Vorstellung als solche verkehrt, der Fehler lag in der Umsetzung. Kurzum, die falsche Frau. Er braucht bloß die richtige zu finden, dann wird alles gut. Diesmal wird er sich Zeit lassen. Sich nicht mehr unter Druck setzen. Keine vorschnellen Entschlüsse. Nicht sofort eine neue Bindung. Aber zu lange will er nicht warten. Kaum fühlt er sich besser, denkt er an eine Zweitfamilie. Nach gehabtem Muster. Das er nicht hinterfragt. In seiner Planung tauscht er lediglich die Gattin aus. Die neue muss ganz anders sein.

Leider neigt der Mensch dazu, im Gewohnten zu verharren. Häufig erscheint Gattin Nummer zwei als jüngere Ausgabe der ersten. Vom Typ her identisch. Eine Linie, die sich zuweilen bis in die Vergangenheit zurückverfolgen lässt. Wenn man erkennt, dass bereits die Mutter jenen Typus verkörperte. Das trifft natürlich nicht immer zu, stellt aber ebenso wenig eine Ausnahme dar. Üblicherweise werden Entscheidungen von wahrhaft lebensbestimmender Relevanz quasi nebenbei getroffen. Unter totaler Ausschaltung jeglicher Ratio, rein aus dem Augenblick, der Stimmung heraus. Als ob es sich um eine Nebensächlichkeit handelte, deren Einschätzung belanglos oder zumindest leicht zu korrigieren sei. Man unterschreibt Hypotheken- und Eheverträge und macht sich dabei weniger Gedanken als im Drogeriemarkt bei der Auswahl des richtigen Waschmittels. An die Konsequenzen denkt man nicht. Nicht einmal: „Wird schon gut gehen!“ Weil man gar nicht weiß, dass es übel enden kann. Ob Philippe aus den Erfahrungen lernen wird? Eher unwahrscheinlich! Er wurde aus seiner Bahn geworfen, lebt eine Zeit lang im Niemandsland. Mit Drang zur Rückkehr ins Gewohnte. Nur unter positivem Vorzeichen.

Wie soll es weitergehen, wenn sich nichts ändert? Und lebten fröhlich bis ans Ende ihrer Tage? Selbstverständlich nicht. Jeder weiß, das ist nur ein Zwischenstadium. Die kurze Atempause vor … was auch immer. Jeder genießt die Ruhe vor dem Sturm. Thomas zum Beispiel, weil er längst anstehende Entscheidungen hinausschieben kann. Nachvollziehbar. Sogar für einen Mann der Tat. Die Gespräche mit dem Freund, die Beschäftigung mit Architektur empfindet er als geistige Bereicherung. Endlich keine Frauenthemen! Nebenbei schwelgt man in Erinnerungen. Die Zeit im Internat, das Studium in Zürich. Blick zurück mit etwas Wehmut. Ja damals – war man jung. Jetzt steckt man in einer Umbruchphase. Noch nicht alt, jedoch nicht mehr jung. Dazwischen eben. In der Mitte des Lebens. In der die gefürchtete Krise dräut. Eine Umorientierung. Die zuweilen einen Kurswechsel bewirkt. Wenn man feststellen muss, dass die bisherige Lebensweise nicht mehr funktioniert. Dass man sich plötzlich lächerlich fühlt. Deplaciert. Umdenken ist nötig. Bitter, auf lieb gewordene Gewohnheiten zu verzichten. Sich neu erfinden zu müssen. Nicht im Sinne zwanghafter Pseudokonservierung längst entschwundener Jugendlichkeit, sondern neu als Mensch mittleren Alters. Die schwierigen Fragen, was geht noch, was geht nicht mehr, was geht stattdessen? In Bezug auf sämtliche Bereiche des Daseins.

Die antike Rhetorik bringt diesen Sachverhalt im Begriff des „aptum“, des Angemessenen, exakt auf den Punkt. Jedes Lebensalter, jede Gesellschaftsschicht, jeder Anlass haben ihr spezifisches „aptum“. Wohl dem, der Gespür dafür besitzt! Die wenigsten haben es. Es scheint generell im Schwinden begriffen. In Zeiten scheinbarer gesellschaftlicher Nivellierung. Fest gefügte Hierarchien werden abgebaut zugunsten von? Gleichheit gewiss nicht. Partikularinteressen. Während einst Klarheit herrschte in Bezug auf oben und unten, weiß man inzwischen überhaupt nichts mehr. Offiziell haben alle gleiche Chancen – nur praktisch sind einige gleicher als die anderen. Neue Unübersichtlichkeit! Das erwünscht. Angemessenheit. Zurück zu dieser Frage. Warum beschäftigt sich Iris eigentlich nicht damit? Statt mit Gender Studies und Schnupftüchern. Warum klammert sie Ökonomisches aus? Macht um alles, was im Entferntesten

nach Marxismus riecht, einen weiten Bogen? Biedert sich bei der Textilindustrie an? Wiewohl an Zeitgeschichte wenig interessiert, nimmt sie deutsche Wiedervereinigung und Zerfall der UdSSR mit Genugtuung zur Kenntnis. Das kapitalistische System ist eben das bessere! Natürlich spricht sie nicht von Kapitalismus, sondern von Demokratie. Und von Freiheit. Übliche Kalauer. Freiheitlich-demokratische Grundordnung. Die hat sie nun. Nahezu weltweit. Bis auf die paar Schurkenstaaten. Die Bösen. Wir sind die Guten. Simples Weltbild für simple Gemüter. Wie Iris. Die so gern betont, dass sie unpolitisch sei. Sie begreift nicht, dass für sie die Mitgliedschaft in einem Interessensverband, sagen wir in einer Partei, durchaus von Vorteil sein könnte. Im Hinblick auf eine Hochschulkarriere. Wenn man es richtig anstellt. Allein Iris bleibt in ihrem kleinbürgerlichen Wahn befangen, allein die Leistung zähle. Sie glaubt, das Erfolgsmodell, man muss sich nur Mühe geben, dann kommt auch der Erfolg, ließe sich beliebig fortsetzen.

Zwei Frauen

Fest steht, die Verlierer in dem neuem Arrangement heißen Iris und Julia. Vor allem Julia, denn Iris bleibt immerhin die Flucht. Julia hat alles zu ertragen. Kein Ausweg. Wenn Thomas nach dem Frühstück gut gelaunt mit Philippe zu einer Spritztour aufbricht, blickt sie hinterher. Mit Gefühlen, die man besser nicht beschreibt. Manches kommt zusammen. Vor allem aber eines gewinnt die Oberhand – Hass. Abgrundtiefer Hass auf Philippe. Wie gern würde sie ihn töten. Mit eigenen Händen. Nicht schnell. Langsam und genussvoll. Er soll leiden. Denn er ist Verursacher ihres Leids. Bis ins Detail malt sie sich Folterqualen aus, schreckt vor nichts zurück. Sie verfügt über einen unerschöpflichen Fundus. An Lesefrüchten. In der Literatur ist man nicht zimperlich. Ein bisschen Nervenkitzel muss sein. Damit der Leser das Werk nicht gelangweilt beiseite legt. Doch so recht will Julias Derealisierung nicht gelingen. Sie verkümmert, weil sie nicht angefüttert wird. Von der Wirklichkeit. Keine Chance, sich der unerwünschten Person zu bemächtigen. Alles bleibt Ausgeburt der Phantasie.

Irgendwann sind sämtliche Folterqualen ausgereizt. Julia fällt nichts mehr ein. Da kommt ein Buch zur rechten Zeit. Choderlos de Laclos „Gefährliche Liebschaften“. Das ist es! Eine Intrige muss her. Und Julia, ein Schäfchen wie Cécile de Volanges, stilisiert sich in die Rolle einer Madame de Merteuil. Ohne die Frage nach ihrem Valmont zu stellen. Ja, eine Intrige. Auf dem Papier arrangiert sich das mühelos. Julia versucht sich an einer Analyse der Situation. Das Problem heißt Philippe. Der so gar kein Interesse an Frauen zeigt. Iris führt das auf die gescheiterte Ehe zurück. „Der hat die Nase voll“, lautet ihr Kommentar zur Sache. Das sieht nicht gut aus. Viel Auswahl hat Julia nicht. Mit wem könnte man ihn verkuppeln? Damit er Thomas in Ruhe lässt. Mit Birte Mettmann wohl kaum? Bleibt eigentlich nur – Iris? Iris, das ist die Lösung. In doppelter Hinsicht macht sie den Weg frei für Julia. Die beiden Kontrahenten neutralisieren sich, indem man sie miteinander verbindet. Einfach genial! Das hätte die Marquise de Merteuil nicht besser ersinnen können. Allein, der Weg

vom Plan zur Tat ist mühsam. Nach der ersten Begeisterung über diesen Einfall von wahrhaft hochliterarischer Dimension kommt Julia nicht umhin, die Frage nach dem Wie zu stellen. Wie bringt man Iris und Philippe zusammen? – Indem man Anreize schafft. Zunächst bei Iris. Keine negativen Kommentare mehr. Stattdessen entdeckt man viel Anerkennenswertes an Philippe. Ein attraktiver Mann. Tüchtig im Beruf. Als Architekt ein wahrer Künstler. – Julia neigt zur Übertreibung! – So viel positive Resonanz verfehlt ihre Wirkung nie. Zwar wiegelt Iris erst einmal ab. Sozusagen gewohnheitsmäßig. Doch Julias Lobeshymnen zeigen Wirkung. Etwas muss doch dran sein? Oder nicht? Sie beginnt, Philippe mit anderen Augen zu betrachten. Doch bis dahin ist ein weiter Weg. Harte Arbeit für Julia. Denn Iris, wenngleich selten zu Hause, hat keineswegs vor tatenlos zuzusehen, wie Thomas ihr mehr und mehr entgleitet. Ihre Gedanken gehen in ähnliche Richtung. Nur dass in ihrem Szenario Philippe und Julia ein Paar werden. Ein wirklich dummer Einfall, der nur von Iris kommen kann. Der oberflächlichste Betrachter müsste auf der Stelle erkennen, dass diese Konstruktion niemals funktioniert. Julia und Philippe passen einfach nicht zueinander. War auch bloß so ein Gedanke von Iris. Sie forciert nichts. Die gewohnte Tatkraft kommt nicht zum Einsatz. Besser so. Es wäre reine Energieverschwendung.

Über ihre Pläne tauschen sich Iris und Julia übrigens nicht aus. Was in der Natur derselben begründet liegt. Aber die gemeinsame Antipathie hat sie einander näher gebracht. Auf einer anderen Ebene als früher. Erwachsen. Gewissermaßen auf Augenhöhe. Nicht mehr dieses kindische Mädelsgetue. Iris nimmt Julia, wie sie ist. Kein Nörgeln. Es gibt Wichtigeres. Außerdem hat Iris gesehen, wohin es führt, wenn Julia zu hübsch wird. Soll sie doch fett bleiben. Ob das Thomas gefällt? Die Mode ödet Iris zurzeit sowieso an. Zurzeit? Eigentlich wusste sie nie etwas damit anzufangen. Nur ein Mittel unter vielen, um sich hervorzutun. Sich von den anderen abzuheben. Eigenes Styling entsprang keinem Bedürfnis. Ein Akt höchster Willensanspannung. Nun erlahmt die Energie. Immer häufiger gönnt sich Iris Tage in Jeans und Pullover. Oder gar in Homewear aus kuscheligem Sweatshirtmaterial. Geräumige Hosen

nebst Kapuzenjacke. Warum sich aufbrezeln? Wenn keiner schaut. Iris fühlt sich nicht im Geringsten unwohl in diesem Outfit. Im Gegenteil, irgendwie authentisch. Nicht verkleidet. Als eine andere, die sie nicht ist. Sie hat die Mode nie geliebt. Nur vorgegeben, es zu tun. Reine Heuchelei. Jetzt darf sie es sich bequem machen. Kein Zwang mehr. Sie hat alles so satt. Das Archiv und die Wissenschaft. Viel Anstrengung für nichts. Für das bisschen Anerkennung. Teuer erkauft. Sollte allerdings ein Überraschungsgast an der Tür klingeln, Birte Mettmann etwa, mit der man wieder häufiger verkehrt, erlebt man eine Iris, die auf ihr Zimmer eilt, um sich hektisch umzukleiden. So leicht kommt man nicht aus seiner Haut. Der mühsam erworbene Ruf will verteidigt sein.

Birte Mettmann, die Wiedergefundene, erweist sich für Iris und Julia als ungemein bereichernd. Sie bringt Farbe in den grauen Alltag. Weiß den neuesten Klatsch zu berichten. Schließlich kennt sie fast jeden in München. Wie ein Seismograph registriert sie, was gerade in ist und was absolut out. Man kann sich auf sie verlassen. Birte irrt nie. Mag man über sie als Mensch denken, was man will, als Lifestyle-Orakel bleibt sie unersetzlich.

Mit Julia versteht sich Birte blendend. Ihre Bekanntschaft verdankt sich übrigens Lukas Angermayer. Nicht Iris. Die man zunächst ausschloss. Was sich auf Dauer nicht durchhalten ließ. Irgendwann kam es zur schicksalhaften Begegnung der beiden verfeindeten Königinnen. Maria Stuart und Elisabeth Tudor sozusagen. Man erwartete Dramatisches. Doch dann, nach einer Schrecksekunde, freudige Umarmung. Küsschen links, Küsschen rechts. Wie in alten Zeiten. Keiner kann sich daran erinnern, warum die Freundschaft aufgekündigt wurde. Unwichtig. Die Verbindung ist wieder hergestellt. Man trifft sich. In unterschiedlichen Konstellationen. Zu zweit, zu dritt, zu viert, zu fünft, alle zusammen. Nach Geschlechtern getrennt. Gemischt. Je nachdem. Nicht selten Julia und Birte allein. Sie stecken häufig die Köpfe zusammen. Was gibt es da wohl zu bereden? Iris fremdelt anfänglich noch etwas. Das gibt sich. Als Julia dann erwähnt, dass Birte sich zu Hause ganz leger kleide, ist das Eis

gebrochen. Welche Entlastung für Iris! Nicht einmal Birte ist perfekt. Sogar sie erliegt der Verführung von Leisurewear. So degoûtierlich man diese finden mag – sie ist bequem. Im übrigen, damit entlastet Iris ihr Gewissen, legten die Damen des Rokoko ihren extrem unkomfortablen Putz – meterhohe Perücken, enge Schnürmieder, voluminöse Reifröcke – auch nur für wenige Stunden an. Zu offiziellen Anlässen. Die meiste Zeit verbrachten sie im bequemen Negligé. Lediglich die Frisuren, bei denen Eigen- und Fremdhaar zu einem überaus kunstvollen Aufbau verarbeitet wurde, musste man ertragen. Die Friseure waren Stunden mit diesen Gebilden beschäftigt. Sie sollten einige Zeit halten. Was die Trägerin zwang, im Sitzen zu schlafen. Und weil man damals nicht auf die Segnungen der modernen Kosmetikindustrie – Stylingprodukte oder Haarspray – zurückgreifen konnte, stattdessen zu natürlichen Substanzen wie Schweineschmalz Zuflucht nahm, schützte ein Metallkäfig, nachts über die Frisur gestülpt, vor unerwünschten Nagetieren. Nicht aber vor kleinen Krabbelwesen. Ziemlich eklig.

Es gibt Dinge, die möchte man nicht so genau wissen. Glücklicherweise sind Julia und Birte wenig empfindlich. Sie verspüren kein Jucken auf der Kopfhaut, keinen Zwang, sich zu kratzen, bei der Vorstellung von Kopfläusen und Flöhen. Vor allem erstere sollen wieder auf dem Vormarsch sein. In Schulen und Kindergärten. Ach was, in jedem Kinosessel oder Zugabteil kann man sich derartiges zuziehen. In jeder Menschenmenge. Jemand schüttelt die Haare – und schon wandern die Tierchen von einem Wirt zum nächsten. Birte und Julia übertrumpfen sich gegenseitig in der Schilderung von Unappetitlichkeiten. Wenn sie merken, dass es Iris zu viel wird. Die sich anscheinend leichter ekelt als die beiden anderen. Birte trumpft auf. Mit Geschichten vom Camping-Urlaub in Griechenland und den Eigenheiten jugoslawischer Zeltplätze. Insbesondere deren hygienischem Zustand. „Mit Gummistiefeln musstest du unter die Dusche!“ Absolutes Highlight – die Interrail-Tour durch Italien. 1973. Birte erinnert sich genau, weil damals die Interrail-Tickets eben eingeführt wurden. Außerdem, weil sie in jenem Jahr ihr Studium abschloss. „Man saß nachts im Zug und schaute sich

tagsüber die Sehenswürdigkeiten an. Abends ging es weiter in die nächste Stadt. Manchmal blieb man ein paar Tage. Übernachtete in Jugendherbergen. Das war billig. Aber sonst – Säle mit dreißig Stockbetten. Kein Tisch, kein Stuhl, kein Schrank. Fünf Duschen für über 200 Mädchen. – Die Geschlechter selbstverständlich streng getrennt. – Morgens um acht verließ man das Haus und durfte erst ab 16.00 Uhr wieder zurück. Dann allerdings hatte man bereit zu stehen, wenn man die Duschen in einigermaßen akzeptablen hygienischen Zustand antreffen wollte." Iris schaudert, Julia fühlt wohliges Gruseln. Und Birte überbietet sich selbst in der Ausmalung von ganz besonders Ekligem. Den ganzen Stiefel hinunter bis zur Ankunft auf Sizilien. Im baufälligen Bauernhaus, das die Eltern irgendeines Freundes ausbauen wollten. Mit Plumpsklo auf dem Balkon und Wasserstelle im Garten. Aber authentisch. Was Birte verschweigt. Dass es ihre erste und letzte derartige Reise war, die sie vorzeitig abbrach. Nach vierzehn Tagen. Dass sie fortan gewisse Mindestanforderungen formulierte. Ein Zimmer mit Bett, Schrank, Waschbecken. Dass die beeindruckenden Schilderungen diverser Campingplätze aus Erzählungen Dritter stammen. Birte setzt keinen Fuß in ein Zelt, einen Campingbus, eine Jugendherberge. Doch sie kann es nicht lassen, Iris damit zu schockieren. Es macht einfach Spaß. Schließlich ist es nicht erlogen, sondern lediglich nicht selbst erlebt. Die Erinnerung vermengt Selbsterlebtes und Fremdes. Dreißig Jahre danach schwört man Stein und Bein, dass es genau so und nicht anders abgelaufen sei. Wer wollte es nachprüfen? Was immer wieder erzählt wird, muss wahr sein. Und so bleibt rätselhaft, ob Birtes legendäre Reise nach Persien jemals stattfand oder Ausgeburt ihrer Phantasie ist. Davon später.

Die Damen machen es sich neuerdings bequem. Wellness ist angesagt. Man verbringt Tage im Spa-Bereich diverser Luxushotels. Man ist unter sich. Wiewohl, die Hemmungen, sich den Herrn in Leisurewear zu präsentieren, bauen sich rasch ab. Man entdeckt den Bereich des Privaten als erotikfreie Zone des Sich-gehen-Lassens. Nicht beengende Kleidung fördert den Genuss bei der Nahrungsaufnahme. Permanente Disziplin ermüdet. Ewiger Verzicht hinterlässt Spuren.

Säuerliche Falten um die Mundwinkel. Sogar bei Iris, die keine Gewichtsprobleme kennt. Die Gravitation verschont sie nicht. Auch magere Körper werden schlaff. Fast mehr noch als korpulente. Da das Polster subkutaner Fettschicht fehlt. Die einzige Möglichkeit, dem bedingt entgegenzuwirken – exzessive Bewegung. Sport, Gymnastik. Was immer. Das erfordert wiederum Disziplin. Kein Vergnügen, im Sommer früh aufzustehen, um vor der großen Hitze seine Joggingrunde zu drehen. Oder im Winter bei klirrendem Frost. Im Grunde ist es nie vergnüglich, sondern reine Überwindung. Gut fühlt man sich allenfalls hinterher.

Wo aber bleibt bei alledem das Spirituelle, möchte man angesichts dieser Konzentration aufs Leibliche fragen? Der Geist macht Urlaub. Nicht einmal Julia greift zum Buch. Und das will etwas heißen. Birte sucht Alternativen. Ihr Label läuft nicht besonders. Soll man investieren, noch mehr Geld aufnehmen? Oder lieber gleich verkaufen? Eine große Modekette zeigt sich interessiert. Allein der gebotene Preis entspricht nicht Birtes Vorstellungen. Vermutlich hat sich in der Branche längst herumgesprochen, dass es nicht zum Besten steht. Hätte man früher abstoßen sollen? Als es gut lief. Konnte man ahnen, dass alles einbricht? Unwägbarkeiten der Mode. Was heute gefragt ist, will morgen keiner mehr. Wer sich nicht rechtzeitig den neuen Trends anpasst, hat das Nachsehen. Er fällt aus dem Spiel. Die einzige Konstante in diesem Geschäft – permanente Veränderung. Der ständige Ruf nach Neuem. Dann genügen zwei Kollektionen im Jahr nicht mehr. Man produziert zusätzlich Zwischenkollektionen. Die man „cruise collection“ oder „pre-fall“ nennt. Hauptsache, die Sucht nach Neuem wird befriedigt.

In dieser schnelllebigen Zeit bleibt kein Raum für das, was währt. Für das Nachhaltige. Für Qualität. Es wird schnell produziert, konsumiert, entsorgt. Bei Birte liegt der Fall anders. Nicht, dass ihre Kollektion zu solide gefertigt wäre. In diesem Punkt geht Birte mit der Zeit. Leider lohnt sich die Produktion in asiatischen Billiglohnländern wegen zu geringer Stückzahl nicht. Doch an den Nähmaschinen in ihrem Atelier sitzen nicht mehr ausgebildete Schneiderinnen,

sondern kostengünstige Anlernkräfte. Die entsprechend schlampig arbeiten. Dafür sind die Teile eindeutig zu teuer. Zudem bieder. Es fehlt die besondere Note. Der Hauch von Exklusivität. Die Kundin braucht Argumente. Um zu begründen, warum sie so viel Geld für ein Stück Stoff ausgibt. Entweder modisch avantgardistisch oder konservativ maßgeschneidert. Eines von beiden muss den hohen Preis rechtfertigen. Birte fällt leider aus dem Schema.

Die Persienreise! Schweigen wir von der Persienreise, von der Birte immer dann anfängt, wenn ihr nichts mehr einfällt. Sogar Julia reagiert mittlerweile leicht gereizt. Von Iris ganz zu schweigen. Birte hat von einem orientalischen Bad gehört. In der Nähe des Sendlinger Tors. Vermutlich gibt es das schon ewig, ohne dass jemand davon Notiz genommen hätte. Außer den Insidern. Inzwischen gilt es als so schick, sich einseifen zu lassen, dass jeder bedeutungslose Kurort in der Oberpfalz Wellness-Wochenenden inklusive Hamam zu Dumpingpreisen anbietet. Ob man das einmal ausprobiert? Allzu groß scheint die Begeisterung nicht. Aller Neugier zum Trotz. Die Mädelsphase ist vorbei. Jede muss für sich allein klar kommen.

Julia macht sich die wenigsten Gedanken. Das sei ihr zugestanden. Sie ist noch jung. Ihr bleibt genügend Zeit. Für Umwege und Irrwege. Im Augenblick hat sie nur ein Ziel: Thomas. Einfach nur mit ihm zusammen sein. Der Rest wird sich finden. Vorausgesetzt, Philippe verschwindet. Dann wird alles gut. Was aber, wenn die Zukunft mehr und mehr schrumpft? Wie bei Iris, die immer im Morgen lebte. Obwohl ihr alle Möglichkeiten offen stehen, kommt sie nicht aus ihrer Bahn. Sie verharrt und wartet auf eine Erlösung, die von außen kommen müsste. Birte zeigt sich pragmatischer. Wartet nicht, sondern sichert sich ab. Im Frühjahr wird sie Lukas heiraten. Für sie die zweite Ehe, für ihn die dritte. Überraschung bei Iris und Julia. Nein, keine große Hochzeit. Das wäre irgendwie unangemessen. Ein kleiner Empfang nach dem Standesamt. Keine kirchliche Trauung. Beide gehören keiner Religionsgemeinschaft an. Die Frage nach dem Traumhochzeitskleid in Weiß erübrigt sich. „Und wenn jemand auf die blöde Idee kommt, Reis zu streuen, bringe ich ihn eigenhändig um!“

Man traut es ihr zu. Birte kann ziemlich resolut sein. Iris ist enttäuscht. Gern hätte sie die Rolle der Hochzeitsplanerin übernommen. Nun bleibt nicht viel zu planen. Schade. Endlich eine Aufgabe für Iris, bei der sie ihr gesammeltes Wissen hätte einbringen können. Eine solche Gelegenheit bietet sich nicht oft. Wer weiß, wann Julia heiraten wird? Wenn überhaupt. Und wen? Thomas? Fehlsteuerung des Gehirns, die Synapsen spielen verrückt, versucht Iris ihren Gedankenblitz herunterzuspielen. Sie glaubt nicht an spirituelle Erleuchtung. Zwar entrichtet sie als getauftes Mitglied der römisch-katholischen Kirche klaglos ihre Steuer, jedoch sie praktiziert ihren Glauben nicht. Empfindet Religion als stimmungsvolles Dekorum für bestimmte Anlässe. Taufen, Hochzeiten, Beerdigungen. An letztere denkt man weniger gern. Natürlich die großen Kirchenfeste. Weihnachten, Ostern, Pfingsten. Die Fronleichnamsprozession, bei der sie als Kind mit Kranz im Haar Blumen streute. Hier darf man seinen Hang zum Sentimentalen ausleben. Religion als Dampfbad für die Seele. Glaubt Iris an eine Seele? In theologischer Bedeutung wohl kaum. Also eher umgangssprachlich als etwas, womit man das benennt, was man sich nicht vorstellen kann. Geistiges im weitesten Sinn. Affekte. Metaphysisches. Alles und nichts.

Iris beschäftigt sich lieber mit Birtes Hochzeit als mit exakten Begriffsbestimmungen. Rein in ihrer Vorstellung, versteht sich. Der Verlobungsring, rotes oder blaues Etui? Cartier oder Tiffany? Oder etwas ganz Avantgardistisches? Von einem Künstler erwartet man das. Lukas geht klugerweise kein Risiko ein. Konservativ Hochkarätiges in Platin gefasst. Diamanten in Brillant- oder Smaragdschliff. Keine farbigen Steine. Es soll ja nicht aussehen wie der Verlobungsring von Lady Di. Allzu gediegen. Aber ebenso wenig zu modern. So ein Platinreif mit eingeklemmtem Stein macht nicht viel her. Schließlich investiert der Mann nicht wenig – nach amerikanischem Vorbild sollten es mindestens zwei Monatsgehälter sein. Lukas gibt wesentlich mehr aus und so darf man an Birtes Hand neuerdings eine durchaus beeindruckende Schöpfung aus dem Hause Cartier bewundern. Mindestens ein Karat, wenn nicht mehr. Klassischer Brillantschliff, umringt von einem Kranz kleinerer Steine. Sogar der

Reif ist brillantbesetzt. Es funkelt und glitzert nur so. Allerdings lenkt die runde Form die Aufmerksamkeit auf Birtes Patschhändchen mit kurzen, etwas pummeligen Fingern. Etwas Eckiges wäre vermutlich vorteilhafter. Iris verkneift sich den kritischen Einwand, dem man leider nicht widersprechen kann, um wenigsten einmal im Leben Taktgefühl zu demonstrieren. Birte genießt einhellige Bewunderung. Ganz frei von Neid. Da weder Iris noch Julia sich viel aus Schmuck machen. Iris zerbricht sich bereits den Kopf über ein passendes Hochzeitsgeschenk. Ihr fällt nichts ein. Wo ist ihr Elan geblieben? Sie kümmert sich um nichts mehr. Und fühlt sich dabei ganz furchtbar. Ein klarer Fall von depressiver Verstimmung. Der zum Problem wird. Zunächst genießt jeder die Ruhe. Keine Hyperaktivitäten.

Doch die neue lethargische Iris wirkt umso beunruhigender. Man ist gewohnt, dass sie alles in die Hand nahm. Nun muss sich der Haushalt anders organisieren. Und tut es auch. Es geht weiter. Was Iris vollkommen irritiert. Es geht auch ohne sie. Sie denkt an Birte, die sich erstaunlich schnell damit abgefunden hat, ihr Label zu verkaufen. Zu verschleudern. Alles aufzugeben. Die sich mit Schwung und Zuversicht einen neuen Lebensentwurf – zunächst Künstlergattin, dann sieht man weiter – zurechtschneidert. Die Pläne schmiedet, was sie in Angriff nehmen wird. Lauter Dinge, zu denen früher die Zeit fehlte, weil das Geschäft sie auffraß. Gesangsstunden – Birte verfügt über eine angenehme Altstimme. Zeichnen – zur Abwechslung keine Mode. Vielleicht Landschaften. Regelmäßig Tennis spielen. Im Winter mit Lukas Ski laufen. Mehr Anteil am kulturellen Leben. Man wäre kaum erstaunt zu vernehmen, dass Birte den Mount Everest bezwingen möchte. Selbstverständlich übt sie sich wieder regelmäßig im Klavierspiel. Und probiert es unter Umständen mit dem Cello.

Sie weiß nicht, wo sie anfangen soll. Am besten alles gleichzeitig. Mit der Mode hat sie abgeschlossen. So viele andere Talente warten darauf, genutzt zu werden. Es ist an der Zeit, Neues zu wagen. Ihr fällt es nicht schwer. Anders als Iris. Die in einem Teufelskreis steckt. Sie kann das Bisherige nicht fortführen, weiß aber nicht, was sie tun soll. Stets die tüchtige Birte vor Augen, die mit 46 Jahren neu durchstartet

und ihr Leben umkrempelt. Einfach so. Nebenbei. Die kennt keine Depression. Die erhält laufend neue Angebote. Eines verlockender als das andere. Kochshow mit Ruth Linzer. Gesangsauftritt bei einer Benefiz-Gala. Längerfristig wird sie sich wohl mit einer Galerie selbstständig machen. Der Zeitpunkt ist gut gewählt. Die städtischen Subventionen fließen. Ein neuer Kulturreferent macht die Förderung der Galerienszene zu seinem Programm. Städtische Immobilien in bester Lage werden zu einem symbolischen Mietzins angeboten. Dabei war die Galerienszene bis dato keineswegs schlecht versorgt. Aber er hat sich eben in den Kopf gesetzt. Es war Hauptbestandteil seines Vorstellungsgesprächs im Stadtrat. Beste Aussichten für Birtes Start-up. Mode und Kunst sind so verschieden nicht und in Lukas hat sie einen kompetenten Berater.

Und Julia? Die einzige, die sich selbst treu bleibt. Keinerlei Anstalten, mit ihrem Leben etwas anzufangen. Sie lässt sich nicht motivieren. Eine Odaliske, hingestreckt auf dem Diwan. Die Süßigkeiten und Bücher verschlingt. Gleichermaßen. Julias scheinbare Tatenlosigkeit täuscht. Mag ihr Leib sich zu keiner überflüssigen Bewegung aufraffen, ihre Gedanken sind alles andere als müßig. In ihrem Kopf nimmt die Intrige allmählich Gestalt an. Die praktische Umsetzung lässt nicht auf sich warten. Zunächst gilt es, Philippes Vorzüge gehörig herauszustreichen. Julia macht die anderen glauben, sie habe sich in Philippe verliebt. Um jenen für Iris begehrenswert zu machen. Wer weiß, vielleicht wird Thomas eifersüchtig, wenn Julia einem anderen schöne Augen macht. Jungmädchenphantasien! Was sich Julia so zurecht fabuliert. Sie weiß doch gar nicht, wie man das macht. Flirten. Jedoch ihre Lobeshymnen verfehlen ihren Zweck nicht. Iris horcht auf. Das mag ihrer nicht eben positiven Verfassung geschuldet sein. Wie auch immer, sie wird neugierig.

Was Julia an dem Typ findet? Zugegeben, unattraktiv ist er nicht. Wie, solche Statements von Iris. Das ist neu. Sie bewertet Männer doch sonst nicht nach ästhetischen Kriterien. Sondern nach ihrem Nutzen. Haben sie Einfluss, Vermögen? Das allein zählt. Was die Person bringt. Und, ganz wichtig, das Urteil der anderen. Im Grunde nicht

anders als in der Mode. Iris fühlt sich schön, wenn sie das trägt, was andere als angesagt vorgeben. Wenn die Kleidung signalisiert, dass sie dem jeweiligen Trend entspricht. Und es sich leisten kann, das zu tun. Ob es sie kleidet oder nicht, ob sie sich darin wohl fühlt oder nicht – egal! Gewiss, es gibt einiges, das sie ablehnt. Pelz zum Beispiel. Aber insgesamt folgt sie dem Vorgegebenen. Mit dem Ergebnis, dass ihr Erscheinungsbild zwischen Perfektion und Lächerlichkeit pendelt. Je nach dem, welcher Trend regiert. Sie hat keinen Stil. Kennt nur Stile. Zurück zu Philippe. Den Iris zunächst gar nicht wahrnimmt. Weil sie ihn gleich in die Rubrik „Verlierer" einreiht. Was soll sie mit dem? Ein lästiger Hausgenosse, den man lieber heute als morgen los wäre. Ärgerlich, dass Thomas sich derart auf ihn kapriziert. Und auf die fixe Idee vom Hausbau. Wenn man ihn nur davon abbringen könnte! Doch Thomas entwickelt zuweilen beachtliche Sturheit. Hat er sich etwas in den Kopf gesetzt, lässt er sich nicht beirren. Er bleibt dabei.

Dagegen ist sogar Iris machtlos. Sie weiß es und vermeidet die offene Auseinandersetzung über das leidige Thema. Zieht es vor, im Hintergrund zu nörgeln. In Andeutungen, Halbsätzen ihr Missfallen zum Ausdruck zu bringen. Auf den Gedanken, einen Keil zwischen Thomas und Philippe zu treiben, kommt sie nicht. Sie steuert ihr Ziel direkt an. Sie ist nicht manipulativ, weil sie mit der Psyche ihrer Mitmenschen nichts anzufangen weiß. Sie wüsste überhaupt nicht, wie sie jemanden instrumentalisieren sollte. Derartiges liegt außerhalb ihrer Natur. Iris möchte vorbildlich sein. Sich nichts zuschulden kommen lassen. Sie bringt Leistung. Erfüllt die in sie gesetzten Erwartungen. Obwohl sie es nie leicht hatte. Als Jüngste. Diana genoss das Privileg der Erstgeburt. Und Clarissa nahm sich, was sie wollte. Warum denkt sie gerade jetzt an Clarissa? Die Schwester kommt ihr sonst nie in den Sinn. Außer an Weihnachten oder an deren Geburtstag. Anlässe, zu denen man kurze Nachrichten tauscht. Stereotypen Inhalts. Uns geht es gut, dir hoffentlich auch, schon wieder ein Jahr vorbei und so weiter. Die einzige Variable, das jeweilige Datum. Ein Lebenszeichen, mehr nicht. Die Mutter in Wien wird zuweilen mit einem Anruf beglückt. Sie kann ebenso wenig sagen, was Clarissa eigentlich in London treibt. Welcher

Art von Tätigkeit sie nachgeht. Wie sie lebt. Ob sie mit jemandem zusammen ist. Nun, über Iris und Thomas weiß sie nicht wesentlich mehr. Das Kümmern überlässt man bekanntlich Diana. Sogar Julia verweigert sich neuerdings. Sie ist nicht mehr das kleine Mädchen, das sich auf die Oma freut. So wenig, wie sie zu den Eltern nach Rom zurückkehren würde. Sie hat sich an die Freiheiten gewöhnt, die sie bei Iris und Thomas genießt. Wo keiner mit lästigen Fragen nach Schulabschluss oder Ausbildung nervt. Denn, aus den Augen, aus dem Sinn, die Eltern schneiden jene Reizthemen nicht mehr an. Meist sind sie irgendwo unterwegs auf Tournee und froh, sich um nichts kümmern zu müssen, was außerhalb ihrer künstlerischen Arbeit liegt. Sie fühlen sich verjüngt, wie zu Beginn ihrer Beziehung. Als kinderloses Paar. Die Tochter ist aus dem Haus. Sie muss für sich selbst Verantwortung übernehmen.

Was Julia zutiefst bedauert – keinen leibhaftigen Schriftsteller zu kennen. Zuhause verkehrten nur Musiker, Komponisten, Dirigenten, Sänger. Nicht zu vergessen der Kunsthistoriker Guido Guisoni. Vermittels Lukas Angermayer kommen bildende Künstler und Galeristen hinzu. Sowie ein paar der unvermeidlichen Museumsleute. Doch keiner stellt ihr einen Schriftsteller vor. Iris schreibt zwar Bücher, doch keine Belletristik. Und ihr Verlag, zu dessen Empfängen Julia sie zuweilen begleitet, führt keine literarischen Texte im Programm. Man trifft dort allenfalls Kulturwissenschaftler, Historiker, Politologen. Autoren, keine Schriftsteller. Wie stellt sich Julia einen Schriftsteller vor? Ein aufregendes Leben voller Abenteuer. Sicher sind die Helden ihrer Werke nur matter Abklatsch des Schöpfers – jung, schön, klug, tapfer, einfühlsam, überlegen, tollkühn, aufopferungsbereit, edel. Wer könnte solche Charaktere entwickeln, wenn er diese selbst nicht überträfe? Meint Julia. Offenkundige Schwächen ihrer Helden geflissentlich negierend.

Sie liest Hochliteratur wie eine Räuberpistole. Ausschließlich auf den romantischen Aspekt fokussiert. Der Ernst der Lage wird ihr nicht bewusst. Sie weint, wenn es übel endet. Wenn der Held stirbt. Wenn er seine Angebetete nicht bekommt. Julias Blick haftet an

der Oberfläche. Was darunter liegt, bliebt ihr verborgen. Weshalb sie sich den Schriftsteller als romantischen Superhelden vorstellt. Die Bilder der Medien wirken ernüchternd. Farblose, korpulente alte Männer – älter noch als ihr Vater. In Anzug und Krawatte, bieder wie der Mann am Bankschalter. Man würde sich nicht im geringsten wundern, wenn so einer an der Tür klingelte, um einem eine Versicherung aufzuschwatzen. Keiner, der sich die Nächte mit Champagner und Kurtisanen um die Ohren schlägt, um tagsüber abenteuerliche Reisen in die entlegensten Urwälder zu unternehmen. Woselbst er bedrohte Indianerstämme, mittellose Waisen und von Frauenhändlern bedrohte Jungfrauen gleichermaßen rettet. Wobei er selbstverständlich in jeder Situation eine gute Figur macht. Frisch geföhnt und adrette gekleidet. Gewiss spielt er hinreißend Violine – ein neuer Paganini – und singt zudem wie Caruso. Er reitet wie der Teufel und verfügt auch sonst über beneidenswerte körperliche Fitness. Kurzum ein Idealmensch.

Der Literaturkenner könnte Julia entgegnen, dass die Gegenwartsliteratur nur Antihelden kennt, sie folglich die Schriftsteller des 19. Jahrhunderts rekognoszieren sollte. Doch die sind leider längst verstorben. Und die bräunlichen Fotografien zeigen auch nur alte Männer im Anzug. Meist mit Bart. Nicht eben das, was Julia erwartet. Sie kennt nur glatt rasierte Gesichter. Thomas legt besonderen Wert auf einen stoppelfreien Teint. Er rasiert sich zweimal täglich. Morgens nass, vor dem Dinner trocken. Niemand trägt mehr Bart. Weder Oberlippen-, Backen-, Kehl- noch Kinnbart. Ob nun wild wuchernd, geknebelt, hochgezwirbelt, ausrasiert. Nur ein paar Jünglinge kultivieren, irgendeinem DJ nacheifernd, spärlichen Haarwuchs in Form eines „goatee“, eines Ziegenbärtchens. Was jedermann, sie selbst ausgenommen, extrem lächerlich findet. Unkleidsam zudem, vor allem im Verein mit wollgestrickter Kopfbedeckung. Übrigens, Lukas Angermayer trägt Bart. Einen gepflegten Schnauzer. Das passt zu ihm. Dunkler Teint, helle Augen, dunkles Haar. Leicht gelockt. Dunkler Bart. Nicht rötlich wie bei vielen. Hagerer Kopf. Markante Züge. Ein Typ, auf den man in Oberbayern häufig trifft. Holzgeschnitzt. Man könnte sich keinen besseren Kontrast vorstellen zur blonden, weichen,

üppigen Birte. Mit verschwimmenden Konturen. Ein schönes Paar. Hier verbinden sich Nord und Süd. Ganz klischeehaft. Denn zu allem Überfluss gehört Angermayer zu den wenigen authentischen Bayern, die man in München findet. Geboren und aufgewachsen in Murnau. Wo er im Münterhaus und im örtlichen Museum früh mit bedeutender Kunst in Berührung kam. Kandinsky, Jawlensky, Münter. Das prägte und machte neugierig. Später ging er nach München. An die Kunstakademie. Wo er, mit Ausnahme diverser Auslandsstipendien, blieb. Um schließlich dort zu unterrichten, wo er selbst gelernt hatte. Jahre zuvor. Die Kunst des „Blauen Reiter" bewundert er noch immer.

Er selbst arbeitet mit Video-Installationen. 1987 war er auf der documenta vertreten. Der damalige Leiter, Manfred Schneckenburger, rückte die Video-Kunst ins Blickfeld. Nam Jun Paik, Marie Jo Lafontaine, Jenny Holzer. Und ein Werk von Lukas Angermayer. So eine unendliche Schleife. Die leider viel zu wenig Beachtung fand in unmittelbarer Nachbarschaft mit Lafontaines bombastischen „Larmes d´acier", einem Aufbau von zig Monitoren, auf denen das Video eines Bodybuilders ablief, der an irgendwelchen Kraftmaschinen trainierte. Egal, Dabeisein ist alles. Viel wichtiger – er lernte Birte kennen. Beim Ausblick auf die idyllische Karlsaue durch den gerahmten Bildausschnitt von Haus-Rucker-Co. kam man ins Gespräch. Unter ihnen kreischten Kinder in einer Hüpfburg, über ihnen blauer Himmel mit runden Kumuluswolken, vor ihnen die Spitzhacke von Claes Oldenbourg. Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne schenkten Birte einen rosigen Teint. Noch rosiger als bereits von Natur aus vorhanden, natürlicher als das natürlichste Rouge. Sie lehnte an der Brüstung, Standbein – Spielbein im klassischen Kontrapost, das blonde Haar hochgesteckt zur Banane. Bad hair day? Was aber die Nackenlinie vorteilhaft zur Geltung brachte. Im ärmellos geblümten Etuikleid und roten Stöckelschuhen. Eine schöne Geschichte, die Birte und Lukas gern zum Besten geben. Doch halt, alles auf Anfang. Spielt nicht die Erinnerung Lukas Angermayer einen Streich? Also von vorn. Sein erster documenta-Besuch datiert von 1977. Die 6. documenta, ebenfalls kuratiert von Schneckenburger. Schwerpunkt Fotografie.

Besucherschule mit Joseph Beuys und Bazon Brock. Angermayer war mit einer kleinen Papierarbeit vertreten, nicht der Rede wert. Die folgende documenta ließ er aus. 1987 zeigte er eine Installation im Friderizianum. Das Jahr, in dem er Birte traf. Wiewohl – gab es den Bilderrahmen von 1977 denn noch? Oder fand die erste Begegnung anderswo statt? Etwa ganz banal in der Cafeteria? – Anmerkung des Autors: Da besagter Rahmen fest installiert über der Karlsaue auch fürderhin erhalten blieb, wäre es im Bereich des Möglichen, dass die Begegnung der beiden dort stattgefunden hat. Da jedoch keine einschlägigen Belege existieren, wie zum Beispiel Fotografien, muss die Frage offen bleiben. – Ziemlich verwirrend, die diversen documentas – oder sagt man documenten? – auseinander zu halten. Mit den jeweiligen Machern und Schwerpunkten. Den diversen Ausstellungsstätten. Der Rummel wird von Mal zu Mal größer. Mehr als eine Stadt wie Kassel verkraften kann. Doch im Grunde driftet es ins Kunstgewerbliche ab. 1977, das war noch etwas! Spektakulär. Walter de Marias Erdkilometer, die Honigpumpe von Beuys. Zehn Jahre später war der längst tot. Und in der Orangerie präsentierte man bunte Möbel ohne erkennbare Zweckbestimmung als neueste Kunst. Ja, ja, der erweiterte Kunstbegriff des seligen Joseph! Da sieht man, wohin das führt.

Lukas Angermayer beehrt die documenta bloß noch mit einer Stippvisite. Er muss sich halt informieren, was so im Schwange ist. Am liebsten würde er sie völlig ignorieren. Die nächste findet in zwei Jahren statt. Man könnte Julia mitnehmen? Und Thomas. Wenn es sein muss sogar Philippe. Dann wird die Sache unterhaltsamer. Mit der Biennale, inklusive Besuch bei Guido Guisoni, hat es leider nicht geklappt. Angermayer musste absagen. Bandscheibenvorfall! „Das kommt davon, weil du nichts für deine Gesundheit tust!“ meint Birte. Das bisschen Skilaufen im Winter, das sporadische Tennisspiel im Sommer. Das reicht nicht. Mag sein. Jedoch, Birte rafft sich nicht einmal dazu auf und hat keine Probleme mit dem Rücken. Also frequentiert man neuerdings ein Fitness-Studio mit medizinischem Anspruch. Alle beide. Denn Birte kommt aus Solidarität mit. Zwar bevorzugt sie eine weniger spartanische Variante – da gibt es wirklich

ansprechende Einrichtungen mit Swimmingpool und Dampfbad, Saftbar und gedämpfter Musik, netten jungen Trainern und lauter schicken Menschen in kreischbunter eng anliegender Sportbekleidung –, doch hier geht es um die Gesundheit. Der man jedes Opfer zu bringen bereit ist. Also nimmt man die freudlose Atmosphäre eines Wartesaals, graue Maschinen, ja sogar Gemeinschaftsduschen in Kauf. Widerwillig. Die Instruktoren sind zwar jung, aber mürrisch. Nach einem halben Jahr bekommt Birte Knieprobleme. Nie zuvor hat sie ihr Knie gespürt. Jetzt kann sie kaum noch gehen. Von Highheels ganz zu schweigen. War wohl doch nicht so sinnvoll. Die Arbeit mit Gewichten. Meint der Orthopäde.

Mit Iris rechnet man erst gar nicht. Bei der Planung von Kunstexkursionen. Die interessiert sich höchstens für Kunstwerke, auf denen Kleider dargestellt sind. Also keine Moderne. Weder klassisch noch zeitgenössisch. Nichts Abstraktes. Sie verhält sich in diesem Punkt durchaus konform mit Philippe. Den ebenfalls nur der Museumbau interessiert, nicht der Inhalt. Kein Anhänger von „form follows function", wie es scheint. Das gemeinsame Desinteresse hat zur Folge, dass Iris und Philippe mit Mr. Snagsby häufig zu Hause zurückgelassen werden. Wenn sich die anderen Kunst anschauen. Was beide zunächst als unangenehm empfinden. Man bemüht sich, dem anderen aus dem Weg zu gehen – und trifft genau deshalb ständig aufeinander. Zumal die Rückzugsorte – Architekturbüro und Modearchiv – nebeneinander liegen. Man hört, ob jemand nebenan tätig ist. Der andere braucht nicht einmal laut zu telefonieren oder Musik zu hören. In der allgemeinen Stille dröhnt jeder Schritt wie Kanonendonner. Wenn beide konzentriert tätig wären, würden sie es vielleicht nicht wahrnehmen. Aber sie tun ja bloß so, als ob sie arbeiteten. Pro forma. Schalten den Computer ein. Checken die Mails. Machen ein bisschen Ordnung in den Dateien. Ein Spielchen vielleicht? Scheintätigkeiten zum Zeitvertreib. Iris will nicht. Philippe traut sich nicht. Weiß nicht, wie beginnen. Es bleibt Mr. Snagsby vorbehalten, die ersten zarten Bande zwischen den beiden zu knüpfen. Er zahlt einen hohen Preis. Doch der Reihe nach.

Wie bekannt entdeckt Iris seit einiger Zeit ihr Herz für Mr. Snagsby. Nun steht seit ihrem Geburtstag auf ihrem Schreibtisch eine imposante Bonbonniere. Erlesene Pralinen aus der besten Konditorei am Platz. Genau die, gegenüber der Residenz. Birte knausert nicht. Allerdings sei die Frage erlaubt, ob das Geschenk als solches glücklich gewählt ist. Denn Birte weiß wohl, dass Iris sich nichts aus Süßigkeiten macht. Ist ihr nichts Besseres eingefallen? Oder steckt eine gewisse Bosheit dahinter? Wir wissen es nicht. Kurzum, die ansprechend verpackten Leckereien bleiben unberührt. Denn Julia als mögliche Interessentin setzt ihren Fuß so gut wie nie über die Schwelle. Was liegt also näher, als sich den guten Mr. Snagsby mit einer Extraportion Schokolade gewogen zu machen? Denkt Iris. Die nichts von Hunden versteht. Zur großen Begeisterung von Mr. Snagsby, der ein Praliné nach dem anderen gierig verschlingt. Iris freut sich, wie gut es ihm mundet. Erst Stunden später wundert sie sich, wo der Hund abgeblieben ist. Man hört gar nichts mehr von ihm. Sie schaut umher. Nichts. Sie ruft ihn. Nichts.

Allmählich erfasst sie Panik. Sie klopft an Philippes Tür. Gemeinsam setzt man die Suche fort. Schließlich entdeckt man ihn unter dem großen Sofa. Regungslos. Er muss sich mit letzter Kraft hingeschleppt haben. Rührt sich nicht. Bewusstlos oder gar … tot? Philippe weiß, was zu tun ist. Wählt die Nummer des tierärztlichen Notdienstes. Der Veterinär trifft gleichzeitig mit Thomas und Julia ein. Birte und Lukas sind ebenfalls dabei. Er stellt den Tod des Tieres fest. Akutes Kreislaufversagen. Die detailreiche Beschreibung des Todeskampfes sei dem Leser erspart. Wir sind hier nicht bei Thomas Mann. Rätselhaft. Ein junges, allem Anschein nach gesundes Tier. Was hat er denn gefressen? Hat er im Garten Rattengift erwischt? Nein, er war heute nicht draußen. Iris hat nichts falsch gemacht. Er hat nur ein bisschen Schokolade genascht. Dort aus der Bonbonniere. Hoffentlich bemerkt Birte nicht, dass es sich um ihr Präsent handelt, das an den Hund verfüttert wurde. Peinlich, peinlich! Es kommt noch schlimmer. Die Schokolade hat Mr. Snagsby umgebracht. Hunde vertragen keine Schokolade. Ihr Kreislauf kollabiert. Der Tierarzt weiß es genau, verkündet mit größter Bestimmtheit: Iris hat Mr. Snagsby auf dem

Gewissen. Es hilft nicht, wenn sie stammelt, dass sie nichts gewusst hat, dass Mr. Snagsby ganz wild auf Süßigkeiten war. „Mörderin!“, schluchzt Julia und wirft sich Thomas an die Brust, weil sie das aus Filmen kennt. „Du hättest die ‚Hmhmhmhmhm’-Pralinen besser selbst gegessen oder Julia gegeben“, bemerkt Birte pikiert. – Sie hat es also doch gemerkt! – „Sie haben ihn mit der Schokolade getötet. Unwissentlich, aber trotzdem“, spricht der Veterinär ex cathedra. Wenigstens kreischt er nicht auch „Mörderin“. Also fahrlässige Tötung. Strafrechtlich betrachtet eine deutliche Verbesserung. Sie hat es nicht gewollt, doch trotzdem getan. Fahrlässig eben. Das hat keinen angenehmen Beigeschmack. Besser zwar als Mord oder Totschlag. Immerhin. Lukas schweigt. Birte blickt säuerlich auf die Bonbonniere. Thomas hat alle Hände voll zu tun, die hysterisch jammernde Julia zu trösten. Der Tierarzt packt seine Instrumente weg. Für ihn gibt es nichts mehr zu tun. Und Iris, in ihrer verzweifelten Ausgestoßenheit, tut es Julia nach. Sie sinkt in Philippes Arme. Ihrerseits schluchzend vor lauter Selbstmitleid, da sie sich von allen ungerecht behandelt fühlt. Und Philippe, vollkommen verdutzt, weil er mit allem gerechnet hätte, nur nicht damit, Philippe beweist unerwartete Geistesgegenwart. Er hält sie fest. Ende der Tragödie.

The late Mr. Snagsby findet seine letzte Ruhestätte im Garten. Unter der großen Trauerweide. Sein Lieblingsplatz zu Lebzeiten. Nun liegt er dort unter einem kleinen Holzkreuz, das seinen Namen und die Daten seines viel zu kurzen Lebens trägt. Unter einem Meer von Blumen. Julias Eifer währt nicht ewig. Ein Jahr später sind Kreuz und Grab von Gestrüpp überwuchert. Mr. Snagsby ist vergessen. Doch zunächst wird getrauert. Wird Julia ihren Hass auf Iris jemals überwinden? „Mörderin!“ Julia braucht es nicht einmal mehr auszusprechen. Iris traut sich kaum noch, der Nichte in die Augen zu schauen. Sie fühlt sich schuldig. Besser, man geht sich aus dem Weg. Thomas möchte mit Julia wegfahren. Damit sie nicht ständig an Mr. Snagsby erinnert wird und endlich auf andere Gedanken kommt. Iris hat nichts dagegen einzuwenden. Dieser anklagende Blick. Alle ergreifen Julias Partei. Thomas, Birte, Lukas. „Wie konntest du nur?“ Sie würde es doch selbst gern rückgängig machen. Aber ach,

keiner vermag Mr. Snagsby zum Leben zu erwecken. Er ist ein- für allemal tot. Durch ihre Schuld. Dabei wollte sie ihm etwas Gutes tun. Schuldlos schuldig. Nie mehr wird dieses wunderbare Tier durch das Haus toben. Nie mehr fröhlich bellen. Welch ein Verlust! Iris, genau jene Iris, die vor nicht allzu langer Zeit einen weiten Bogen um jeden Vierbeiner schlug, jene zuweilen sogar verächtlich als „Tölle“ titulierte, sie weint nun bittere Tränen um eben jene Kreatur. Schuldgefühl und Selbstmitleid vermengen sich zu einer überraschend wohligen Melange. Der sich Iris widerstandslos hingibt. Irgendwie entspannend. Wie ein heißes Bad.

Iris lässt sich fallen. Wie in einer Art von Trance oder Hypnose steigt sie hinab in die tiefen Schichten ihres Bewusstseins. Was sie dort findet? Eigentlich nichts. Keine Abgründe tun sich auf. Keine unbewältigten Traumata. Nichts Verschüttetes. Es gibt nichts zu berichten. Iris Riedingers Kindheit bleibt banal. Keine dunklen Geheimnisse. Nichts wurde ihr angetan. Keine Schuld, die sie auf sich geladen hätte. Sie wusste nicht einmal, was sie hätte beichten sollen. Keine der im Beichtspiegel aufgeführten Verfehlungen schienen zutreffend. Weshalb sie nach eingehender Gewissensprüfung beschloss, ein paar lässliche Sünden zu nennen. Zum Beispiel: „Ich war ungehorsam.“ Eine glatte Lüge, denn Iris war stets ein braves Kind. Die bei weitem folgsamste der Drei. Keine Widerworte. Selbst unangenehme Pflichten wie Abtrocknen oder Staubwischen wurden ohne Murren erledigt. „Iris ist ein äußerst pflichtbewusstes Kind“, stand im Zeugnis der ersten Klasse zu lesen.

Das ist sie heute immer noch. Fassungslos, wenn man sie angreift. Warum? Sie will es doch allen nur recht machen. Ungerechtigkeit des Lebens. Andere leben in den Tag hinein, kümmern sich um nichts – keiner findet etwas daran auszusetzen. Wenn sie einen Fehler macht, darf jeder auf ihr herumhacken. Iris entdeckt das Selbstmitleid. Etwas, das sie bislang nicht kannte. Vielleicht weil keiner ihr zuhörte? Ohne Zuhörer macht die Sache keinen Spaß. Sie wird rasch langweilig. Philippe spricht wenig und vermittelt den Eindruck konzentrierten Zuhörens. Fast könnte man sagen, er pflege

die Attitüde eines Analytikers. Indem er in regelmäßigen Abständen durch dezent gemurmelte Einwürfe wie „Ja“, „Hm“, „Ach was“ oder „Wie“ signalisiert, dass seine gesammelte Aufmerksamkeit auf sein Gegenüber richtet. Damit keiner denkt, er pflege nebenbei ein Nickerchen. Wenn Iris allzu elliptisch erzählt, fragt er nach. Doch das geschieht eher selten. Nie verliert er die Geduld. Obwohl Iris sich dauernd wiederholt. Eigentlich müsste er protestieren: „Nein, bitte nicht schon wieder, das habe ich bereits bis zum Erbrechen gehört!“ Allein er schweigt und lauscht. Bis es Iris selbst langweilt. Und sie ihrerseits beginnt, ihn auszufragen. Was ihm nicht behagt. Er hat mit der Vergangenheit abgeschlossen. Wenn er darüber spricht, kocht alles wieder hoch, was man lieber unter Verschluss hält. Die Vergangenheit ist vergangen. Man muss nach vorn schauen. Empfiehlt er Iris. Der man das eigentlich nicht zu sagen braucht. Dass sie, zum ersten Mal im Leben, ohne Projekte, Pläne, Ziele in der desillusionierenden Gegenwart hängt wie in einer unendlichen Schleife, passt gar nicht zu ihr. Keine Perspektive.

Wo ist ihr Tatendrang geblieben? Eine ernsthafte Krise? Ein Wendepunkt? Vielleicht geht es irgendwann weiter wie zuvor? Wenn der entsprechende Impuls von außen kommt. Vielleicht handelt es sich um eine dringend benötigte Ruhephase? In der man sich neu orientiert. Um anschließend durchzustarten. Wer weiß? Am wenigsten Iris. Philippes Gesellschaft tut ihr gut. Seine Bewunderung. Sie braucht das. Möchte von anderen hören, wie erfolgreich sie ist, wie gut sie alles macht. Und, natürlich, dass sie eine attraktive Frau ist. Ohne sich dessen bewusst zu werden fängt Iris an, sich für Philippe hübsch zu machen. Künftig keine Leisurewear. Stattdessen adrette Kostümchen oder Kleider, Schminke. Wie früher. Der erste Schritt aus dem seelischen Tief? Sie betrachtet sich im Spiegel, zufrieden mit dem, was sie sieht. Philippes Blick bestätigt das eigene Urteil. So hat Thomas sie nie angeschaut. Der war damals umgeben von den hübschesten Mädchen. Iris macht sich nichts vor. Sie hat es nicht vermisst – jenes Begehrtwerden. Nun findet sie ganz unerwartet einen Mann, der eben das tut. Ein seltsames Gefühl. Mit 43 Jahren. Es vermittelt eine gewisse Illusion von Jugend. Einer Jugend, die Iris

nie ausgelebt hat. Mit straff geplanter Zukunft im Visier schwindet der Sinn für das Hier-und-Jetzt. Ein Mangel, den sie nun empfindet. Willkommen in der Gegenwart!

Allein die Gegenwart fällt selten so aus, wie man sie sich wünscht. Sondern bösartig, frustrierend, banal. Wer dächte nicht an Flucht? In die Vergangenheit wie Julia, die ihre Phantasie mit Romanen anfüttert. Oder in die Zukunft wie Iris. Deren Pläne, Projekte ebenfalls eine Art von Derealisierung darstellen. Verweigerung von Gegenwart. Mit Philippe ändert sich alles. Keine Fluchtgedanken. Zufriedenheit, Ruhe – Glück? Kein schlechtes Gewissen stellt sich ein. Die Archivpost bleibt liegen. Systemtheorie? Gender Studies? Was ist das? Braucht sie das? In ihrem Alter? Hat sie nicht genug geleistet? Wozu all die Mühe? Was wäre mit einer Habilitation gewonnen? Sie müsste Woche für Woche an irgendeiner Provinzhochschule Lehrveranstaltungen abhalten. Zwecks Venia Legendi. Das bedeutet Vorbereitung, lange Anreise, Stress. Und das alles, um apl. Prof. Dr. Iris Riedinger auf seiner Visitenkarte zu lesen?

Sind das wirklich Iris Gedanken? Oder nicht eher Philippes Argumente? Der erleben musste, wie schnell man fällt. Ganz tief. Seither denkt er in bescheidenen Dimensionen. Stararchitekt, Professor an der Technischen Hochschule, kein Thema mehr. Vielleicht ein kleines Büro, in ein paar Jahren. Eine Wohnung, eigenes Auskommen. Das genügt. Man braucht weniger zum Leben, als man denkt. Rückbesinnung aufs Wesentliche. Gedanken, die Iris neu entdeckt. Die irgendwie faszinieren. Es geht anders. Ohne beständigen Druck. Auf sich und andere. Ohne dieses Immermehr. Man braucht nicht zwangsläufig künftige Ziele zu fixieren, wenn das nächste noch nicht abgearbeitet ist. Man braucht nicht einmal ein nächstes Ziel. Entschleunigung. Konzentration auf die Gegenwart. In einem Radio-Feature über Fastenkuren hört Iris, dass eine Phase absoluten Verzichts auf feste Nahrung die Geschmacksnerven sensibilisiert. Man gewinnt ganz unspektakulären Gerichten, wie etwa einem Apfelmus, ungeahnte Sinnesqualitäten ab. Man entdeckt das Essen neu. Iris mag es ähnlich ergehen. Sie fühlt sich befreit.

Nichts zwingt sie morgens aus dem Bett. Sie genießt den Schlaf. Das Frühstück, das ihr Philippe ans Bett bringt. Sie genießt es, sich zu duschen, zu schminken, anzukleiden. Ganz nach Lust und Laune. Da wird Mode zum entzückenden Spiel. Man darf probieren. Man darf etwas wagen. Erst ein wenig, dann mehr. So gut sah Iris selten aus. So entspannt. Mit geglätteten Zügen. Fast könnte man mutmaßen, sie habe sich unter das Skalpell eines Schönheitschirurgen begeben. Derart frappierend scheint die Veränderung. Kann das sein? Es kann. Ausreichender Schlaf, gesunde Ernährung. Vor allem, kein Stress. Da braucht es weder Botox noch Lifting. Keinen Wellness-Urlaub auf den Malediven. Birte kann es nicht fassen. Dass diese Metamorphose auf natürlichem Weg zustande kam. Dieses Strahlen. Wo ist der verhärmte Zug um den Mund geblieben? All das Verkniffene, Zwanghafte? Ausdruck immenser innerer Anspannung, die über Iris schwebte. Wie weggeblasen.

„Deiner besten Freundin könntest du wenigstens die Adresse deines Schönheitschirurgen nennen", stichelt Birte. „Andere wollen auch schön sein, nicht nur du!" Je mehr Iris beteuert, es gäbe keinen Eingriff, sogar den Haaransatz frei legt, bitte sehr, keine Narben, desto mehr beißt sich Birte fest. Die mit ihren runden, gut gepolsterten Bäckchen wahrlich keine Straffung nötig hat. Eifersucht auf Iris, die plötzlich im Mittelpunkt steht? Jeder findet, sie sähe einfach blendend aus. Komplimente, die sonst Birte einstreicht. Hauptsache, Lukas lässt sich von der allgemeinen Euphorie nicht anstecken. Doch dem ist Iris zu dünn. Er mag es füllig. Julia entspricht eher seiner Vorstellung. Aber die ist zu jung.

Überhaupt, wozu diese Überlegungen? Lukas ist seiner Birte treu. Sie ist für ihn die perfekte Frau. Von Anfang an. Ein monogames Tierchen dieser Lukas. Wie die Erpel der Stockente. Oder waren es Zwergpapageien? Die nur ganz eng paarweise existieren. Wenn jedoch ein Partner stirbt, sucht sich der Überlebende ganz schnell einen neuen. Nicht anders verhält sich Lukas. Auch er praktiziert serielle Monogamie. Mit dem Unterschied, dass seine beiden Exgattinnen durchaus putzmunter in München leben. So lange die Beziehung

dauert, ist Lukas treu. Funktioniert es eines Tages nicht mehr, beendet er die Beziehung. Und kann sich wieder neu verlieben. Kinder gibt es übrigens keine. Was die Sache ungemein vereinfacht. Obschon die geschiedenen Gattinnen, man hat sich Lukas' Naturell entsprechend ohne Rosenkrieg getrennt, die sich immer noch hilfesuchend an Lukas wenden, wiewohl sie längst wieder liiert sind, doch leider nie auf Dauer, Birte oft genug in Rage bringen. Wenn dann noch Kinder dazukämen, nicht auszudenken. Egal, ob groß oder klein, die wollen immer etwas.

Apropos Kinder, im Angesicht des drohenden Klimakteriums überlegt sich Birte ernsthaft, ob sie nicht doch schwanger werden will. Die moderne Reproduktionsmedizin leistet Beachtliches. Sogar über Sechzigerjährige werden Mutter, wie immer das gehen mag. Im Vergleich dazu fühlt sich Birte ausgesprochen jugendlich. Ihr Gynäkologe sieht keine Probleme, Eizellen für eine Invitro zu gewinnen. Mit etwas Hormonstimulation. Von natürlicher Fertilisation rät er allerdings entscheiden ab. Viel zu unsicher. „Wir haben keine Zeit zum Probieren. Wenn Sie sich dazu entschließen, muss es schnell gehen!" Und der potenzielle Vater? Der weiß noch nichts. Birte verschiebt die Aussprache immer wieder. Vielleicht lässt man alles wie bisher?

Fast könnte man vermuten, Birte sei nicht ausgelastet. Seit dem Verkauf ihres Labels. In der Tat, Birte sucht neue Herausforderungen. Umtriebig, wie sie nun einmal ist. Da kann Iris neue Lässigkeit nur Argwohn erregen. Menschen ändern ihr Verhalten nicht so ohne weiteres. Da steckt etwas dahinter. Mit Lukas kann man nicht darüber reden. „Ich weiß gar nicht, was du hast? Iris ist auch nicht anders als sonst", würde seine Antwort lauten.

Seit Julia und Thomas auf Reisen sind, sieht man sich nur selten. Höchstens zufällig. Wo stecken die beiden eigentlich? Man hört gar nichts. Weiß nur, wo sie nicht sind. Weder bei Luigi und Diana in Rom, noch bei Oma Riedinger in Wien. So wenig wie in Venedig bei Guido Guisoni. Sie sind – unterwegs. Wo sie sich aufhalten, was

sie unternehmen, keines weiß es. Im Grunde will man es gar nicht so genau wissen. Jeder beschäftigt sich mit sich selbst. Das schafft stabile Verhältnisse. Wer sich auf die eigene Person konzentriert, erklärt anderen nicht, was sie besser machen könnten. Das minimiert Konfliktpotenzial. Nur, ewig dauert dieser Gleichgewichtszustand nicht. Eine Übergangsphase. Es könnte die Ruhe vor dem großen Sturm sein. Oder auch nicht.

Nachwort

Der Mensch ist keine Blume. Er ist nicht wie diese unmittelbar von seiner Umwelt abhängig. Wenig hat er mit dem Tier gemein. Im Gegensatz zum Tier entfernt er sich von der Natur. Er beginnt mit dem Denken. Nicht die Natur macht ihn, er macht sie sich selbst. Er bewegt sich nicht in der Natur, sondern in einer von ihm geschaffenen Welt, Kultur oder Zivilisation genannt. Die Nachteile, die ihm als Naturwesen sicheren Untergang bescherten, münzte er in Vorteile um. Damit sichert er sich sein Überleben. Selbst Naturvölker leben nicht in und mit der Natur. Natur ist Objekt ihres Handelns. Sie leben in sozialen Strukturen, die durch Abstraktion gewonnen wurden. Nach Claude Lévi-Strauss betrachtet der Mensch seine unmittelbare Naturumgebung mithilfe seiner von ihm geschaffenen, abstrakten Struktur. Seit er denkt, ist die Natur Objekt, mehr und mehr Mittel, seine Selbsterhaltung zu sichern. Was sie ihm nicht unmittelbar zur Verfügung stellt, entreißt er ihr mit der List der Vernunft. Die Vernunft als Instrument, um die Natur zu beherrschen, ist selbst der Natur abgerungen, nämlich seiner eigenen. Seinen Leidenschaften, Affekten, Gefühlen, seinen Trieben.

Erst indem er lernte, seine unmittelbaren Triebbefriedigungen aufzuschieben, auf Bedürfnisse zu verzichten, wird das Naturhafte an der Vernunft abgestreift. Sie wird Geist. Geist als das Gegenüber der Natur, als ihr Gegenteil. Der Naturbezug verändert sich. Natur ist keine Göttin, die den Menschen mit ihren Früchten beschenkt. Der Mensch wartet nicht auf den Frühling, zittert nicht mehr vor Gewitter und Hagelschlag. Er befreit sich von ihr, indem er sie bearbeitet. Er bewegt sich nicht mehr in der Naturwelt, sie ist nicht mehr Objekt, sie wird zum bloßen Stoff. Je mehr die Vernunft die Natur degradiert, umso mehr verwandelt sich Vernunft in Willen zur Macht. Sie strukturiert sie, gibt ihr eine Ordnung. Das Ergebnis ist ihre Quantifizierung. Natur ist das, was sich in Zahlen und Gesetzen formulieren lässt. Das ist der Triumph der Aufklärung. Die Natur ist keine Lebenswelt mehr, sie wird Stoff der Naturwissenschaft. Der Mensch vergisst dadurch, dass er sein Naturwesen nicht abstreifen

kann. Er gerät selbst in den Fokus der Naturwissenschaft. Nicht er selbst macht sich zum Objekt, die Wissenschaft degradiert ihn zum Experimentierfeld. Die Gesellschaft baut ihm, mithilfe von Ökonomie, Technik und Wissenschaft eine zweite Welt, seine künstliche Lebenswelt. Die erste, die der Natur, ist bloße Dekoration, zumeist Widerstand. Man fährt durch die Natur hindurch wie ein warmes Messer durch die Butter. Die gesellschaftliche Vernunft organisiert und determiniert die menschliche Lebensweise, weil sie dank der Wissenschaft weiß, wie die Menschen reagieren und funktionieren. Über die Köpfe der Menschen hinweg waltet die gesellschaftliche Vernunft, aber die Menschen partizipieren nicht an ihr. Sie bilden ihre eigene subjektive Vernunft aus. Subjektive und gesellschaftliche Vernunft gehören verschiedenen Welten an. Die gesellschaftliche Vernunft ist eine rationale Form des Willens zur Macht, die subjektive Vernunft ein Instrument der Bedürfnis- und Triebbefriedigung. Sie hat eine kurzzeitige Erfolgsstrategie der Befriedigung zu entwickeln. So kehrt in der zivilisatorischen Welt die Natur zurück. Keineswegs von der Vernunft sublimiert. Auf diese Weise rächt sie sich an ihrer Unterdrückung durch die Vernunft. Die Natur kehrt zurück, nicht als freundliche, schenkende Göttin, sondern in Form von Triebansprüchen und Bedürfnissen, die merkwürdigerweise von der gesellschaftlichen Vernunft gefördert und erzeugt werden. Ein irrationaler Zustand. Die gesellschaftliche Vernunft interessiert sich nicht für die Einrichtung einer vernünftigen Gesellschaft, die subjektive Vernunft wird von Trieben und Bedürfnissen gejagt, die gesellschaftlich produziert, also künstlicher Natur sind.

Und die Kunst? Refugium des Menschen und der Natur? Sie widersteht nicht dem Prozess der Naturbeherrschung. Sie folgt der Wissenschaft. Kunst ahmt nicht die Naturschönheit nach, sie schafft sie. Was aber an der Natur schön ist, verwirklicht sich in Maß, Zahl und Ordnung. Schön ist die Idee, die an ihr zum Vorschein kommt. Mit Ideen arbeitet die Vernunft, nicht die Natur. Natur ist keine Landschaft. Erst als Objekt verwandelt sie das menschliche Subjekt in eine Landschaft. Die Kunst gibt der Natur nicht ihre Freiheit zurück. Sie ist nur eine andere Art von Naturbeherrschung. Was bleibt von

der Natur übrig? Sie verwandelt sich in Stimmung. Stimmung ist ein unbestimmtes Gefühl. Einzig in dieser Unbestimmtheit findet möglicherweise eine Kommunikation zwischen dem Menschen als Naturwesen und der Natur statt. Die Naturlyrik gestaltet keine Natur, erzeugt keine Landschaften, Natur spricht sich in Stimmungen aus. Der Naturlyriker gibt ihr ihre Subjektivität wieder. Im Gedicht spricht sich Natur als Subjekt aus. Aber sie spricht nicht. Sie ruft eine Stimmung hervor. Oder zumindest ist in der Stimmung noch das zu erfahren, was man sich unter befreiter Natur jenseits des menschlichen Zugriffs vorstellen kann. Denn Stimmung ist etwas, was die Vernunft nicht kennt. Es ist eine leibliche Erfahrung, wie das Lachen rein dem Leib zugehört. Der Leib mit seinen Sinnen wird in Stimmung versetzt. Die Stimmung verbreitet sich, sie besitzt Intensität, lässt sich jedoch nicht quantifizieren. Stimmung kennt kein Außen. Sie ist reine Innenwelt. Man kann sich von der Stimmung kein Bild machen. Man ist in Stimmung oder nicht. Um Menschen in Stimmung zu versetzen, bedarf es der Drogen. Den Leib gilt es zu aktivieren. Wehrt sich der Leib, ist die Stimmung dahin. Stimmung ist ein Akt der Leibempfindung. Das Bewusstsein kennt keine Stimmung, nur harte Fakten. In der Stimmung hat sich die Natur zurückgezogen, aber in der Stimmung kommuniziert sie mit der menschlichen Natur.

Auch die Geschichte der Kunst ist eine, die sich im Schlepptau der Naturbeherrschung vollzieht. In der Antike ist der Mythos ein anderes Wort für die Natur. Im Mythos unterliegen die Menschen dem Schicksal, der Ananke. Der Mensch ist schrecklich, aber noch schrecklicher ist die Natur, wenn er ihre Gesetze missachtet. Zum Mythos wird die Natur erst dann, wenn er sich von ihr bereits befreite. Auf der Bühne kann sie triumphieren, weil sie in der Wirklichkeit keinen Schrecken verbreiten kann. In der Neuzeit schrumpft sie zur individuellen Leidenschaft. Der Held benützt seine Leidenschaft, um Großes zu vollbringen. Aber die Leidenschaft zerschellt an der Macht gesellschaftlicher Vernunft. In der Moderne ist die Naturschranke gänzlich zurückgedrängt. Auf der Bühne werden gesellschaftliche Verhältnisse verhandelt, die Literatur engagiert sich, um die Welt zu verbessern oder um Schicksalsschläge zu verarbeiten. Diese sind

gänzlich gesellschaftlicher Natur. Oder der Schriftsteller breitet seine persönlichsten Erlebnisse vor dem Leser aus, die entweder seine Vorurteile bestätigen oder ihm missfallen. So körper- und hautbetont diese auch sein mögen. Sie sind bloß ontisch, zudem ohne sinnliche Qualitäten. Dem Leiblichen wird nicht seine mögliche, epukuräische Natur zurückgegeben, sondern es wird zum Ding unter Dingen.

Auch Goethe kann sich diesem Prozess der Naturbeherrschung nicht entziehen. Der Stürmer und Dränger sucht noch alles mit seiner Seele. Auch die Natur ist ihm beseelt. Natur ist schaffende Natur, „natura naturata". Das schöpferische Ich repräsentiert die schöpferische Natur. Das Genie schafft wie die Natur. Er mag, wie seine Interpreten meinen, immer Pantheist gewesen sein. Aber sein Naturbegriff blieb nicht derselbe. Natur war für Goethe nie der unbegrabene Leichnam unter unseren Füßen, ein Abfall von der Idee, wie für Hegel, noch ein romantisches Zauberschloss. Goethes „natura naturata" verwandelte sich mehr und mehr in eine „natura naturans". Mag er auch von Polarität und Steigerung sprechen, sein Naturbegriff hat wenig von einem Aufstieg von Schwere–Licht–Leben, wie sich Schelling die produzierende Natur vorstellte. Der Beweis dafür sind nicht seine theoretischen Schriften, sondern die Probe aufs Exempel sind die „Wahlverwandtschaften", die ihm allein als Autor zuzuschlagen sind. In den „Wahlverwandtschaften" hat die Natur ihren sinnlichen Glanz verloren. Aber was ist sie dann?

Wer glaubt, Goethe wäre der Olympier, der in Äonen denkt, Epochen wären für ihn nur Momente, irrt. Goethe wollte immer aktuell sein, immer auf der Höhe des Zeitgeistes. Immer interessiert an Neuigkeiten, die sich für seine Zwecke ausschlachten ließen. Goethe verschwindet nicht in seinem Werk, er ist ein Schwamm, der alles aufsaugt. Die Mittel hatte er dazu. Die Höhen und Tiefen verdanken sich nicht seinen persönlichen Lebensumständen, sondern dem Zufluss, der stockte, den Tagesgrößen, die enttäuschten. Seine „Wahlverwandtschaften" greifen Aktuelles auf, zeigen, dass er auf dem neuesten Stand ist. Der Preis ist hoch. Es ist kein Werk aus einem Guss. Ein Flickwerk neuester Mode. Goethe äußert sich darin

über alles, was im Weimarer Adel en vogue war und womit sich der Adel idealisierte. Gartenbau, lebende Bilder, Musik, feinsinnige Gespräche über Gott und die Welt. Völlig indiskutabel Ottilies Tagebuch, Reflexionen eines jungen Mädchens, formuliert von einem altersweisen Herrn, Almanachen entnommen. Höchst aktuell waren die Chemie und das Gesetz der Wahlverwandtschaft. Heute spricht kein Mensch mehr davon, was der Wahlverwandtschaft überirdische Würde verleiht. Was heißt Wahlverwandtschaft und was bedeutet das für den Roman? Wahlverwandtschaft heißt, so lässt Goethe einen seiner Protagonisten dozieren, wenn ein Verhältnis dem anderen vorgezogen wird. Durch chemische Trennung entsteht eine neue Zusammensetzung. Man bemerkt bereits die Absicht. Vier Personen, ein Paar bildet sich neu. Eduard und Ottilie. Der Roman ist nichts anderes als die Durchführung dieses veralteten chemischen Gesetzes. Das wäre nun diskursiv eine kleine Geschichte, literarisch folgt daraus, dass die Romanfiguren nur Figuren sind, an denen das chemische Gesetz illustriert wird. Es sind keine Charaktere mit Eigenleben. Das Gesetz schreibt ihnen vor, was sie zu tun haben.

Und das Gesetz, als Schicksal, als mythische Ananke, als Vorsehung, setzt sich durch. Und jene, die ihm folgen, werden am Jüngsten Tag freundlich nebeneinander erwachen. Was folgt daraus? Die Menschen sind keine Charaktere, sondern, wie Friedrich Gundolf deutet, kosmische Wesenheiten, also entindividualisierte Formen ohne Innenleben. Was bedeutet das für Goethes Naturanschauung? Er folgt der modernen Naturwissenschaft, der Auflösung der Welt in Elemente und Gesetze, unter Ausschluss der Geschichtlichkeit der Natur. Die beginnende, sich in der Manufaktur realisierende Mathematisierung der Natur hat in der literarischen Wahlverwandtschaft ihr Gegenstück. Es gibt nichts Neues unter der Sonne. Leidenschaften, Affekte, Wünsche sind nur dazu, dass sich das Gesetz realisiert. Bei Schopenhauer ist es zumindest der Wille, der sich auch in der Natur offenbart. Eine chemische Reaktion wird nicht nur auf die Menschenwelt übertragen, sie wird auch ins Metaphysische übersetzt. Das Jüngste Gericht wird jedem zeigen, ob er dem chemischen Gesetz folgte oder es ablehnte. Goethes Naturbegriff besteht aus Gesetz und Stoffen. Von

den „Wahlverwandtschaften“ führt kein Weg zu seiner Farbenlehre. Goethe kritisierte Newton ob der Quantifizierung der Natur. Newton übertrug allerdings kein Naturgesetz auf das menschliche Leben. Kant fragte nach dem Newton des Strohhalms, Goethe übertrumpfte ihn, indem er das All-Geschehen auf die chemische Wahlverwandtschaft zurückführte. Die „Wahlverwandtschaften“ waren, so würde man heute sagen, ein Experiment. Wie wäre es, dieses Experiment, unter veränderten Bedingungen, wieder aufzugreifen? Nicht um der Gesellschaft Naturgesetze zu implantieren, vielmehr um sowohl die gesellschaftliche Struktur als auch die gesellschaftliche Vernunft, unter denen die Menschen ihre jeweilige subjektive Vernunft organisieren, ihre Leidenschaften, Zu- und Abneigungen zu offenbaren. Mit ihrem Einverständnis, ohne ihren Willen. Aber als Individuen mit Charakter, Eigenleben und Bedürfnissen, die ihnen sowohl fremd als auch persönliche gegenübertreten. Der Roman „Polymerisation“ macht darauf die Probe. Er arbeitet nicht nach dem Gesetz der Wahlverwandtschaft. Der Prozess, der sich entwickelt, wäre, um ebenfalls einen chemischen Begriff zu verwenden, eine Polymerisation. Die Initiatoren sind die vier Protagonisten selbst. Ob sich daraus jeweils eine Polymerisationskette entwickelt, die als Lebensentwurf gelten kann, bleibt fraglich.